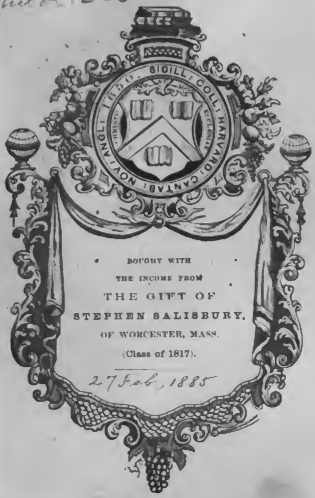
VERHANDLUNGEN DER ... VERSAMMLUNG[EN] DEUTSCHER PHILOLOGEN UND...

Verein Deutscher Philologen und Schulmänner, ...

Digitized by Google

Phil. 225



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE GIFT OF
STEPHEN SALISBURY,
OF WORCESTER, MASS.
(Class of 1817).

27 Feb, 1885

Digitized by Google

VERHANDLUNGEN

DER

DREIUNDDREISSIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

GERA

VOM 30. SEPTEMBER BIS 2. OCTOBER 1878.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1879.

Digitized by Google

FEB 27 1885

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Verzeichniss der Mitglieder . . . . . 1—4
Festschriften 5
Erste allgemeine Sitzung . . . . . 6—32
Eröffnungsrede des Präsidenten Gymnasialdirector Dr. *Grumme* (Gera) . . . . . 6—10
Begrüssungen durch die Herren Geh. Staatsrath Dr. *Vollert* (Gera), Oberbürgermeister Regierungsrath *Fischer* (Gera) . . . . . 10—14
Vortrag des Prof. Dr. *Windisch* (Leipzig) über die altirische Sage des Táin Bó Cúalgne, der Raub der Rinder . . . . . 15—32
Geschäftliche Mittheilungen 32
Zweite allgemeine Sitzung . . . . . 32—63
Geschäftliche Mittheilung des Präsidenten Gymnasialdirector Dr. *Grumme* (Gera) 32
Vortrag des Prof. Dr. *Gelzer* (Basel) über die politische und kirchliche Stellung von Byzanz . . . . . 32—35
Vortrag des Dr. *Glaser* (Giessen) über P. Vergilius Maros Eclogе II, IV und X theils lautgen, theils parodischen Inhalts . . . . . 55—63
Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten 63
Dritte allgemeine Sitzung . . . . . 64—76
Vortrag des Privatdocenten Dr. *Zacher* (Halle a/S.) über die faktische und praktische Darstellung antiker Dichtwerke, mit besonderer Berücksichtigung des Chors . . . . . 64—73
Vortrag des Prof. Dr. *Osthoff* (Heidelberg) über das physiologische und psychologische Moment in der sprachlichen Formenbildung und ihr gegenseitiges Verhältniss . . . . . 74—75
Ersuchen des Prof. Dr. *Weissenborn* (Erfurt) um Auskunft über Fakultäts- und Statutenbücher der alten Universität Erfurt . . . . . 75—76
Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten 76
Vierte allgemeine Sitzung . . . . . 77—93
Vortrag des Dr. *Lewy* (Berlin) über die Sparen des griechischen und römischen Alterthums im talmudischen Schriftthum . . . . . 77—87
Vortrag des Dr. *Bernardakis* (Athen) über Papyrus als Buchdeckel gefunden in der Klosterbibliothek des Sinai . . . . . 88—92
Berichte über die Verhandlungen der Sectionen 92
Mittheilung des Präsidenten *Delbrück*. Dankworte des Prof. Dr. *Eckstein* (Leipzig) 92—93
Verhandlungen der pädagogischen Section . . . . . 94—106
Erste Sitzung 94
Zweite Sitzung . . . . . 94—106
Geschäftliche Mittheilungen des Vorsitzenden Schulrath Prof. Dr. *Stoy* (Jena) . 94—95
Thesen des Director Prof. Dr. *Grosser* (Wittstock) über griechische Extemporalien und Exercitien . . . . . 95—100
Verhandlungen darüber . . . . . 100—104
Mittheilungen des Oberlehrer Dr. *Koldewey* (Wolfenbüttel) zur Schulgeschichte. 104—106
Verhandlungen der archäologischen Section . . . . . 107—115
Erste Sitzung 107
Zweite Sitzung . . . . . 107—114
Einzeichnung der Mitglieder der archäologischen Section 107
Vortrag des Prof. Dr. *Gaedechens* (Jena) über eine noch nicht edierte Statue . 108—109
Verhandlungen darüber . . . . . 109—110
Vortrag des Prof. Dr. *Bursian* (München) über die Funde in Dodona . . . . . 110—113
Dritte Sitzung . . . . . 114—115
Vortrag des Dr. *Herrlich* (Berlin) über die Geschichte der Saalburg bei Homburg 114
Vorlegung einiger unedierter Monumente durch Prof. Dr. *Blümner* (Zürich) . . 114—115
Verhandlungen der germanisch-romanischen Section . . . . . 116—130
Erste Sitzung 116
Zweite Sitzung . . . . . 116—120
Geschäftliche Mittheilungen des Vorsitzenden 117
Vortrag des Prof. Dr. *Feul* (Berlin) über das Vocalsystem des Germanischen auf Grundlage der neuesten Forschungen . . . . . 117—120

Digitized by Google

Seite

Dritte Sitzung . . . . . 120—130
Vortrag des Prof. Dr. *Sachs* (Brandenburg a/H.) über Grandgagnage . . . . . 120—127
Vortrag des Archivar Dr. *Wülcker* (Weimar) über die Entstehung der kursächsischen Kanzleisprache . . . . . 127—129
Mittheilung über die Frommann'sche Zeitschrift, Antrag des Dr. *Wegener* . . . 129
Vortrag des Prof. Dr. *Mahn* (Steglitz b. Berlin) über Erklärung dunkler deutscher Wörter aus dem Celtischen . . . . . 129—130

Verhandlungen der kritisch-exegetischen Section . . . . . 131—141
Erste Sitzung . . . . . 131—132
Einige Conjectnren über Sophokles Oed. Col. 362, 380. 381, 813. Thncyd. 5,111 Plut. Convir. sept. sap. c. 2 pag. 147 d, Diog. Laert. vita Xenoph. von Dr. *Bernardakis* (Athen) . . . . . 131—132
Zweite Sitzung . . . . . 132—141
Conjectur über Cicero de orat. 1 § 86 von Dr. *Ernst Klussmann* . . . . . 132—133
Vortrag des Gymnasiallehrer *Gropius* (Weilburg) über Apollonius Rhodius IV 1031. 1032 . . . . . 133—136
Verhandlungen darüber . . . . . 136—137
Vortrag des Oberlehrer Dr. *Conradt* (Stettin) über die zahlenmässige Grundlage im Plane des Aeschyleischen Prometheus . . . . . 137—141

Verhandlungen der orientalischen Section (Protokoll-Auszug) . . . . . 142—143

Verhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section . . . . . 144—153
Erste Sitzung . . . . . 144—153
Vortrag des Realschullehrer *Schubring* (Erfurt) über ein Anschauungsmittel für die Lehre von der Tonleiter . . . . . 144—147
Zulassung und Begrüssung der pädagogischen Section . . . . . 147—148
Vortrag des Prof. Dr. *Buchbinder* (Pforta) über die synthetische Behandlung der Kegelschnitte auf Gymnasien . . . . . 148—152
Verhandlungen darüber . . . . . 152—153
Zweite Sitzung . . . . . 153—156
Fortsetzung der Verhandlungen über die synthetische Behandlung der Kegelschnitte 153—154
Vortrag des Prof. Dr. *Erler* (Züllichau) über die Nothwendigkeit eines propädeutischen Unterrichts in der Geometrie . . . . . 154—155
Verhandlungen darüber . . . . . 155—156

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitglieder.

Präsidium.

1. Delbrück, Dr., Professor. Jena.
2. Grumme, Dr., Director. Gera.

Secretariat.

3. Büttner, Dr., Gymnasiallehrer. Gera.
4. Hoffmann, Dr., Realschullehrer. Gera.
5. Weise, Dr., Gymnasiallehrer. Eisenberg.
6. Blass, Dr., Professor. Kiel.

Vorsitzende der Sectionen.

7. Prien, Dr., Professor. Lübeck. (Kritisch-exegetische Section.)
8. Sievers, Dr., Professor. Jena. (Deutsch-romanische Section.)
9. Stoy, Dr., Professor. Jena. (Pädagogische Section.)
10. Gildemeister, Dr., Professor. Bonn. (Orientalische Section.)
11. Kiessler, Dr., Director. Gera. (Mathematisch-naturwissenschaftliche Section.)
12. Gaedechens, Dr., Professor. Jena. (Archäologische Section.)

Mitglieder.

13. Alberti, Justizamtmann. Gera.
14. Amthor, M., Lehrer an d. Handelsschule. Gera.
15. Anhalt, Dr. Bernburg.
16. Ascherson, F., Dr. Berlin.
17. Augustiny, Dr., Gymn.-L. Gera.
18. Bachmann, Gymn.-Dir. Wernigerode.
19. Bachof, Dr., Gymn.-L. Eisenach.
20. Bandtke, Saalfeld.
21. Bartels, Dr., Bürgerschul-Dir. Gera.
22. Barth, Archidiakonus. Gera.
23. Bartholomae, Dr. Bayreuth.
24. Bauer, Gustav, Kaufmann. Gera.
25. Bech, Dr., Prof. Zeitz.
26. Bechert, M., Dr. Leipzig.
27. Belger, Chr., Dr. Berlin.
28. Benecke, Alb., Dir. d. Sophienschule. Berlin.
29. Bernardakis, G., Dr. Athen.
30. Bindseil, Dr., Oberlehrer, Schneidemühl.
31. Blenz, F., Geschäftsführer (Vertreter der Verlagshandlung von Issleib & Rietzschel). Gera.
32. Blümner, Dr., Prof. Zürich.
33. Bode, Oberlehrer. Greifswald.
34. Böhme, Stud. phil Jena.
35. Boltze, Dr., Prof., Rect. d. Andreasschule. Berlin.
36. Bonhoff, Dr. Freienwalde a/O.
37. Bormann, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Magdeburg.
38. Bosse, Dr. Leipzig.
39. Böttcher, Dr. Leipzig.
40. von Bradke, Privatdocent. Dorpat.
41. Branne, Realschullehrer. Gera.
42. Brant, Dr., Prorector. Köslin.
43. Breithaupt, Gymn.-L. Guben.
44. Brenner, Dr., Privatdocent. München.
45. Brieger, A., Dr. Halle a/S.
46. Brugmann, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Leipzig.
47. Buchbinder, Prof. Pforta bei Naumburg a/S.
48. Buchholtz, Dr., Oberlehrer. Berlin.
49. Budy, Lehrer an der höh. Töchterschule. Gera.
50. Burmann, Dr., Rector. Schwerin a W.
51. Bursian, Dr., Prof. München.
52. Busch, Dr. med. Gera.
53. Cauer, Dr., Stadtschulrath. Berlin.
54. Cauer, Dr. Berlin.
55. Conradt, Dr., Oberlehrer. Stettin.
56. Coste, Dr., Gymn.-L. Berlin.
57. von Criegern, Kirchenrath. Gera.
58. Cners, Dr., Gymn.-L. Frankfurt a/M.
59. Delius, Dr., Gymn.-L. Eisenach.

Digitized by Google

60. Deuticke, Dr., Gymn.-L. Berlin.
61. Dinter, Dr., Prof. Grimma.
62. Domke, Prorector. Breslau.
63. Döring, Bernh., Dr., Gymn.-Oberl. Leipzig.
64. Dunger, H., Dr. Dresden.
65. Düntzer, Dr., Prof. Cöln a/Rh.

66. Eckleben, Selmar, stud. phil. Halle a/S.
67. Eckstein, Dr., Prof. Leipzig.
68. Endemann, Dr., Oberlehrer an der Realschule I. O. Celle.
69. Erler, Dr., Prof. Zöllichau.
70. Etzold, Diakonus. Gera.

71. Faltin, Dr. Eisenberg.
72. Ferber, W., Commerzienrath. Gera.
73. Ferber, R., Kaufmann. Gera.
74. Fischer, Rob., Oberbürgermeister, Regierungsrath. Gera.
75. Fischer, H., Gymn.-L. Wernigerode.
76. Fischer, Dr. Greifswald.
77. Fleck, Dr. Eisenberg.
78. Fleischer, Dr., Prof. Leipzig.
79. Focke, H., Fabrikant. Gera.
80. Franke, W., Dr. Treptow a. R.
81. Franke, R., Dr., Prof., Rector. Freiberg i. S.
82. Frenkel, Diakonus. Gera.
83. Fritsch, Prof., Arnstadt i. Thür.
84. Fritzsche, Dr., Pastor. Liebschwitz.
85. Frohwein, Dr., Prof. Gera.
86. Frommann, Dr. Büdingen.
87. Fulda, Dr., Director. Sangerhausen.
88. Fürbringer, Walther, Kaufmann. Gera.

89. von der Gabelentz, Dr., Prof. Leipzig.
90. Gärtner, Realschullehrer. Gera.
91. Gebhardi, Dr., Oberlehrer. Meseritz.
92. Gehring, Dr., Gymn.-L. Gera.
93. Geiger, W., Dr., Privatdocent. Nürnberg.
94. Gelzer, Prof. Basel.
95. Genther, L., Gymn.-L. Wittenberg.
96. Gerhard, Dr., Prof. Liegnitz.
97. Gerhardt, Director d. höh. Mädchenschule. Chemnitz.
98. Gilbert, G., Dr. Gotha.
99. Glaser, E., Dr. Giessen.
100. Glaeser, L., Cand. phil. Jena.
101. Glogl, Dr., Oberlehrer. Magdeburg.
102. Göll, Dr., Prof. Schleiz.
103. Gooss, Dr., Northeim.
104. Gosche, R., Dr., Prof. Halle a. d. S.
105. Grahl, Gymn.-L. Greiz.
106. Grellert, Prof. Pforta.
107. Griesbach, Verlagsbuchhändler. Gera.
108. Gropius, Gymn.-L. Weilburg.
109. Grosch, Dr., Gymn.-Dir. Nordhausen.
110. Grosse, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Memel.
111. Grosser, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Wittstock.
112. Grube, Dr., Oberlehrer. Berlin.

113. Guhrauer, H., Oberl. Waldenburg in Schl.
114. Gutbier, P., Dr., Redacteur. Gera.
115. Guthe, H., Privatdocent. Leipzig.

116. Haacke, Dr., Prof. Burg.
117. Haase, Realschullehrer. Gera.
118. Hachtmann, Dr., Prorector. Seehausen.
119. Häuber, Dr. med., Kreisphysikus. Gera.
120. Hahn, Hofbibliothekar. Gera.
121. Hanshalter, Oberlehrer. Rudolstadt.
122. Heideprim, P., Reallehrer. Frankfurt a. M.
123. von Heinemann, Gymn.-Dir. Wolfenbüttel.
124. Heinicke, E., Fabrikbesitzer. Gera.
125. Heinzelmann, Dr., Erfurt.
126. Heller, H., Dr., Oberlehrer. Berlin.
127. Hercher, Dr., Realschullehrer. Gera.
128. Herrlich, S., Dr. Berlin.
129. Heydenreich, Dr., Gymn.-Oberl. Freiberg i. S.
130. Heyland, Dr., Postdirector a. D. Gera.
131. Heyne, A., Kaufmann. Gera.
132. Hillebrandt, Dr. Gr.-Nädlitz bei Breslau.
133. Hirschberg, Dr., Gymn.-L. Dillenburg.
134. Hirschfelder, Prof. Berlin.
135. Hobbing, J., Gymn.-L. Nienburg a. d. W.
136. Hoefer, Dr. Seehausen.
137. Hoelzer, Gymn.-L. Erfurt.
138. Hofmann, Dr., ord. Prof. d. Theologie. Leipzig.
139. Hofmeister, Dr. phil., Custos der grossh. Univers.-Bibl. in Rostock.
140. Holfeld, Dr., Oberlehrer. Guben.
141. Hoppe, Buchhändler. Leipzig.
142. Hornung, Dr., Oberlehrer. Berlin.
143. Hubert, Oberlehrer. Posen.
144. Hüttig, Gymn.-L. Zöllichau.
145. Hummel, Dr., Realschullehrer. Weimar.
146. Hundius, Dr., Realschullehrer. Gera.

147. Ihne, Dr., Prof. Heidelberg.

148. Jacobi, Kaufmann. Gera.
149. Jähkel, Dr., Gymn.-L. Zeitz.
150. Jordan, A., Dr., Gymn.-L. Wernigerode.

151. von Kampen, Dr., Gymn.-L. Gotha.
152. Kanitz, H., Verlagsbuchhändler. Gera.
153. Kantzsch, E., Prof. d. Theologie. Basel.
154. Kehrbach, Dr., Bibliothekar. Halle.
155. Kern, Dr., Gymn.-Dir. Berlin.
156. Kiessling, Geh. Regierungsrath, Gymn.-Dir. a. D. Berlin.
157. Kindermann, R., Buchhändler. Gera.
158. Klein, Dr. Brandenburg.
159. Kloppe, H., Dr., Realschullehrer. Nordhausen.
160. Kluge, Dr., Prof. Altenburg.
161. Klussmann, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Rudolstadt.
162. Klussmann, Dr., Gymn.-L. Gera.
163. Klussmann, M., Stud. phil. Rudolstadt.
164. Knipfer, Superintendent. Eisenberg.

Digitized by Google

165. Knoke, Dr., Oberlehrer. Bernburg.
166. Koch, Dr., Prof. Grimma.
167. Koch, Dr. Braunschweig.
168. Köhler, Dr., Bibliothekar. Weimar.
169. Kohlmann, Dr., Gymn.-L. Eisleben.
170. Koldewey, Dr. Wolfenbüttel.
171. Krenkel, Dr. Dresden.
172. Kruse, Dr., Provinzial-Schulrath. Danzig.
173. Kübler, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Berlin.
174. Kühn, Dir. d. höheren Töchterschule. Gera.
175. Kuhn, Dr., Gymn.-Dir. Berlin.
176. Kuhn, Dr. E., Prof. München.
177. Kvičala, Dr., Prof. Prag.

178. Lehmann, Dr., Gymn.-L. Wittstock.
179. Lehmann, G., Dr., Gymn.-L. Wernigerode.
180. Lewy, J., Dr. Berlin.
181. Liebe, Dr., Prof. Gera.
182. Liebhold, Prof. Rudolstadt.
183. Lilie, Dr., Oberlehrer. Berlin.
184. Lincker, Dr., Prof. Prag.
185. Lindner, Dr., Privatdocent an der Universität Leipzig.
186. Loth, Dr., Prof. Leipzig.
187. Lotholz, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Stargard i. Pr.
188. Luboldt, Kaufmann. Gera.
189. Ludwig, E., Dr. Eisenach.

190. Mackrodt, Gymn.-L. Eisenberg.
191. Magdeburg, Kaufmann. Gera.
192. Mahn, Dr., Prof. Steglitz bei Berlin.
193. Matthiessen, Dr., Oberlehrer. Husum.
194. Mayer, Pastor. Thieschütz b. Gera.
195. Meier, Gymn.-Dir. Schleiz.
196. Meister, R., Dr. Leipzig.
197. Menge, Dr., Gymn.-L. Eisenach.
198. Menge, Dr., Oberlehrer. Sangerhausen.
199. Mengel, A., Kaufmann. Gera.
200. Meves, Dr., Gymn.-L. Berlin.
201. Meyer, Wilh., Kaufmann. Gera.
202. Möbius, Dr., Schulrath. Gotha.
202. Much. Freienwalde.
204. Müller, Dr., Prof. Halle.
205. Müller, Prof. Zeitz.
206. Müller, H., Dr., Gymn.-L. Berlin.
207. Müller, Dr., Oberlehrer. Arnstadt in Th.
208. Müller, R., Dr., Gymn.-L. Wittstock.
209. Müller, Dr., Assistent an der Univers.-Bibl. Würzburg.

210. Nebel, A., Kaufmann. Gera.
211. Neger, Realschul-L. a. D. Perleberg.
212. Nehring, Dr., Wolfenbüttel.
213. Neumann, Dr., Privatdocent an der Universität Heidelberg.
214. Niemann, Gymn.-L. Waren.
215. Nitzsche, Dr., Prof. Altenburg.
216. Nottebohm, W., Dr., Gymn.-L. Berlin.

217. Oberdiek, Dr., Gymn.-Dir. Münster i. W.

218. Oette, Dr., Gymn.-L. Eisenberg.
219. Opitz, Dr., Gymn.-Oberl. Naumburg a. d. S.
220. Ortmann, Dr., Prof., Conrector. Schleusingen.
221. Osthoff, Dr., Prof. Heidelberg.

222. Patzig, Dr., Gymn.-L. Berlin.
223. Paul, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Berlin.
224. Paul, H., Prof. Salbke bei Westerhusen.
225. Peter, Dr., Prof., Rector. Meissen.
226. Pfandheller, Dr., Oberlehrer. Tarnowitz.
227. Philippi, Prof. Rostock.
228. Pöppig, R., Rentier. Gera.
229. Prenss, E., Dr. Leipzig.
230. Prinz, Dr., Custos der Univers.-Bibl. Breslau.
231. Prokseh, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Eisenberg.
232. Putsche, Zeichenlehrer. Gera.

233. Quedefeld, Dr., Oberlehrer. Freienwalde a. O.

234. Redslob, E., Dr., Gymn.-L. Weimar.
235. Regel, Dr., Realschul-L. Gera.
236. Regel, Fritz, Dr. Jena.
237. Reimer, H., Verlagsbuchhändler. Berlin.
238. Reisewitz, A., Buchhändler. Gera.
239. Remy, Th., Kaufmann. Gera.
240. Richter, Dr., Gymn.-Dir. Altenburg.
241. Richter, Dr., Oberlehrer. Wandsbeck.
242. Röll, Dr., Lehrer an der höheren Töchtersch. Darmstadt.
243. Rönsch, Archidiakonus. Lobenstein.
244. Rohde, Dr., Dir. Wittenberg.
245. Rosalsky, Dr., Rector. Weissenfels.
246. Rossbach, A., Buchhändler (in Firma B. G. Teubner). Leipzig.
247. Rossberg, Dr., Greiz.
248. Roth, Baumeister u. Betriebsinspector. Gera.
249. Rudolph, Dr., Gymn.-L. Berlin.
250. Rudolph, C., Inspektor d Handelesch. Gera.
251. Rüdiger, Dr., Gymn.-L. Schleiz.
252. Russland, Gesanglehrer. Berlin.
253. Ryssel, Dr. Leipzig.

254. Sachs, Dr., Prof. Brandenburg a. H.
255. Schaefer, Hannover.
256. Schafft, Dr., Realschul-L. Gera.
257. Scheibe, H. L., Lederfabrikant. Gera.
258. Schiefner, Dr., Prof., K. Staatsrath. St. Petersburg.
259. Schink, Dr., Progymn.-L. Neuhaldensleben.
260. Schlick, Geh. Kabinetsrath. Gera.
261. Schlottmann, Prof. Halle.
262. Schlundt, Dr., Oberlehrer. Greiz.
263. Schmager, Realschul-L. Gera.
264. Schmidt, Realschul-L. Gera.
265. Schmitt, A., Dr., Buchhändler (in Firma B. G. Teubner). Leipzig.
266. Schneider, Dr., Prof. Gera.
267. Schneider, R., Realschul-L. Halberstadt.
268. Schneider, Fabrikant. Gera.

Digitized by Google

269. Schneidewind, Dr., Prof. Eisenach.
270. Schnippel, E., Dr., Gymn.-L. Oldenburg.
271. Schrader, Dr., Geh. Regierungs- u. Provinzial-Schulrath. Königsberg i. Pr.
272. Schroeder, L., Dr., Privatdocent. Dorpat.
273. Schubring, Gymn.-L. Berlin.
274. Schubring, Realschul-L. Erfurt.
275. Schultz, Dr., Geh. Regierungsrath. Münster i. W.
276. Schwenke, Dr., Custos an der Univers.-Bibl. Greifswald.
277. Schwenker, A., Kaufmann. Gera.
278. Seelmann-Eggebert, Dr. Colbergermünde.
279. Siebeneicher, Realschul-L. Gera.
280. Siegfried, Dr. Berlin,
281. Sonntag, Realschul-L. Bockenheim.
282. Sorgenfrey, Dr., Progymn.-Rect. Neuhaldensleben.
283. Sorhagen, Gymn.-L. Eberswalde.
284. Sorof, Dr., Gymn.-Dir. Putbus.
285. Spaethe, H., Fabrikant. Gera
286. Sprenger, Dr. Northeim.
287. Steinthal, Prof. Berlin.
288. Stier, Gymn.-Dir. Zerbst.
289. Stratmann, Dr. Krefeld.
290. Studemund, Wilh., Dr., Prof. an der Univers. Strassburg.
291. Stürenburg, Dr., Oberlehrer. Leipzig.
292. Sturm, J., Prof., Kirchenrath. Köstritz.
293. Thorbecke, Heinr., Prof. Heidelberg.
294. Tröbst, Dr., Prof. Weimar.
295. Tröbst, W. Hameln.
296. Tschiersch, Dr., Oberlehrer. Luckau.
297. Uhle, H., Dr. Dresden.
298. Venediger, C., Dr., Oberlehrer. Spandau.
299. Vogel, Prof., Rector. Leipzig.
300. Voigt, Dr., Prof. Eisenberg.
301. Volkmann, Dr., Director. Schulpforta.
302. Völsch, Fabrikant. Gera.
303. Voss, Dr. Altenburg.
304. von Voss, Rechtsanwalt. Gera.
305. Votsch, Dr., Realschul-L. Gera.
306. Wackernagel, S., Dr., Docent an der Universität Basel.
307. Walter, Dr. Stettin.
308. Walz, Gymn.-L. Greiz.
309. Wartenburg, K., Schriftsteller. Gera.
310. Weber, A., Dr., Prof. Berlin.
311. Weber, Realschullehrer. Nordhausen.
312. Weber, H., Dr., Prof. Weimar.
313. Weber, Dr., Gymn.-L. Zeitz.
314. Weber, Geh. Commerzienrath. Gera.
315. Weber, H., Kaufmann. Gera.
316. Weck, Dr., Realschuldir. Rawitsch.
317. Wegener, Dr., Gymn.-L. Magdeburg.
318. Wehrmann, Dr, Gymn.-L. Halle.
319. Weicker, Dr., Oberlehrer. Zeitz.
320. Weidemann, Pfarrer, Bockenheim.
321. Weinmeister, P., Mathematiker. Leipzig.
322. Weinmeister, Joh. Ph., Dr., Oberlehrer an der Realschule I. O. Leipzig.
323. Weiss, Landbaumeister. Gera.
324. Weissenborn, Dr., Prof. Erfurt.
325. Weitig, Pastor, lic. theol. Dorndorf.
326. Weizsaecker, P., Dr., Präceptor. Heidenheim.
327. Wendler, Dr., Gymn.-Dir. Greiz.
328. Weniger, Dr., Gymn.-Dir. Eisenach.
329. Wentrup, Dr., Prof., Rector der Klosterschule zu Rossleben.
330. Westphal, Dr. Freienwalde.
331. Westphal, Dr. Schleiz.
332. Wetzel, Collaborator. Otterndorf.
333. Whitney, Prof. New-Haven (Connecticut).
334. Widmann, Dr. Wiesbaden.
335. Wildberg, Gymn.-L. Züllichau.
336. Wilhelm, Eug., Dr., Prof. Jena.
337. Winckler, Dr., Assessor. Gera.
338. Windisch, E., Dr., Prof. Leipzig.
339. Winter, E., Lehrer der höh. Töchterschule. Gera.
340. Witten, Dr. Erfurt.
341. Wittich, Dr. Cassel.
342. Wittig, Dr., Oberkirchenrath. Gera.
343. Wittstock, Dr. Reudnitz b. Leipzig.
344. Wohlbrück. Petersburg.
345. Wohlrab, M., Dr., Gymn.-Dir. Chemnitz.
346. Wolff, Dr., Realschullehrer. Gera.
347. Wolff, Realschullehrer. Gera.
348. Worpitzky, Dr., Prof. Berlin.
349. Wülcker, Dr., Archivar. Weimar.
350. Wunder, Dr., Prof. Grimma.
351. Wuttig, Pastor. Dorndorf.
352. Zacher, Dr., Privatdocent. Halle a/S.
353. Zelle, Dr., Gymn.-L. Berlin.
354. Ziemer, H., Dr., Colbergermünde.
355. Zimmer, Dr., Prof. Gera.
356. Zippel, Dr., Oberlehrer. Greiz.
357. Züger, Realschullehrer. Gera.

Digitized by Google

Festschriften.

1. A. Grumme, Dr., Dir. (Gera): *De Iliadis prooemii versu quinto et de parataxis Homericae quodam genere.* 8 S. 4.
2. G. Schneider, Dr., Prof. (Gera): *Das Princip des Maasses in der Platonischen Philosophie.* 63 S. 8.
3. R. Fischer, Reg.-Rath, Oberbürgermeister (Gera): *Zur Erinnerung an die Stadt Gera für die Mitglieder der 33. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.* Mit einem Plane der Stadt und einer Karte der Umgegend. 44 S. 8.
4. H. Buchholtz, Dr., Oberlehrer (Berlin): *Oskisches Perfectum in lateinischer Inschrift.* 7 S. 8.
5. Kvícala, Dr., Prof. (Prag): *Vergilstudien nebst einer Collation der Prager Handschrift* (3 Exemplare).
6. A. Hercher, Dr., Realschullehrer (Gera): *Ueber den Gebrauch des Accusativs bei Sallust.* 15 S. 4. (30 Exemplare.)
7. E. Regel, Dr., Realschullehrer (Gera): *An inquiry into the phonetic peculiarities of Barbours Bruce.* 22 S. 4. (50 Exemplare.)
8. H. Weissenborn, Dr., Prof. (Erfurt): *Amplonius Ratingk de Berka und seine Stiftung.* 38 S. 8. (1 Exemplar.)
9. *Liederbuch* für die Philologen-Versammlung zu Gera. 40 S. 16. — Daneben 4 einzelne Lieder.
10. Festnummer der *Jenaer Literaturzeitung* (1878 Nr. 40).
11. Festnummer der *Allgemeinen Thüringischen Schulzeitung.*
12. E. Sommer (Edenkoben): *L'interprète* und *The Interpreter.* (1 Nummer.)

Digitized by Google

Erste allgemeine Sitzung.

Montag, den 30. September 1878, Vorm. 10¼ Uhr,
im Saale der Erholungsgesellschaft.

Der Präsident, Gymnasialdirector Dr. Grumme, eröffnete die Versammlung mit folgender Ansprache:

Hochansehnliche Versammlung!
Verehrte Amtsgenossen!

Als vor Jahresfrist von Wiesbaden her die Anfrage kam, ob unser Gera die 33. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner aufnehmen wolle, da war die Antwort nicht leicht. Nicht als ob der Rath der Stadt einen Augenblick darüber in Zweifel gewesen, dass eine solche Versammlung unserer Stadt zu besonderer Ehre und Auszeichnung gereichen würde; nicht als ob ich selbst irgend Bedenken getragen, meine schwache Kraft unter dem Beistande eines Stärkeren den Interessen des Vereines zur Verfügung zu stellen: nein, nur darüber bestanden Bedenken und Zweifel, ob man hier der so hochangesehenen Versammlung eine ihrer würdige Aufnahme werde bereiten können oder ob nicht vielmehr solche Schwierigkeiten dabei vorauszusetzen seien, dass es die Pflicht erheische, auf jene Ehre und Auszeichnung lieber zu verzichten. Nicht den Glanz weltstädtischen Lebens noch den Reiz classischen Bodens, nicht grossartige wissenschaftliche Sammlungen oder Institute, kurz nichts der Art, was vorzugsweise grosse Wanderversammlungen anzuziehen geeignet ist, konnte unsere Stadt den Philologen und Schulmännern in Aussicht stellen; und was vollends die Frage des wohnlichen Unterkommens betrifft, so schien sie für den Fall eines zahlreicheren Besuches unserer Panegyris fast unüberwindliche Schwierigkeiten zu bieten. Doch der Gedanke an den allzeit bewährten gastfreundlichen Sinn der hiesigen Einwohnerschaft; die Gewissheit, dass hier in den Mauern der Fabrikstadt auch die Pflege idealer Bestrebungen eine Stätte habe, dass Geras gewerbthätige Bürgerschaft auch den Werth der Wissenschaft und der höheren geistigen Bildung in vollem Masse zu schätzen wisse: dies sowie die Aussicht auf ein freundliches Entgegenkommen unserer Fürstl. Staatsregierung war ermuthigend genug, den ehrenvollen Antrag nicht abzuweisen. Nach zweimaliger Berathung des Collegiums der Stadträthe wurde beschlossen, eine zusagende Antwort nach Wiesbaden zu senden, wenn auch unter voller Darlegung der hierselbst gehegten Bedenken. Am 28. Septbr. kam die telegraphische Meldung zurück, dass Gera zum Sitze der 33. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner erwählt sei. Tags darauf erhielt ich die etwas unerwartete Nachricht, dass mir das Präsidium mit dem Anheimgeben übertragen sei, mir selbst einen der Herren Professoren zu Jena zum Collegen zu cooptieren. Ich sage

Digitized by Google

„die unerwartete Nachricht", da ich zuvor die dringende Bitte an die Wiesbadener Versammlung gerichtet hatte, man möge an Ort und Stelle einen Universitäts-Professor zum ersten Präsidenten wählen. Ich hatte indes, nachdem der Senior der Jenenser Philologen, Herr Prof. Dr. Moritz Schmidt, aus Gesundheitsrücksichten den Eintritt in das Präsidium abgelehnt, bald die freudige Genugthuung, in dem Herrn Prof. Dr. Delbrück den gewünschten Collegen zu finden: Herr Prof. Delbrück trat mit der ausgesprochenen Absicht in das Präsidium ein, sich mit mir in die Lasten des Amtes zu theilen, und er hat an dieser Devise treulich festgehalten.

Wenn nun, meine hochverehrten Herren, alles was dazu dienen kann, Ihnen nach den Mühen und Sorgen des Berufes hier ein paar fröhliche und dabei doch inhaltsvolle Tage zu verschaffen, wenn, sage ich, die zu diesem Behufe getroffenen Anstalten Sie, wie ich hoffe, nicht unbefriedigt lassen; wenn, was ich wünschen möchte, manches auch so weit gelungen ist, dass Sie auch später noch sich der hier empfangenen Eindrücke mit Freuden werden erinnern können, so wollen Sie darin ein Ergebnis der stets bereiten und freundlichen Hülfeleistung erkennen, die uns von so vielen Seiten überall zu Theil geworden ist, wo es galt, diese festlichen Tage vorzubereiten. Ich kann es mir nicht versagen, an dieser Stelle dem gesammten Localcomité und insbesondere seinem Vorsitzenden, dem Herrn Oberbürgermeister Reg.-Rath Fischer, den wärmsten Dank auszusprechen, den Dank nicht bloss des Präsidiums, sondern — des bin ich gewiss — der ganzen Versammlung. Eins aber muss ich hier noch besonders hervorheben, das ist das einmüthige Zusammenwirken der Lehrerschaft unserer beiden ersten Schulanstalten, des Gymnasiums und der Realschule. Und wie ich dieses Zusammengehen der Gymnasial- und Realschullehrer vom ersten Tage unserer Vorbereitungen an, selbst auf die Gefahr hin misverstanden zu werden, geflissentlich gesucht und angebahnt habe, so wollen Sie mir auch gestatten, dass ich in diesem Prooimion, das ich der Versammlung selbst vorausschicke, noch ein paar Augenblicke wenigstens bei dem Verhältnisse verweile, welches, zumal in unserer Zeit, zwischen Realschule und Gymnasium meines Erachtens bestehen soll und von allen Männern, die es mit dem höheren Bildungswesen unserer Nation wohl meinen, gepflegt werden muss. Wird es wieder ein Wort über die Schule sein, nicht gleichermassen auch über die Philologie, so wollen Sie diese Einseitigkeit dem Schulmanne mit Nachsicht zu Gute halten.

Der alte Streit zwischen Humanismus und Realismus, der durch die Frage der Berechtigungen und namentlich der höchsten Berechtigung, des Zutrittes zum Universitätsstudium, zu neuem Leben angefacht worden und eben hier am Orte vor gerade fünf Jahren einen kräftigen Impuls erhalten hat, er hat in jüngster Zeit an Heftigkeit und Bitterkeit ohne Zweifel wieder nachgelassen. Ich will die Ursachen hiervon nicht untersuchen, aber auf die hocherfreuliche Thatsache hinweisen, dass diese unsere Versammlungen sich gerade in den allerletzten Jahren eines zahlreichen Besuches von Seiten der Herren Realschullehrer zu erfreuen haben. Es bedarf kaum der Bemerkung, wie der gesellige und wissenschaftliche Verkehr, in welchen hier die Vertreter der humanistischen und der realistischen Richtung treten, in besonderem Masse geeignet ist, die bestehenden Gegensätze ich will nicht sagen zu beseitigen, aber doch in ein richtigeres Verhältnis zu bringen und ihnen ihre Schärfe zu nehmen. Und dies entspricht dem Geiste unserer Versammlungen, es entspricht den Absichten jener Männer, welche bei Gelegenheit der

Digitized by Google

Jubelfeier der Georgia Augusta am 20. Septbr. 1837 den „Verein deutscher Philologen und Schulmänner“ stifteten und ihm in seinen ersten Statuten ein festes Gepräge gaben. Von einem der Stifter wird es ausdrücklich bezeugt, dass der Verein nicht die Kluft zwischen Gymnasium und Realschule habe erweitern, sondern vielmehr eine Brücke schlagen sollen, um freundlichen Verkehr zu heilsamem Handinhandgehen zu vermitteln.*)

Die vielgehörte Ansicht, dass man, um die einheitliche Bildung der höheren, leitenden und tonangebenden Stände zu wahren, oder doch wiederherzustellen, den Dualismus im höheren Schulwesen aufgeben, dass man ein sog. Gesammtgymnasium schaffen müsse, kann heute wohl als ein fast überwundener Standpunkt bezeichnet werden. Schon die alte Wahrheit, welche Homer mit den Worten ausdrückt: ἄλλος γὰρ τ' ἀλλοιῖν ἀνὴρ ἐπιτέρπεται ἔργοις, sowie die Vielseitigkeit des modernen Lebens sträubt sich entschieden dagegen. Auch zeigt die Geschichte des Humanismus und des Realismus zur Genüge, wie beide Richtungen, gleich entgegengesetzten Kräften in der Natur, einander ergänzt und wesentlich gefördert haben. Es ist unleugbar, dass der Humanismus jene formale Einseitigkeit, die ihm einst verhängnisvoll zu werden drohte, unter dem Einflusse des Realismus aufgegeben und zugleich Anregung erhalten hat, neue Elemente in sich aufzunehmen und so sich zu verjüngen und zu erfrischen; und es ist ebenso unleugbar, dass der Realismus sich vom Geiste des Humanismus hat erfüllen, durchdringen und veredeln lassen, so dass auch er sowohl nach dem Zwecke, den er sich vorgesetzt, wie nach den Mitteln und der Methode, die er in Anwendung bringt, eine durchaus ehrwürdige und erfreuliche Erscheinung geworden.

Zeigt sonach auch die Geschichte, dass Humanismus und Realismus in anregender, heilsamer Wechselwirkung gestanden haben, so dürfte wahrlich in der Sache, in ihrem Wesen kein Grund liegen, warum die beiden Richtungen einander feindselig bekämpfen, warum die eine die andere unterdrücken oder verdrängen müsste. Humanismus und Realismus, Gymnasium und Realschule sind berufen sich auch in Zukunft gegenseitig zu fördern und jedes an seinem Theile zum Besten der deutschen Jugend, zum Heile unseres Volkes zu wirken. Dies aber wird, wenn ich recht sehe, nicht dadurch erreicht werden, dass man ihre Grenzen verwischt und ihre Eigenart trübt, sondern allein dann, wenn sich beide auf dem ihnen von Natur angehörigen Gebiete weiter entwickeln und jedes in seiner Art immer höherer Vollendung zugeführt wird.

Wenn je so thut es heute noth, dass Gymnasium und Realschule ihren alten Hader völlig aufgeben und sich zu gegenseitiger Hülfe bereitwillig die Hand reichen. Unsere Zeit stellt den Schulen ausserordentliche Aufgaben, deren Lösung die höchste Anspannung aller Kraft erfordert; unsere Zeit schafft zumal dem höheren Unterrichtswesen ungewöhnliche Schwierigkeiten, deren Bekämpfung Sache gemeinsamer Arbeit sein muss. Die Klagen über die nicht den Erwartungen entsprechenden Erfolge des Unterrichts stammen zwar nicht von gestern und ehegestern, aber sie treten doch jetzt mit einem Nachdruck auf wie kaum je zuvor. In hundert und aber hundert Versammlungen ist darüber debattiert worden, wie man diesem Fache eine Stunde zusetze und jenem hinwiederum etwas nehme, wie man hier und da die Methode ein wenig modificiere: —

*) S. Verhandlungen der 23. Versammlung S. 18.

Digitized by Google

nun die Arbeit mag nicht umsonst gewesen sein, aber das Grundübel ist damit nicht getroffen: es liegt leider zum grossen Theile ausser unserer Machtsphäre, es liegt in den allgemeinen Verhältnissen, in dem Geiste unserer Zeit. Ich will Ihnen, meine verehrten Herren, hier zwar nicht ein dunkles Bild unserer Zeit malen, aber es ist doch Pflicht die Wahrheit zu sagen, wenn auch noch so kurz. „Man will mit möglichst wenig Arbeit sich ein möglichst bequemes und genussreiches Leben verschaffen": das ist ein hervorstechender Zug unserer Zeit, und unsere Jugend ist von diesem Zuge mit erfasst, auch sie ist dem Hange zu Vergnügungen und Zerstreuungen eifrig ergeben. Es ist nicht der gewöhnliche leichte Sinn der Jugend, was ich meine, es ist eine ganz besondere krankhafte Erscheinung, die aber darum um so bedenklicher sein dürfte, als sie eben ein Product der gesammten Zeitrichtung ist. Der Genuss- und Vergnügungssucht entspricht hinwieder die Scheu vor der Arbeit. Man hört genug davon reden, es müsse die Jugend angeleitet werden, dass sie mit Lust und Freude arbeite, aber zu wenig davon, dass sie auch mit Ernst arbeiten soll; und doch der Ernst der Arbeit allein enthält sittlich stählende und stärkende Kraft, er verbürgt wahren Erfolg. An der Tagesordnung ist die Klage wegen Ueberbürdung; die öffentlichen Blätter, die heute jedem Kinde zugänglich sind, läuten sie vernehmlich wieder; die Behörden treffen gegen die Ueberbürdung Verfügungen und auch diese finden in den Tagesblättern wieder ihren Platz. So wird die Schule von allen Seiten eingeengt und der Schüler übernimmt die Controle über die ihm gestellten Aufgaben. Kann man sich wundern, wenn er leicht ein Uebermass an Arbeit wahrnimmt und in diesem Uebermasse ein Unrecht findet? Kann man sich wundern, wenn ihm auch jene Lust und Freude an der Arbeit, die man so gerne will, mehr und mehr verschwindet? — Das ist der Schaden öffentlicher Discussion, der sich dem Grundübel zugesellt.

Diese Gefahr drohenden Uebelstände sind für Gymnasium und Realschule gleichermassen vorhanden. Es ist an der Zeit die gemeinsamen Feinde gemeinsam zu bekämpfen: darüber mag der Ausgleich der eigenen Differenzen unbedenklich vertagt werden. Wenn je die Forderung, die Schule solle erziehen, berechtigt gewesen, so ist sie es heute. Nur durch den Geist christlicher Zucht und Ordnung, durch Gewöhnung zu ernstem, treuem Arbeiten können die Gefahren abgewendet werden, welche unserer Jugend, unseres Volkes Zukunft bedrohen.

Es ist eine schwierige Aufgabe, die zu lösen, aber auch eine Aufgabe werth alle Kraft daran zu setzen. Man darf zu der deutschen Lehrerschaft, zu den Gymnasial- wie den Realschullehrern das zuversichtliche Vertrauen hegen, dass sie ihrer Aufgabe gewachsen sein werden. Möge auch diese Versammlung das Werk der Jugenderziehung fördern zum Heile des deutschen Vaterlandes! — Dieser Wunsch sei mein Gruss an die Versammlung.

Es erübrigt mir noch, eine Pflicht der Pietät zu erfüllen, Ihnen die Namen der Fach- und Berufsgenossen zu nennen, welche seit der letzten Versammlung durch den Tod abgeschieden sind. Es ist eine ungewöhnlich grosse Zahl trefflicher und ausgezeichneter Männer: Prof. Dr. Joh. Georg Baiter († d. 10. Octbr. 1877), Prof. Dr. Friedr. Heimsöth († d. 16. Octbr. 77), Dir. Dr. Karl Albert Doberenz († d. 30. Jan. 78), Hofrath Prof. Dr. Herm. Fritzsche († d. 9. Febr. 78), der Conrector emer. Dr. Alb. Forbiger († d. 1. März 78), Prof. Dr. Wilh. Sigismund Teuffel († d. 6. März 78).

Digitized by Google

Prof. Dr. Gust. Wilmanns († d. 8. März 78), Prof. Dr. Rud. Hercher († d. 26. März 78), Dr. Raphael Kühner († d. 16. April 78), Prof. Dr. Karl Lehrs († d. 9. Juni 78), Dir. Dr. Jul. Rieckher († d. 14. Juli 78), der Rector emer. Prof. Dr. Fr. Aug. Nobbe († d. 16. Juli 78); ferner die Germanisten Prof. Dr. Creizenach, noch im vorigen Jahre Vorsitzender der germanistischen Section unserer Versammlung († d. 5. Decbr. 77), Prof. Dr. Karl Weigand († d. 30. Juni 78), und Prof. Dr. Karl Tomaschek († d. 10. Septbr. 78) und der Orientalist Prof. Dr. Herm. Grassmann († d. 26. Septbr. 77). Ich füge auch hinzu den Maler Dr. Friedr. Preller, dem die Freunde des Homer die Odysseelandschaften verdanken († d. 23. April 78) und den Militärschriftsteller Oberst W. Rüstow († d. 15. August 78). — Die Verdienste aller dieser Männer um Schule und Wissenschaft darzulegen wäre mir nicht möglich und vor Ihnen ὡς εἰδόσιν halte ich es für unnöthig. Aber eins möchte ich sagen: nicht bloss durch hervorragende Begabung haben jene Männer so Bedeutendes geleistet, sondern gewiss ebenso sehr durch treuen, deutschen Fleiss. Ihr Andenken wird unter uns alle Zeit in Ehren bleiben.

Hiermit erkläre ich die 33. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für eröffnet.

Professor Delbrück übernimmt das Präsidium und verliest zunächst folgenden Brief Seiner Durchlaucht des Fürsten:

Seine Durchlaucht der Fürst hat mich beauftragt, für die freundliche Einladung zu den Verhandlungen der vom 30. Septbr. bis 3. October in Gera tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner dem Präsidium und dem Localcomité bestens zu danken, zugleich aber das Bedauern des Fürsten auszusprechen, dass Höchstderselbe durch die zu Anfang October auf Schloss Ebersdorf stattfindenden Vermählungsfeierlichkeiten, zu denen schon vorher auswärtige Gäste dort eintreffen, behindert ist, zu der Versammlung zu erscheinen und, was unter andern Umständen gern geschehen sein würde, den Verhandlungen persönlich beiwohnen zu können.

Indem ich mich beehre dieses höchsten Auftrages mich hiermit zu entledigen, habe ich in Folge höchsten Befehles Herrn Director Dr. Grumme noch speciell zu ersuchen, das Bedauern des Durchlauchtigsten Fürsten wegen Seiner Verhinderung seiner Zeit auch den übrigen auswärtigen Herren vom Präsidium mittheilen zu wollen, und benutze mit Vergnügen diese Gelegenheit zur Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung.

Gera-Untermhaus, d. 20. Septbr. 1878.

Geh. Rath Schlick.

Darauf ertheilt er dem Vertreter der Staatsregierung, Herrn Geh. Staatsrath Dr. Vollert das Wort zu folgender Ansprache:

Hochgeehrte Herren! Seine Durchlaucht der Fürst hat mir den ehrenvollen Auftrag ertheilt, die Herren Philologen und Schulmänner, welche ihre diesjährige Versammlung in der Residenzstadt unseres Fürstenthums halten, in Höchstseinem Namen und im Namen der Staatsregierung zu begrüssen. Ich erfülle diesen Auftrag hiermit und darf versichern, dass der Durchlauchtigste Fürst den Arbeiten dieser Versammlung ein sehr lebhaftes Interesse widmet, schon deshalb, weil Höchstderselbe den höheren Bildungsanstalten unseres Fürstenthums unablässig seine landesväterliche Fürsorge zuwendet, aber auch um deswillen, weil Seine Durchlaucht der Fürst die Klassen des Gymnasiums selbst

Digitized by Google

durchlaufen und den Durchlauchtigsten Erbprinzen einem Gymnasium anvertraut hat, endlich weil der hohe Herr von allen epochemachenden Erscheinungen auf dem Gebiete Ihrer Wissenschaft sehr genau unterrichtet ist.

Der Durchlauchtigste Fürst hat Ihrem Präsidium die Gründe mitgetheilt, die Höchstdenselben verhindern, die Versammlung mit seiner Gegenwart zu beehren. Da das desfallsige Schreiben verlesen worden ist, brauche ich in dieser Beziehung nichts weiter zu bemerken.

Ich bitte aber um die Erlaubniss, meine persönliche Freude darüber aussprechen zu dürfen, dass die deutsche Philologen-Versammlung in Gera zusammentritt. Ich freue mich darüber, denn ich sehe Männer in Ihrer Mitte, die ich aus ihren Werken und aus ihrer amtlichen Thätigkeit längst kennen und schätzen gelernt habe. Ich freue mich darüber, weil ich hoffe, dass die Versammlung anregend und befruchtend auf die Schulmänner und die höheren Schulen unseres Fürstenthums wirken wird. Nicht als ob ich glaubte, dass unsere Schulen denen in den Nachbarländern nicht ebenbürtig wären, nein, ich freue mich ihres fröhlichen Gedeihens und ihrer Blüthe; nicht als ob ich dächte, dass unsere Schulmänner der Anregung in höherem Grade bedürftig wären, als ihre auswärtigen Herren Collegen, nein, ich freue mich ihrer Tüchtigkeit und ihrer guten, zum Theil sogar ausgezeichneten Leistungen. Ich meine vielmehr: es ist ein Gewinn solcher Zusammenkünfte, dass jeder Theilnehmer Fühlung bekommt mit Capacitäten seiner Wissenschaft, dass er hört, wie die Fachgenossen über praktische pädagogische und Unterrichtsfragen denken, dass Jeder aus den Erfahrungen der Anderen Nutzen zieht. Noch höher schlage ich es an, dass sich ein jedes Mitglied dieser Versammlung seiner gliedlichen Zusammengehörigkeit zu einem Ganzen bewusst wird. Das Standesbewusstsein hebt und trägt, es erzeugt einen edeln Corporationsgeist, welcher zurückwirkt auf die Amtsführung und das Schulleben. Am lebendigsten wird diese Rückwirkung in der Stadt sein, deren Schulmänner in grosser Zahl an den Berathungen haben theilnehmen können, und deshalb freue ich mich, Sie hier in Gera zu sehen.

Meine Herren gestatten Sie mir, nur noch einige Worte über die Aufgabe der Schulmänner in unserer Zeit an Sie zu richten. Ich glaube, dazu legitimirt zu sein, weil die höheren Schulen des Landes, in welchem Sie jetzt tagen, meiner Pflege und Leitung unterstellt sind.

Es wird viel geklagt, dass die Jugend nicht mehr so ideal gerichtet sei wie früher, man wirft den Zöglingen unserer höheren Bildungs-Anstalten und nicht minder den Studenten vor, dass Oberflächlichkeit und Mittelmässigkeit überhand nehmen, dass Genusssucht und materieller Sinn sich breit machen, ja man erhebt sogar die Anklage, unsere Jugend fange an sittlich zu verwildern. Ich habe nicht zu untersuchen, ob diese Vorwürfe und Anklagen begründet sind, aber es ist unzweifelhaft wahr: die letzten Jahre und die jüngsten Ereignisse haben tiefe Schäden in unserem Volksleben, auch in der geistigen Entwickelung und in der Gesinnung der deutschen Jünglinge aufgedeckt. Die Regierungen und die Besten aus dem Volke sind überzeugt, dass es so, wie zeither, nicht weiter gehen kann, dass unsere gesammte Cultur, dass Sitte und Bildung von sehr schweren Gefahren bedroht sind. Die dazu berufen sind und ihr Vaterland lieb haben, berathen und überlegen, wie jene Schäden geheilt, wie diese Gefahren gehoben werden können, und es ist unzweifelhaft gewiss, dass den höheren Schulen und Universitäten,

Digitized by Google

sowie den an diesen Anstalten thätigen Lehrern ein bedeutender Antheil an der Lösung dieser grossen Zeitaufgabe zufallen wird. Erprobte Fachleute werden die Mittel und Wege aufzusuchen haben, wie es zu erreichen ist, dass an unseren höheren Bildungs-Anstalten concentrirter gearbeitet, dass eine grössere Vertiefung erzielt, dass der Vielwisserei gesteuert, dass der deutschen Jugend die feste religiöse Grundlage und mit derselben auch der ideale Sinn bewahrt und wiedergewonnen werde. Auf jeden Fall wird wieder viel mehr Nachdruck auf die erziehende Thätigkeit gelegt werden müssen, denn mit dem Unterrichten allein ist's nicht gethan; es wird wieder allgemein erkannt und anerkannt werden müssen, dass die Furcht Gottes aller Weisheit Anfang ist.

Ich kann nicht näher ausführen, was wir zu thun haben, damit die Schüler der höheren Bildungs-Anstalten einfacher und bescheidener in ihren Ansprüchen, dass sie mehr auf das Ideale gerichtet und zu gottesfürchtigen Menschen erzogen werden. Aber eins weiss ich: das wirksamste Erziehungs-Mittel ist die Person des Lehrers selbst. Nichts wirkt mit solcher Gewalt auf den Schüler als die männliche, ausgeprägte, in sich fertige sittliche Persönlichkeit des Lehrers. Ich brauche das nicht zu beweisen, denn die meisten von uns werden sich dankbar erinnern an Männer, die ihnen nicht bloss Respect und Liebe, sondern Ehrfurcht eingeflösst haben. Es wird also die Aufgabe eines Jeden sein, der durch seine Person wirken, der Anderen ein Vorbild sein soll: des Staatsmannes, des Geistlichen, des Lehrers, sich zu einer in sich gefestigten, sittlich imponirenden Persönlichkeit immer mehr herauszubilden. Begeistern für das Gute und Schöne, für Kunst und Wissenschaft kann nur der Lehrer, welcher selbst von dieser Begeisterung ergriffen ist, ein ideales Streben einzupflanzen vermag nur der, der selbst ideal gerichtet ist, zu gottesfürchtigen Menschen erziehen kann nur ein gottesfürchtiger Mann.

Freilich wird auch der beste und treueste Lehrer das Ziel nicht immer und nicht an allen Schülern erreichen. Haus und Schule, Kirche und Staat müssen zusammenwirken, denn der Mensch gehört diesen vier grossen, selbstständigen und eigenartigen Lebenssphären zugleich an. Allein es ist eine würdige Aufgabe der Mitglieder dieser hochansehnlichen Versammlung, sich gegenseitig zur Klarheit zu helfen, wie wir unsere deutsche Jugend vor den ihr drohenden Gefahren behüten und was wir zu thun haben, damit es uns nicht geht wie den hochgebildeten Griechen und den die Welt beherrschenden Römern, die trotz ihrer hohen Bildung und trotz ihrer Weltherrschaft zu Grunde gingen, weil sie sich in politischen Parteikämpfen und in Bürgerkriegen selbst zerfleischten, weil sie in Eitelkeit, Genusssucht und Sittenlosigkeit versanken.

Ich würde es für einen wirklichen Gewinn halten, wenn bewährte Schulmänner, vielleicht zunächst in kleineren Kreisen, über diese wichtigen Fragen ihre Meinungen austauschten und zu einer Verständigung gelangten.

Entschuldigen Sie mich, meine Herren, wenn ich Ihre Geduld etwas länger in Anspruch genommen habe, aber es war mir Herzens- und Gewissenssache, mich über dieses Thema auszusprechen, welches sobald nicht wieder von der Tagesordnung verschwinden wird und gewiss auch von Ihnen eingehend in den nächsten Jahren zu behandeln ist.

Ich heisse Sie herzlich willkommen und wünsche, dass Gott Ihre Arbeiten mit seinem Segen für unsere höheren Schulen und für deren Zöglinge begleiten möge!

Digitized by Google

Darauf begrüsste der Oberbürgermeister Regierungsrath Fischer die Versammlung mit folgenden Worten:

Das deutsche Volk hat von jeher den allgemeinen Versammlungen eine grössere Aufmerksamkeit gewidmet, welche sich auf den verschiedensten Gebieten des wissenschaftlichen, gewerblichen und socialen Lebens geltend gemacht haben. Es liegt hierin ein unverkennbarer Zug edlen Strebens nach Einigung aller Verhältnisse, der um so berechtigter war und wohl noch ist, als dem deutschen Volke die praktische Bewährung des Ideals der Einheit fern gelegen hat. Haben auch jene Versammlungen nach dieser Richtung hin wohl selten und unmittelbar Einfluss gehabt, mittelbar haben sie unzweifelhaft das Gefühl der Zusammengehörigkeit geweckt und genährt und das Band immer fester geschlungen um alle deutschen Stämme, die sich jetzt mit Stolz und Freude schaaren um das Banner des Deutschen Reiches. Insbesondere haben jene Versammlungen denjenigen Zweigen, für welche sie dienten und dienen, durch Sammlung des Materials und Einigung in den Hauptgrundzügen wesentlich genützt und zur Förderung der betreffenden Interessen beigetragen. Ja, gerade in diesen Kreisen haben sich dieselben in den letzten Jahrzehnten sogar vermehrt und zu unentbehrlichen Gliedern in der weiteren Entwicklung der betreffenden Zweige des menschlichen Geistes und Berufslebens erhoben. Manche dieser Versammlungen sind im Strome der Zeit verfallen und verschwunden, andere wenige haben sich lange und bis auf die Gegenwart erhalten. Unter diesen steht die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner oben an, die wir heute als die 33. in dieser Stadt zu begrüssen die Ehre haben. Dieser lange Bestand ist das beste Zeugniss von dem wahrhaften Bedürfniss, aus dem sie hervorgegangen ist, und von dem rechten Geiste, der sie durchweht. Hat sie auch anfangs viele Angriffe zu erdulden gehabt, als Vertreterin gründlicher Wissenschaft hat sie es verstanden, die Stellung und Würde der Philologen aufrecht zu erhalten und die Bedeutung der klassischen Studien als ein vorzügliches Mittel geistiger Klärung und sittlicher Bildung gegen mannichfache Anfechtungen zu bewahren. Wenn irgend eine Zeit dazu mahnt, diesen Geist zu stützen, so ist es die Gegenwart, die mit den zersetzenden Elementen auf dem Boden materialistischer Anschauungen der idealen Richtung und des ethischen Anhauches entbehrt. Deshalb wird auch die Philologen-Versammlung sich stets erhalten, wenn sie nur unablässig sich bemüht, alle jene immer von neuem wieder auftauchenden Angriffe auf die humanistischen Studien aus dem Felde zu schlagen, die für eine leichtlebige Zeit nicht passen, wohl aber der Menschheit die grössten Dienste erweisen. Gerade der neutrale Boden, auf dem sich die Philologie bewegt, lässt sie ungestört von dem Hader politischer Parteiungen, von dem unseligen Hasse des Glaubens und den schroffen Trennschaften des socialen Lebens, welche die Menschheit verwirren und, anstatt sie zu vereinigen, mehr aus einander drängen, und führt auf dem Boden strenger wissenschaftlicher Forschung und durch die genauste Kenntniss der Perlen klassischer Geistesschöpfung zu edleren und höheren Gedanken. Dadurch hat sich auch das klassische Studium zu jener allgemeinen Sphäre erhoben, in welcher dasselbe als der wahre Humanismus erscheint, und wenn über den todten Buchstaben der lebendige Geist der alten Klassiker nicht verloren geht, wenn die starren Formen nicht als versteinertes Gerippe betrachtet werden, sondern zu rechter Auffassung der unermesslichen Schätze des klassischen Alterthumes führen, wenn die Ausbeutung derselben in steter Wechselbeziehung steht zu den lebenden Geschlechtern und deren Bedürfnissen,

Digitized by Google

dann wird Jahrhunderte lang noch die Philologie der Schlüssel zu wahrer humanistischer Bildung bleiben, die in harmonischer Entwicklung aller der den Menschen charakterisirenden intellektuellen und ethischen Eigenschaften besteht. Dies ganz besonders in der Jugend anzuregen und vorzubereiten, ist für ein Volk und Land von ungemeinem Vortheile, und die Schullehrer haben es in der Hand, die Zukunft des Vaterlandes zu bewahren vor dem Abgrunde sittlicher Verkommenheit und hinüber zu führen auf die rechte Bahn geistiger Freiheit, sittlicher Stärke und wahrhafter nationaler Entwicklung. Nicht zum geringsten Theile steht diess den Vertretern humanistischer Studien zu, und wie sie bisher die strenge geistige Bildung immer hochgehalten haben, so werden sie sich auch ferner gewiss bemühen, in dem Angriffe gegen den Materialismus durch das Licht der klassischen Studien den menschlichen Geist zu erhellen und zu erleuchten. Mögen Sie nur immer in Gemeinschaft mit den Schulmännern, mit denen Sie ja seit lange eine heilige Alliance geschlossen haben, und die Sie auch ferner wohl erhalten mögen, zu einer rechten Einigung des gesammten Materials gelangen, das auf Bildung des Volkes und Einigung des Vaterlandes von Einfluss ist. Je grösser hierbei die Grundlinien sind, innerhalb deren Sie sich bewegen, desto grösser wird auch das Ergebniss sein, welches Sie zu verzeichnen haben. Denn eine so grosse Versammlung wird immer innerhalb der Grundzüge zu stehen haben, welche die allgemeinen Bahnen des Fortschritts und der Entwicklung begrenzen. So werden Sie auch den Ausgleich zwischen Humanismus und Realismus, von dem wir heut eindringlich vernommen haben, am besten bewirken und erreichen. Und so wünsche ich, dass Sie den Standpunkt immer behaupten mögen, der Sie bewahrt vor den in früheren Zeiten oft vernommenen, wenn auch nicht immer begründeten Vorwürfen der Engherzigkeit, Einseitigkeit und selbst Inhumanität, der Sie im Gegentheil zu echten Humanisten und Menschenbildnern stempelt in des Wortes edelstem Sinne. Mit diesem Wunsche heisse ich Sie im Namen der Stadt Gera willkommen, welche jeder Zeit das klassische Studium geachtet und geehrt, ja die für Bildung und Aufklärung nicht unerhebliche Opfer immer gebracht hat. Möge das, was Sie hier verhandeln, nicht Ihnen allein, die Sie hier sitzen, sondern dem gesammten Volke und der ganzen Nation zu Gute kommen!

Der Präsident sprach beiden Rednern den Dank der Versammlung aus.

Zu Secretären wurden auf Vorschlag des Präsidiums die unter Nr. 3—6 des Mitgliederverzeichnisses aufgeführten Herren ernannt.

Sodann erwähnte der Vorsitzende eines Schreibens des Hofraths Professor Dr. v. Leutsch in Göttingen an Herrn Director Grumme.*) Das Schreiben soll durch Telegramm des Präsidiums beantwortet werden, und zugleich soll das Präsidium an Herrn Geh. Rath Schömann in Greifswald einen telegraphischen Gruss richten.

---

*) Das Schreiben lautete wie folgt:

Es war meine Absicht nach Gera zu kommen, auch einen Vortrag über Gymnasialbibliotheken zu halten, aber seit März erkrankt, bin ich, obgleich scheinbar körperlich gesund zu jeder geistigen Thätigkeit unfähiger geworden und endlich seit dem 18. h. an Lungencentzündung erkrankt — das soll endlich der Anfang zur Besserung sein. Gott gebe es! Bitte Sie nun unter Mittheilung dieses die Philologenversammlung bestens zu grüssen: ich wünsche Ihnen und den Philologen und Schulmännern in Gera eine recht vergnügte und an guten Erfolgen reichlichst gesegnete Versammlung.

Göttingen, den 28. November 1878. Ernst v. Leutsch.

Digitized by Google

Es erhielt Herr Professor Dr. Windisch aus Leipzig das Wort zu folgendem Vortrage:

Irland ist nie eine römische Provinz gewesen. Wie die Länder, die unter die Herrschaft Roms kamen, sich entwickelten, ist Ihnen bekannt. Aber neu ist Ihnen vielleicht von der alten Cultur Irlands etwas zu erfahren, eines Landes, das weder die Römer noch die Stürme der Völkerwanderung auf seinem Boden erlebt hat, und das in Folge dessen viel von seiner ursprünglichen Eigenthümlichkeit bis tief in das Mittelalter hinein bewahrt hat. Es ist dies ein Gesichtspunkt, den ich zu meiner Entschuldigung geltend mache, wenn ich es wage, hier die allgemeine Aufmerksamkeit auf ein Gebiet zu lenken, das von der breiten Strasse der schulmässig gewordenen Studien abseits liegt. Dass die Iren als Kelten ein wichtiges Glied der grossen indogermanischen Völkerfamilie bilden, dass es Kelten waren, durch deren Besiegung in Gallien Cäsar sich unsterbliche Lorbeeren erworben hat, dass irische Mönche im 8. Jahrh. mit dem Christenthum auch gelehrte Bildung nach dem Continent brachten, fleissig lateinische Texte abschrieben, darunter z. B. eine noch jetzt erhaltene Handschrift des Priscian, alles dies und noch anderes könnte ich weiter ausführen, um Ihr Interesse für meinen Gegenstand zu erhöhen, aber ich glaube mich Ihrer wohlwollenden Aufmerksamkeit mehr noch zu versichern, wenn ich Ihnen verspreche auf keinen Fall weder in einer der jetzigen noch in einer der zukünftigen Sitzungen die Resolution beantragen zu wollen, dass auch die Resultate der keltologischen Studien in der Prima der Gymnasien vorgetragen werden sollten.

Meine Absicht ist, ein Bild von dem merkwürdigen Inhalte und dem hohen Werthe der altirischen Sage zu entwerfen, zu zeigen, wie diese die Grundlage der einst hochberühmten ossianischen Gedichte Macpherson's bildet, und wie die poetische Dichtergestalt Ossians entstanden und aufzufassen ist.

Die altirische Sage kann man kennen lernen aus einer grossen Anzahl ziemlich alter Handschriften, deren älteste um das Jahr 1100 geschrieben ist. Die meisten derselben befinden sich in Dublin, einige auch in London und Oxford. Man hat in Dublin begonnen die werthvollsten derselben in Facsimile zu veröffentlichen, manche einzelne Stücke sind bereits herausgegeben, andere besitze ich in Abschrift, und auf dieses Material stützen sich die folgenden Mittheilungen.

Die beste Vorstellung von der altirischen Sage erhält man durch eine Probe derselben. Die bedeutendste und umfangreichste Sage aus dem ältesten Sagenkreise ist der Táin Bó Cúalgne, der Raub der Rinder von Cúalgne, oft kurzweg der Táin genannt. Dieser Text liegt mir in zwei alten Recensionen vor, die nur im Einzelnen von einander abweichen, und deren erhaltene Abschriften etwa aus den Jahren 1100 und 1150 stammen.

Die Sage beginnt mit einem merkwürdigen Gespräch zwischen Ailill und Medb, König und Königin der Landschaft Connacht. Die einzelnen Theile der Sage haben bestimmte Namen erhalten, ähnlich wie die der Ilias. Dieser Anfang heisst das Kopfkissengespräch, denn Ailill und Medb ruhen auf ihrem königlichen Lager, als sich die Unterhaltung entspinnt. Ailill sagt: „Gewiss, trefflich ist das Weib eines guten Mannes," und fügt dann hinzu, „denn du bist besser jetzt, als da ich dich nahm." Das lässt die stolze, männlich kühne Königin nicht gelten: ohne ihren Mann zu verkleinern, vertritt sie die Ansicht, dass er nur eben gut genug für sie sei. Sie hatte einen Mann begehrt ohne Geiz, ohne Eifersucht, ohne Furcht, und nur Ailill war es, der ebenso freigebig,

Digitized by Google

ebensowenig eifersüchtig, ebenso furchtlos war, wie sie selbst. Aber zum Schluss behauptet sie, reicher zu sein als er. Damit hat der Streit seinen Höhepunkt erreicht, er soll dadurch entschieden werden, dass die Schätze und Güter des Königs und der Königin Stück für Stück zur Vergleichung herbeigeschafft werden: ihre Töpfe, Fässer und Eisengefässe, ihre Urnen, Knetetröge und Kessel, ihre Ringe und Ketten, ihre Spangen und goldnen Geschmeide, ihre Gewänder purpurn und blau und schwarz und grün, gelb und bunt und grau, braun und getupft und gestreift; ihre grossen Heerden von Schafen, ihre Pferde, ihre Heerden von Schweinen und Rindern. Und sie zählten und rechneten, und fanden, dass sie gleich viel werth und gleich gross waren. Unter Ailill's Rindern befand sich jedoch ein edler Stier, der stammte zwar von der Kuh Weisshorn in Medb's Besitz, aber der Stier hatte nicht unter der Herrschaft eines Weibes stehen wollen, und war deshalb zu Ailill übergegangen. Durch diesen Stier wurde Medb geschlagen. Und es war ihr, als ob sie nicht einen Pfennig besässe, weil sie nicht auch einen solchen Stier hatte.

Da erfährt sie, dass der König Dare von Cúalgne, einem kleinen Gebiete in der Landschaft Ulster, einen eben solchen Stier besitzt. Medb will diesen nicht geschenkt, sondern nur auf ein Jahr geliehen haben zur Zucht; dann soll er mit 50 Kühen als Lohn zurückerstattet werden. Die königlichen Boten machen sich auf, und erhalten von König Dare einen zusagenden Bescheid. Sie werden gastlich bewirthet, ein frisches Binsenlager wird ihnen bereitet, sie essen und sie trinken. Davon werden sie gesprächig, und ihre Rede kommt auf die Freigebigkeit und Gefälligkeit des Wirths. Da plötzlich wiedersetzt sich einer in erregter Weise dem Lobe und meint, Dare würde gezwungen worden sein den Stier herzugeben, wenn er es nicht freiwillig thäte. Das Unglück will, dass der Vertheiler Dare's, der eben mit einer neuen Ladung von Speise und Trank zu den Boten tritt, diese verwegene Aeusserung hört. Er hinterbringt sie seinem Herrn, dieser, erbittert, weist die Boten schnöde ab, als sie ihn am folgenden Morgen um Erfüllung seiner Zusage bitten. Die Boten müssen unverrichteter Sache zurückkehren.

Medb ist entschlossen, ihren Willen mit Gewalt durchzusetzen. Die bedeutendsten Helden werden durch Boten zusammengerufen und erscheinen mit ihren Schaaren. Vierzehn Tage lang lagern sie in der Königsburg, denn die Druiden warten auf ein günstiges Zeichen, ehe sie ausziehen. An dem Tage des Aufbruchs will Medb mit ihrem Wagenlenker rechts um das Heer herumfahren, dass die Kraft eines guten Zeichens komme. Plötzlich sieht sie ein wunderbares junges Weib vor sich: blondes Haar auf ihr, ein bunter Mantel um sie, eine goldne Nadel darin, ein golddurchwobenes Hemd mit Kragen um sie; das Gesicht unten schmal, oben breit, zwei dunkle schwarze Brauen, schwarze Wimpern, die ihren Schatten bis auf die Mitte der Wangen werfen; ihre Lippen wie Koralle, ihre Zähne als ob ein Regen von Perlen in ihren Mund gefallen wäre; drei Zöpfe auf ihr, zwei oben um ihren Kopf, einer hinten herabhängend, dass er ihre Waden berührte; ein Schwertstab von Silber zum Weben von Spitzen in ihrer Hand; drei Pupillen ein jedes ihrer zwei Augen; zwei schwarze Rosse vor ihrem Wagen.

„Wie heisst Du?“ fragt Medb die Erscheinung. „Fedelm, die Seherin von Connacht ist mein Name.“ „Woher kommst Du?“ „Aus Schottland, nachdem ich das Wahrsagen gelernt.“ „Besitzest Du den Zauber Imbass forosna?“ „Gewiss.“

Die Göttin oder Fee, irisch Side, denn eine solche ist Fedelm, wendet keins der

Digitized by Google

Mittel an, welche uns an andrer Stelle als zum Zauber Imbass forosna gehörig überliefert werden, ihr blosser Blick genügt, um das Kommende zu sehen.

Es folgt nun eines jener merkwürdigen Gedichte, die den irischen Sagen so oft an entscheidenden Stellen eingelegt sind, und von denen wir noch später Einiges bemerken werden. Dreimal fragt Medb „Fedelm Seherin, wie siehst du das Heer?“ Dreimal antwortet Fedelm „Ich sehe Rothes, ich sehe Blutiges“. Medb will an dieses böse Omen nicht glauben, sie wendet ein, dass ein Fluch auf der feindlichen Landschaft Ulster lastet, dass einige der tapfersten Helden von Ulster verbannt sind und sich bei ihrem Heer befinden. Zum vierten Male gefragt, enthüllt Fedelm, von wem das Unglück droht. Sie sieht einen jugendlichen schönen Helden, der in seinem Aussehen dem Cuchulinn gleicht. Von diesem furchtbaren Helden, dem keiner an Kraft, an Waffenkünsten und Kampfesmuth gleich kommt, wird das Heer schwer zu leiden haben, durch ihn wird das Blut von der Haut der Helden fliessen, werden ihre Leiber zerhauen werden, und werden die Frauen von Connacht weinen.

Das Heer bricht auf; der Weg, den es einschlägt, wird von Ort zu Ort beschrieben, man könnte ihn auf der Karte verfolgen. Für die Nächte machen sie Halt und lagern sich. Als Führer dient der kundige Fergus. Dieser stammt aus der Landschaft Ulster, nach welcher der Heereszug gerichtet ist, aber er hat sein Land in bitterm Zorn gegen König Conchobar verlassen, nach dessen Verrath an den edlen Mac Usnech, für deren Sicherheit Fergus sich verbürgt hatte. Aber als das Heer sich den Grenzen Ulsters nähert, da erwacht in Fergus die Liebe zu seinen Landsleuten, und er lässt ihnen Warnung zukommen.

Auf den Männern von Ulster lastet in Folge freventlicher Vorgänge ein Fluch, der sie kraftlos macht. Nur Cuchulinn ist ausgenommen. Dieser allein mit seinem Vater ist in der Nähe der Grenze. Ihre Pferde grasen um einen Steinpfeiler herum, und fressen das Gras bis zum Erdboden glatt ab, Cuchulinns Pferde mitsammt der Erde bis auf den harten Stein. Cuchulinn erfährt durch Fergus' Boten von dem Herannahen des Heeres. „Begieb du dich von hier,“ sagt er zu seinem Vater, „mit Warnung zu den Männern von Ulster, denn ich muss zum Stelldichein mit Fedelm Noichride gehen“. Er hat dies seiner Geliebten versprochen und hält sein Wort trotz der Mahnungen des Vaters. Aber ehe er sich entfernt, lässt er ein Kraftmal zurück: mit einer Hand haut er auf einen Streich einen Baum um, biegt den Stamm zu einem Ring zusammen, schreibt einige Runen, Ogam genannt, darauf, und wirft diesen Ring über den Steinpfeiler, dass er tief unten fest aufsitzt.

Die ersten Späher kommen heran, finden dies Räthsel, und es wird Halt gemacht. Fergus erkennt alsbald an allen Spuren, dass Cuchulinn da gewesen ist. Er liest die Ogaminschrift: „Nicht eher gehe man weiter, als bis sich ein Mann findet, der ebenso einen Ring wirft, mit einer Hand; meinem Freunde Fergus verbiete ich es“.

Hier ist wieder, wie schon öfter, ein Gedicht eingelegt. Fergus fragt einen Druiden, was dieses Kunststück zu bedeuten habe, und dieser antwortet, dass Cuchulinn sie dadurch im Vordringen aufhalten wolle. Seiner Herausforderung muss nach dem mit druidischem Aberglauben gemischten Heldencommentt Genüge gethan werden. Geschieht dies nicht, so fliegt der Ring dem Manne nach, der die Inschrift schrieb, und dieser rächt sich dann noch vor dem folgenden Morgen in blutiger Weise. Ailill und Medb

Digitized by Google

suchen die Schwierigkeit zu umgehen, indem sie sich seitwärts in einen grossen Wald wenden. Mit Mühe bricht sich das Heer Bahn, noch schlimmer ist es, als gewaltige Schneemassen fallen. Die Männer stecken bis an die Gürtel, die Wagen bis über die Räder im Schnee, an Schlaf in der Nacht ist nicht zu denken.

Am andern Morgen, nicht allzu früh, kommt Cuchulinn von seiner Geliebten. Er umkreist das Heer in einiger Entfernung mit seinem Schlachtwagen und sucht einen Ueberblick über dasselbe zu gewinnen. Dann jagt er ihm voraus bis zu einer Furt, und setzt ihm auch hier eins seiner Kraftstücke entgegen. Mit einem Streiche schlägt er einen Stamm mit vier Aesten ab, schreibt eine Inschrift in Ogam darauf, und schleudert die gewaltige Gabel mit einer Hand in die Furt, so dass sie durch einen breiten Stein hindurch zu zwei Drittel in den Grund fährt. Diesmal geht es den Spähern des Heeres schlecht. Cuchulinn schlägt ihnen die Köpfe ab und spiesst sie auf die Spitzen der vierzinkigen Gabel. Die Pferde aber mit den blutigen Leibern auf den Wagen treibt er auf das Heer zurück. Dort verbreitet sich grosse Bestürzung. Medb und die übrigen Führer berathen sich, man meint, ganz Ulster habe sich erhoben und ein feindliches Heer ziehe ihnen entgegen. Aber an der Furt findet man nur den gegabelten Stamm mit den abgeschlagenen Köpfen, daneben die Spuren eines Gespanns und eines Mannes. Ein Druide deutet dies neue Zeichen. Es ist wieder ein Kraftstück, durch welches das Heer aufgehalten werden soll, denn es darf nicht eher weiter rücken, als bis ein Mann mit einer Hand die furchtbare Gabel herausgezogen hat. Nur Fergus vermag dies. Freilich vierzehn Wagen brechen unter ihm zusammen, bis er es endlich, auf seinem eignen Wagen stehend, fertig bringt.

Das Heer rastet nun für die Nacht, es ist die zweite. Hütten und Zelte werden aufgeschlagen, Speise und Trank wird bereitet, es wird gesungen und gespielt.

Der Redactor der Sage ist nicht immer consequent gewesen. In den Gedichten, welche der Prosaerzählung einverleibt sind, ist Cuchulinns Name schon oft genannt. Trotzdem fragt jetzt, wo sie ruhig lagern, Ailill den Fergus, wer wohl jener eine Mann sei, der so staunenswerthe Proben seiner Kraft gegeben hat. Fergus weiss nur einen, der es allein mit einem feindlichen Heere aufnimmt, das ist Cuchulinn, sein einstiger Pflegling. Ailill hat schon von diesem jugendlichen Helden gehört, wünscht aber mehr von ihm zu wissen, und hier ist nun in beiden Recensionen, die mir vorliegen, eine lange Episode, „die Knabenthaten Cuchulinns“ betitelt, eingefügt. Ich theile nur die eine That mit, der Cuchulinn diesen seinen Namen verdankt. Er hiess ursprünglich Sétanta; seine Mutter war Dechtire, die Schwester des Königs Conchobar, sein Vater Súaltam, ein Edler von Ulster. Ueber seine Empfängniss giebt es jedoch eine merkwürdige Sage, nach welcher er eigentlich der Sohn eines heidnischen Gottes sein würde. Diese Sage ist wahrscheinlich erst später entstanden (vielleicht nicht ohne Einfluss christlicher Gedanken), nachdem Cuchulinn in der Phantasie des Volks mit übermenschlichen Kräften ausgestattet worden war.

Den Namen Cuchulinn aber erhielt er bei folgender Gelegenheit. Einst war König Conchobar von dem Schmied Culann, der einsam ein Gehöfte bewohnte, zu einem Mahle eingeladen. Er fordert den jungen Sohn seiner Schwester auf ihn zu begleiten; dieser zieht aber vor allein nachzukommen, weil seine Spielgefährten noch nicht des Spielens müde sind. Der König vergisst, dass Setanta nachkommen will, und der Schmied lässt,

Digitized by Google

wie er dies zu seinem Schutze zu thun gewohnt ist, seinen Bluthund los. Derselbe durchläuft rasch das Land ringsum, geht dann nach seinem Wachtplatz und liegt dort lauernd mit dem Kopf auf den Pfoten. Da kommt der kleine Setanta heran, wüthend fällt ihn der Hund an mit weit aufgerissenem Rachen. Setanta hatte nur seinen Spielball bei sich; diesen schleudert er dem Hunde in den Rachen, dass er durch und durch fuhr und die Eingeweide mit sich riss. Culann der Schmied ist zornig über den Verlust seines Hundes, aber Setanta erbietet sich selbst zum Wächter der Heerden und des Landes, bis der Schmied einen ebensolchen Hund, wie den getödteten, gezogen hat. Er erhielt von da an den Namen Cú Chulinn, d. h. Hund des Culann.

Am andern Morgen setzt sich das Heer unter Ailill und Medb weiter in Bewegung. Cuchulinn ist immer in der Nähe. Da trifft er einen Wagenlenker, der im Walde Radschäfte von Hollunder bricht. Er fragt ihn, was er macht. „Ich schneide Radschäfte von Hollunder," antwortet dieser, „denn unsre Wagen sind gestern zerbrochen auf der Jagd nach jenem edlen Wild Cuchulinn, und bei Deiner Mannhaftigkeit, Mann, hilf mir, dass dieser berühmte Cuchulinn nicht über mich kommt". Die Scene erinnert an Shakespeares Humor. „Du hast die Wahl," sagt Cuchulinn, „Sammeln oder Glattschneiden, eins von beiden". „Ich will lieber sammeln, denn das ist leichter," sagt der Wagenlenker. Cuchulinn macht sich an das Glätten der Hölzer, und er zog sie durch die Gabeln seiner Füsse und seiner Hände gegen ihre Krummheit und ihre Knoten, dass er sie grade und zierlich, glatt und kantig machte; er glättete sie so, dass keine Fliege auf ihnen stehen konnte, als er sie ablieferte. Der Wagenlenker ist erstaunt, und fragt Cuchulinn, wer er sei. Dieser giebt sich zu erkennen. „Weh mir, ich bin verloren", ruft jener. „Nicht so," sagt Cuchulinn, „denn ich tödte nicht Wagenlenker, Knechte oder Leute ohne Waffen. Aber wo ist Dein Herr?" „Dort auf der Wiese." Ehe der Herr vom Diener gewarnt werden kann, hat Cuchulinn ihn erreicht, und ihm den Kopf abgeschlagen.

Wir brechen hier ab, das Mitgetheilte wird genügen, um eine ungefähre Vorstellung von der Art und dem Inhalt der altirischen Sage zu geben.

Die heroische Zeit, in welcher Conchobar in Ulster, Ailill und Medb in Connacht regierten, in welcher Cuchulinn, Fergus und andere Helden ihre Thaten verrichteten, ist noch in vielen anderen Sagen verherrlicht. Sie beziehen sich immer wieder auf dieselben Verhältnisse, trotz manches Widerspruchs im Einzelnen, die Charaktere der Helden sind merkwürdig streng festgehalten, und die Handlung der einen Sage setzt oft die einer andern voraus. Kampf und Wettstreit ist die Hauptlosung der Helden. Aber es ist nicht ein regelloses Dreinschlagen von Wilden, gerade die vorzüglichsten Helden zeichnen sich nicht nur durch grosse Körperkraft, sondern auch durch ihre Kampfeskunst aus, mit dem Schwert und mit dem Speer, im Springen und Werfen. Die Kraft- und Kunststücke, durch die sich Cuchulinn hervorthat, gehen ins Unglaubliche, aber wenn auch hier, wie öfter in der irischen Sage, phantastische Uebertreibung unverkennbar ist, so liegt ihr doch sicher ein wahrer menschlicher Kern zu Grunde. Schon die früheste Erziehung des Knaben war kriegerisch. In Emain, dem Hauptsitze Conchobars, pflegten die Knaben sich tagtäglich im Kampfspiele zu üben, unter Oberaufsicht des Königs selbst. Wehe dem fremden Knaben, der sich, ohne um ihren Schutz zu bitten, in ihre Spiele mischte. Als der kleine Cuchulinn, ohne Ahnung von den Sitten der jungen Helden, dies that, war nur

Digitized by Google

er im Stande sich vom Tode zu retten, denn ihrer fünfzig fielen mit ihren Wurfpfeilen, deren Spitzen im Feuer gehärtet waren, über ihn her. Die Schwerter, Speere und Schilde der Helden hatten ihre besonderen Namen, unter denen sie allgemein bekannt waren. Da die Helden leicht in Zorn geriethen, so ordnete Conchobar in seinem Hauptsitz Emain an, dass die Waffen zusammen in der einen seiner drei grossen Hallen aufbewahrt würden. In einer zweiten Halle befanden sich die Schädel und Waffen der erschlagenen Feinde; in einer dritten, dem berühmten Craeb Ruad, pflegte Conchobar seine Versammlungen und Feste abzuhalten. Ausser ihm hatten zwölf der edelsten Helden von Ulster ihre Lager darin. Von Minnedienst wissen die irischen Helden ebensowenig, als die homerischen Helden. Trotzdem spielen die Frauen in manchen Sagen eine bedeutende Rolle, nicht nur wo es sich nms Freien handelt, sondern auch wo es gilt die Ehre oder den Vortheil des Mannes wahrzunehmen. Sie zeichnen sich durch Klugheit aus, und helfen nicht selten durch ihren listigen Rath den Männern aus der Noth. Die äussere Erscheinung schöner Frauen und Mädchen wird oft beschrieben, aber nie in anstössiger Weise. Es lässt sich nicht leugnen, dass wir an manchen Stellen auffallenden Sitten begegnen, aber andrerseits hat der König seine Königin, ebenso jeder Held sein Weib, und fehlt es nicht an Beispielen treuer und rührender Liebe. Die Helden ziehen nicht wie fahrende Ritter auf Abenteuer aus. Als ein Reflex der romanisch-germanischen Poesie des Mittelalters können diese irischen Sagen nicht betrachtet werden. Sie sind unbestreitbar viel älter und ihrem Inhalte nach ganz eigenartig. In der christlichen Zeit können sie nicht entstanden sein, und noch viel weniger gehören der christlichen Zeit an die Ereignisse und die Verhältnisse selbst, die sie schildern. Muss man dies aber zugestehen, so sind wir mit einem Schlage für diese Sagen bei den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung angelangt. Nach einer irischen Berechnung starb König Conchobar im Jahre 33 p. Chr. oder einige Jahre später. Allein die Sage, welche mit dieser Angabe in Zusammenhang steht, ist zu unwahrscheinlich, als dass sie den Ausgangspunkt einer chronologischen Fixierung bilden dürfte. Conchobar musste sich in den letzten Jahren seines Lebens, heisst es, vor jeder Aufregung hüten, denn es sass ihm eine Schleuderkugel im Kopf. Da soll er von Christi Tod gehört haben, und über die That der Juden in rasenden Zorn versetzt worden sein, der alsbald seinen Tod herbeiführte. Es gehört diese Sage zu den Erfindungen, durch welche spätere Geschlechter die gefeierten Helden der Vorzeit in Beziehung zum Christenthum zu setzen versucht haben. Wohl hat sich in Irland mit dem Christenthum eine annalistische Literatur entwickelt, die für die gleichzeitigen Ereignisse gewiss in demselben Grade zuverlässig ist, wie andere Annales des Mittelalters, aber in der heidnischen Zeit herrschte keine sichere Chronologie, wenn auch der Jahreslauf beachtet wurde und z. B. das Sommerende (Samfuin), das ist der 1. November oder vielmehr der Abend vorher, in mehreren Sagen eine bedeutsame Rolle spielt. Will man trotzdem den chronologischen Angaben der Iren nicht jeden Schimmer von Wahrheit absprechen, so kann man sich dabei auf zweierlei berufen, einmal auf die ununterbrochne Tradition der Druiden und Dichter, und dann auf die sorgfältige Pflege, welche die Genealogie von jeher bei den Iren gefunden hat. Einen gewissen historischen Sinn, wenigstens für relative Chronologie, dürfen wir den alten Iren zuschreiben, und zwar um so eher, als ihre chronologischen Ansätze, soweit sie ihre eignen Angelegenheiten betreffen, durchaus nicht extravaganter Art sind und sich sehr

Digitized by Google

wohl mit andern Erwägungen vereinigen lassen. Jedenfalls zeigen die Iren viel eher die Tendenz ihr Alterthum herabzusetzen, es in die Nähe von Christi Geburt zu bringen, als es in paläontologische Urzeiten hinaufzuschrauben. Einerseits ist innerlich in hohem Grade unwahrscheinlich, dass die altirischen Sagen während der christlichen Zeit zuerst entstanden seien, die in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts beginnt und deren Blüthe von 800 an durch die Einfälle der Normannen gebrochen wird. Andrerseits aber erinnert mancher Zug an das, was wir durch Caesar von den gallischen Kelten wissen. Ich hebe nur die Druiden hervor, die Zauberer, Propheten und Rathgeber der Könige, deren Macht wir in der altirischen Sage allerdings nur halb kennen lernen, da die Ueberlieferung auf ihrem Wege durch die christlichen Zeiten den alten heidnischen Cultus und den priesterlichen Charakter der Druiden hat fallen lassen. Ich erinnere ferner an die Schlachtwagen, auf denen die Helden fahren, von denen herab sie zum Kampfe springen, indem sie die Zügelung der Rosse dem Wagenlenker überlassen.*) Dass die altirische Sage ihren charakteristischen Inhalt aus der Fremde bezogen habe, dass etwa Andeutungen in Caesars Commentarien und die homerischen Gedichte ihre Quellen seien, wird kein Kenner der Sache je ernstlich behaupten. Von den homerischen Helden unterscheiden sich die irischen schon in der äusseren Erscheinung sehr wesentlich dadurch, dass ihnen die Rüstung und der Helm fehlt, daher die Farbe des Haars nie in der Beschreibung eines irischen Helden fehlt.

Nach diesen Erwägungen dürfen wir überzeugt sein, dass es eine heroische Zeit der Iren gegeben hat, und dass die Lebensverhältnisse, die ihr in den Sagen zugeschrieben werden, soweit sie nicht phantastisch ausgeschmückt und übertrieben sind, ihre Wirklichkeit gewiss nicht später als um den Anfang unsrer Zeitrechnung gehabt haben. Es wäre sehr verkehrt, wollte man die irische Sage mit manchem der früheren einheimischen Gelehrten für Geschichte halten. Vielleicht ist nicht ein einziges der Ereignisse genau so geschehen, wie die Sage es berichtet; es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, um zu erkennen, wie oft ursprünglich Verschiedenes vereinigt, oder Neues nach dem Muster des Alten dazu erfunden worden ist. Aber dass Ereignisse der Art wie Raub von Rindern, Kämpfe zwischen einzelnen Landschaften und Stämmen, Rache für Treubruch und Verrath, Werbungen, Entführungen in jenen gewaltthätigen Zeiten häufig vorgekommen sind, ist gewiss nichts Unwahrscheinliches. Vielleicht ist weder König Conchobar noch irgend eine andere Gestalt der Sage in ihrem Charakter und Thun genau so gewesen, wie die Sagen es darstellen, aber andrerseits wüsste ich nicht, warum nicht einmal wirklich ein König Conchobar, eine Königin Medb gelebt haben sollten, die dann in der Sage von späteren Geschlechtern verherrlicht worden sind.

Wäre es aber nicht möglich, dass die sagenhaften Erzählungen aus Mythen entstanden sind? Was wittert nicht Alles der feine Sinn des vergleichenden Mythologen, wenn er von dem Raube von Rindern hört! Unzweifelhaft sind im Laufe der Zeit mythische Züge in die Sage übergegangen, und ist auf menschliche Helden, z. B. Cuchulinn, übertragen worden, was man einst von Göttern glaubte, aber im Grossen und Ganzen

*) Der Schlachtwagen ist nicht eine irische Erfindung, es ist sogar wahrscheinlich, dass er von Gallien nach Irland gekommen ist. Das Wort dafür, carpat = lateinisch carpentum sieht nach irischen Lautgesetzen wie ein Lehnwort aus. Aber die Alterthümlichkeit des Schlachtwagens in Irland wird durch diese Bemerkung nicht angegriffen.

Digitized by Google

ist doch das Mythische innerhalb der Sage als solches erhalten, so dass wir Bedenken tragen müssen, auch noch die Sage selbst für Mythus zu halten. Die christliche Kirche, deren Dienern wir es mit verdanken, dass von der alten Sage noch so viel erhalten ist, hat die Verehrung heidnischer Götter allerdings nicht geduldet, die Folge davon ist, dass wir nur versteckt die Spuren von heidnischem Cultus finden; aber die Kirche hat nicht gehindert, dass von göttlichen und übermenschlichen Wesen erzählt wird, die in das Leben der Menschen eingreifen.

Was aber der altirischen Sage einen besonders hohen Werth verleiht und sicherlich nicht auf den mythischen Hintergrund des Sternenhimmels oder der Sonne und der Wolken schliessen lässt, das ist die merkwürdig eingehende Ausmalung des Einzelnen. Auf das Genaueste wird beschrieben, aus welchen Stücken die Kleidung besteht, welche Farbe der Mantel hatte, wie fein gewebt das Hemd war, worin die Verzierungen und der Schmuck, worin der Reichthum bestand, welcher Waffen man sich bediente, wie die Feste gefeiert wurden, wie die Halle gebaut und eingerichtet war, was für Sitten beim Feste herrschten und vieles Andere mehr. Hierbei ist das Typische und Formelhafte zu beachten: die Phantasie des Erzählers waltete nicht schrankenlos, sondern sie war an herkömmliche Formen gebunden; dies ist günstig für die Bewahrung des Alten und erhöht die Zuverlässigkeit der Schilderung. Während fast überall in Europa die Wohnsitze der Völker sich vielfach verschoben, während dasselbe Land im Laufe der Zeit neue und wieder neue Bewohner erhielt, ist der gälische Stamm sesshaft auf Irland geblieben. Die Iren sind innig verwachsen mit dem Boden ihrer Insel, und ihre Sagen sind voll von geographischen Namen. Bald sind es Wälder und Wiesen, bald Haide und Moor, bald Berg und Thal, bald Flüsse und Furten, bald Burgen, Gehöfte und stadtartige Niederlassungen, welche als Ort der Begebenheit mit Namen genannt werden. Und auch hier lässt sich das Alter der Sagen an einem neuen Zuge erkennen: viele Namen haben im Laufe der Zeit anderen Platz gemacht, und schon in den ältesten Handschriften wird oft dem alten Namen des Ortes der neue erklärend beigefügt. Es lässt sich freilich nicht leugnen, dass manche der Namen in Zusammenhang mit der Begebenheit stehen, die an dem Orte geschehen sein soll, so dass sich die Frage erhebt, ist die Sage erfunden um den Namen zu erklären, oder der Name erfunden um der Sage willen.

Die altirische Sage hat aber noch eine sehr hohe allgemeine Bedeutung, und zwar in verschiedener Richtung. Auf ihre Bedeutung für die Geschichte des Epos werden wir später zu sprechen kommen, hier heben wir hervor, dass sie uns einen Einblick gewährt in altes, echtkeltisches Leben überhaupt, von dem wir sonst im Einzelnen nur sehr wenig wissen. Das allgemeine Bild, welches Mommsen im 3. Bande seiner Römischen Geschichte von der keltischen Cultur, zunächst Galliens, gegeben hat, wird in vielen Punkten als zutreffend bestätigt, kann aber aus den irischen Quellen noch vielfach durch irische Züge ergänzt und ausgefüllt werden. Auch in der ältesten Zeit Irlands ist z. B. von Ackerbau wenig die Rede, desto mehr von Jagd und Viehzucht. Grosse Heerden von Rindern, Schafen, Schweinen bilden den Reichthum, neben Kleidern, Waffen, Schmuck und Gefässen aller Art.

Der irische Sagenschatz ist aber keineswegs erschöpft mit den Sagen, welche von König Conchobar und seinen Zeitgenossen handeln. Es giebt Sagen über die allmähliche Bevölkerung der Insel, über eine letzte keltische Einwanderung von Spanien her, es giebt

Digitized by Google

ferner Sagen von vorwiegend mythologischem Charakter, uns soll im Folgenden ein zweiter Hauptsagenkreis beschäftigen, den wir als den fenischen oder ossianischen bezeichnen können.

Der Name Ossian hat einst auch in Deutschland einen bezaubernden Klang gehabt. Die von dem Schotten Macpherson veröffentlichten Gedichte haben in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts in tiefgehender Weise auf die Stimmung und den Geschmack unserer Dichter eingewirkt. Es sei hier nur an das Denkmal erinnert, welches Goethe dem Ossian in den Leiden des jungen Werther gesetzt hat. „Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt," lässt er diesen schreiben. „Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Haide, umsaust vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter, im dämmernden Lichte des Mondes, hinführt;" u. s. w. Der irischen Sage fehlt dieser stimmungsvolle Zauberton, aber jeder neue Aufschluss, der über das Wesen und den Ursprung einer literarischen Erscheinung von solcher Bedeutung Licht zu verbreiten geeignet ist, muss willkommen sein.

Die ossianischen Gedichte Macphersons erschienen zuerst englisch in den Jahren 1760, 62 und 63, die Veröffentlichung des gälischen Textes erfolgte erst im Jahre 1806. Die Handschriften, denen der letztere entnommen sein soll, haben nach bestimmten Zeugnissen ein Jahr lang bei dem Londoner Verleger der englischen Uebersetzung ausgelegen, sind aber schon längst spurlos verschwunden. Es ist nicht meine Absicht auf den erbitterten Streit einzugehen, der sich schon nach dem Erscheinen der englischen Uebersetzung in Bezug auf die Echtheit von Macphersons Gedichten erhoben hat. Im Allgemeinen haben die Gegner triumphirt, man hält den gälischen Text für eine nachträgliche Uebersetzung des englischen Textes, und die entschiedensten Gegner halten Macpherson für einen Betrüger, der allerdings clever genug war, um gewisse Stoffe der schottischen Volksüberlieferung zu schön klingenden Gedichten gestalten zu können. Macphersons Sache ist aber andrerseits eine nationale Angelegenheit Schottlands geworden. In dieser Beziehung sind die Iren ihre Gegner, und diese haben durch ihre Entrüstung sehr viel dazu beigetragen, Macphersons Ossian in fast allgemeinen Misscredit zu bringen.

Die Iren nehmen die Ossiansage für sich in Anspruch, und sie haben darin Recht, dass diese Sage in Irland ihre eigentliche Heimath hat; jedenfalls besitzt Irland die ältesten Quellen.

Die historischen Ereignisse, welche der Ossiansage zu Grunde liegen, fallen nach der irischen Berechnung in die Zeit zwischen 174 und 283 post Chr., und werden durch zwei Schlachten begrenzt, von denen bereits in den ältesten irischen Handschriften, aus dem Anfange und der Mitte des 12. Jahrhunderts, berichtet wird. Wir werden abermals gut thun die angeführten Jahreszahlen nicht bis auf den Einer für zuverlässig zu halten, aber die relative Chronologie der Iren trägt auch hier das Gepräge der Wahrheit: Ossians Zeit ist eine spätere als die Conchobars und -Cuchulinns, aber sie liegt gleichfalls noch jenseits der Einführung des Christenthums in Irland.

Nach der einheimischen Ueberlieferung bildete Irland ein einheitliches Reich mit einem König in Tara (altir. Temair) an der Spitze. Die Reihe dieser Oberkönige, die von den Königen der einzelnen Landschaften, aber, wie es scheint, nicht nothwendig aus ihrer Mitte, gewählt wurden, wird bis in graue Vorzeit zurückgeführt, obwohl es nicht

Digitized by Google

an Interregnen gefehlt hat, und obwohl z. B. in der Sage vom Táin Bó Cúalgne von dieser Würde wenig oder gar nicht die Rede ist.

Der 121. Oberkönig war Conn Cetchathach, d. h. der Hundertschlachtige. Dieser hatte einen Druiden, der eine schöne Tochter Murni mit Namen besass. Dem Oberkönig stand sein Oheim Cumall zur Seite, als Führer jener merkwürdigen Streitkräfte, die unter dem heutzutage berüchtigten Namen der Fenier bekannt sind. Cumall bewirbt sich um die schöne Murni, und entführt sie mit Gewalt, als er von ihrem Vater abgewiesen worden war. Dieser wendet sich an den König Conn um Genugthuung. Der Aufforderung des Königs entweder Irland zu verlassen oder das Mädchen zurückzugeben, verweigert Cumall den Gehorsam. Bei Cnucha kommt es zur Schlaeht zwischen den Anhängern des Oberkönigs und denen Cumalls. Cumall wird besiegt und getödtet von Goll mac Morna. Murni, von ihrem Vater, der sie verbrennen wollte, verstossen, flüchtete zu ihrer Schwester und gebar einen Sohn, den Finn mac Cumaill. Als Finn erwachsen war, forderte und erhielt er Genugthuung für den Tod seines Vaters. Aber trotz des geschlossenen Friedens blieb eine immer von Neuem wieder ausbreehende Feindschaft zwischen Cumalls Geschlecht und dem Clann Morna, zu dem Goll gehörte, der Cumall erschlug.

Diese Erzählung ist bekannt unter dem Namen „die Ursaehe der Sehlacht bei Cnucha," und steht in einer Handschrift (Lebor na huidre), die um das Jahr 1100 geschrieben worden ist. Finn erscheint hier in seinem historischen Charakter, ohne phantastische Uebertreibung, ohne mythologische Zuthat. Er war der Nachfolger seines Vaters Cumall in der Führerschaft der Fenier. Diese bildeten ein stehendes Nationalheer Irlands, ursprünglich bestimmt die königliche Gewalt zu stützen und die Insel gegen feindliche Einfälle zu vertheidigen. Der irische Name dafür ist fiann, oder fianna im Plural, denn jede Landschaft oder Provinz hatte ihr Contingent. Wenn es nicht Kampf gab, war die Lieblingsbeschäftigung der Fenier die Jagd. Ueberall im Lande gab es Jagdhütten zum Uebernachten, und viele der Abenteuer, die von Finn erzählt werden, ereigneten sich auf Jagdzügen. Unter den romantischen Erzählungen, die jene Zeit betreffen, ist eine der interessantesten Finns Verfolgung von Diarmuid und Grainne. Finn, schon bejahrt, wollte Grainne, die Tochter des Königs Cormac, zum Weibe haben, aber diese wünsehte sich einen jungen Mann, und zwang den schönen Diarmuid, der zu Finns Feniern gehörte, wider seinen Willen durch eine Beschwörung, der er Folge leisten musste, mit ihr zu entfliehen. Finn und seine Fenier verfolgen das Paar, Abenteuer reiht sich an Abenteuer, all unsere Theilnahme ist bei Diarmuid, aber er stirbt durch einen wilden Eber, in Gegenwart Finns, der ihn hätte retten können.

Die Erzählungen von den Abenteuern Finns und der Fenier tragen unverkennbar einen jüngern Charakter, als die Sagen von Cuchulinn und Conchobar, mit denen sie in Irland bis auf den heutigen Tag nicht vermengt worden sind. Finn erscheint z. B. nicht auf dem Schlachtwagen; der war zu seiner Zeit verschwunden, und ist ihm auch nicht angedichtet worden. Während die Erzählungen von Conchobar, Cuchulinn, Medb bereits in den ältesten Quellen einen sagenhaften Charakter haben, sehen die ältesten Berichte über Finn eher wie Geschichte aus, und bieten nichts Phantastisches. Aber die Phantasie des irischen Volks hat sich auch dieses Stoffes bemächtigt, und wir finden auch hier wieder, in den zahllosen Erzählungen und Gedichten von Finn und den Feniern die

Digitized by Google

echt keltische Lebendigkeit und Erzählungskunst, die ihre besondere Stärke in der anschaulichen Schilderung des Einzelnen hat.

Wer Finn nur in den romantischen Erzählungen der späteren Zeit kennen lernt, kann auf den Gedanken kommen ihn für eine mythische Gestalt zu halten, denn es werden ihm übermenschliche Kräfte beigelegt, und Vorstellungen von unverkennbar mythischem Ursprung sind in die Sage eingeführt. Das ist aber nur die Art und Weise, wie das irische Volk die Helden und die Begebenheiten der Vorzeit, die es liebte, sich verherrlicht hat. Finn ist erst nach Cuchulinn und Conchobar zu einem Lieblingshelden des irischen Volks geworden, und es lässt sich sogar beobachten, dass gewisse Züge aus dem älteren Sagencomplexe auf Finn und seine fenischen Helden übertragen worden sind. So giebt es z. B. einen Bericht über die Knabenthaten Finns, wie wir einen solchen über die Cuchulinns kennen gelernt haben.

Das Eigenthümlichste in Finns Zeit sind die fianna. Die Kraft liegt nicht mehr ausschliesslich im einzelnen hervorragenden Helden, wie in der eigentlich heroischen Zeit, sondern eben in jenen Corps der Fenier. Der Eintritt unter die Fenier war an gewisse Bedingungen geknüpft. Der Eintretende musste sich zu einem Kriegsgesang (Rosc catha) begeistern können; er musste waffengewandt sein und hatte dies durch schwierige Proben zu beweisen; er musste vorzüglich laufen und im Laufe sich vertheidigen, unter den Aesten niederer Bäume ohne Aufenthalt durchschlüpfen, über brusthohe Hindernisse im Fluge wegsetzen können; dabei musste sein langes Haar so geflochten sein, dass Aeste und Unterholz ihm nichts anhaben konnten; er musste seinen Speer am untern Ende frei mit einer Hand ohne Zittern halten können; trat er sich einen Dorn in den Fuss, so musste er ihn im Laufe und während er sich vertheidigte herausziehen können; dem Führer musste er unbedingten Gehorsam schwören.

Nicht minder charakteristisch waren die Privilegien der Fenier, wie sie schliesslich Finn erlangt haben soll. Es gehörte ihnen alle Jagd; wer ohne zu den Feniern zu gehören, einen Hirsch tödtete, musste ihnen einen Ochsen dafür geben, eine Milchkuh für ein Reh. Niemand durfte ein Mädchen zur Ehe weggeben, ehe er nicht dreimal gefragt hatte, ob ein Fenier sie wolle, und der Fenier ging vor.

Das Land musste schwer unter solchem Drucke leiden, und wir begreifen, dass der Uebermuth der Fenier auch den Königen unerträglich wurde. So kam es denn zur Katastrophe. Carbre, Oberkönig von Irland, vermählte seine Tochter mit dem Sohn eines kleinen Königs, ohne die Fenier zu fragen. Als dies die Fenier unter Finns Sohn Ossín vernahmen, verlangten sie eine Entschädigung mit Berufung auf ihr Privilegium. Darüber in hohem Grade aufgebracht, beschloss Carbre den Kampf mit den Feniern auf Tod und Leben aufzunehmen. Die Fenier waren getheilt, nur die von Leinster unter Finns Sohn Ossín boten dem Oberkönig die Spitze, ihre alten Rivalen, die Clanna Morna von Connacht, standen auf Seiten des Königs. Bei Gabar kam es zu einer furchtbaren Schlacht, welche mit einer vollständigen Vernichtung der Fenier endete. Der Verlust auf Seiten des Königs war kaum geringer. König Carbre selbst und Oscar, Ossíns Sohn, fielen im Zweikampf. Ein Stein mit einer Ogaminschrift meldete die Stelle, nach einem kurzen ossianischen Gedichte, das sich im Buch von Leinster findet, einer berühmten Handschrift aus der Mitte des 12. Jahrhunderts.

Durch die Schlacht bei Gabar war aber überhaupt Irlands kriegerische Kraft

Digitized by Google

gebrochen. Etwa hundert Jahre später wird S. Patricks Ankunft in Irland verzeichnet, und es beginnt dann bald die christliche Blüthezeit Irlands.

Zu den letzten Feniern, welche die Schlacht bei Gabar überlebten, gehört vor Allen Ossín, Finns Sohn. Was über diesen weiter berichtet wird, erkennt man sofort als ein Erzeugniss der sinnvollen Phantasie des irischen Volks. Nach der einen Version lebte Ossín mit einem Genossen weit über menschliches Alter hinaus und erlebten beide als uralte Greise das Auftreten S. Patricks. Nach einer andern Version weilte auch Ossín, als der Apostel nach Irland kam, schon längst im Lande der Jugend, dem Elysium der heidnischen Iren, wohin ihn einst ein schönes Weib auf weissem Rosse entführt hatte. Da kam aber Ossín die Sehnsucht nach Erinn und den Feniern an. Auf seine Bitten wird ihm ein Besuch auf dem einstigen Schauplatz seiner Thaten gestattet, aber wehe ihm, wenn er von dem weissen Rosse herabsteigt, oder sein Fuss die Erde berührt! Ossín findet Alles verändert auf Erden, zuletzt erblickt er eine Menge Menschen, die sich vergeblich bemühen einen grossen Stein zu bewegen. Er will ihnen helfen, dabei berühren seine Füsse den Boden und im Nu ist sein Ross verschwunden, er selbst ein schwacher, blinder Greis, ohne Rückkehr in das Land der Jugend! Die Entführung Ossíns durch eine Fee dahin ist einer jener mythischen Züge, welche zu dem phantastischen Rüstzeug der Erzähler gehörten und aus den älteren Sagen auf spätere Lieblinge des Volks zur Bildung neuer Sagen verwendet worden sind.

Ossín wird mit S. Patrick zusammengebracht, ein sinnvoller poetischer Gedanke. Es entsteht eine eigenthümliche Art von Gedichten, Zwiegespräche zwischen diesen beiden Vertretern so verschiedener Zeiten. S. Patrick lässt sich von Ossín die Herrlichkeit seiner jungen Tage schildern, und sucht seinerseits, wenigstens in manchen der Gedichte, den gebrochenen Greis zu bekehren. In anderen Gedichten spricht Ossín allein, und deutet nur der Anfang an, dass seine Rede an S. Patrick gerichtet zu denken ist. Alle diese Gedichte sind mehr oder weniger tendenziös: es spricht sich in ihnen eine wehmüthige Stimmung über den geschwundenen Glanz alter Zeiten aus.

Wir ahnen jetzt, worauf sich Ossíns Dichterruhm stützt: auf phantastische Dichtung, die im Laufe der Zeit für Wahrheit genommen worden ist. Ossín oder Ossian war ursprünglich nicht mehr und nicht weniger Dichter als andere seiner Zeitgenossen.

Allein die Rolle, welche dem Ossín als Vertreter der alten Zeit gegenüber S. Patrick zugefallen ist, erklärt noch nicht Alles.

Der irische Gelehrte O'Curry hat zuerst auf eine Anzahl vereinzelter Gedichte dieses Sagenkreises aufmerksam gemacht, die sich in verschiedenen alten Handschriften finden. Die meisten derselben werden auffallender Weise nicht dem Ossín, sondern dem Finn selbst zugeschrieben. Es genügt hier nicht darau zu erinnern, dass die Fenier überhaupt die Dichtkunst gepflegt haben sollen, vielmehr kommt hier eine wichtige Eigenthümlichkeit in der äussern Form der irischen Sage in Betracht.

Die Iren haben es nicht zu einem grossen Nationalepos gebracht, obwohl die geeignetsten Stoffe in Hülle und Fülle und bis ins Einzelne vorbereitet vorhanden waren. Aber für die Entstehung des Epos im Allgemeinen sind die irischen Verhältnisse von hohem Werthe, denn hier liegt uns thatsächlich, mit Händen greifbar, eine Vorstufe des Epos vor: zahlreiche einzelne Sagen, die sich mehr oder weniger eng zu Gruppen vereinigen, doch ohne eine festgegliederte Einheit zu bilden. Die Sagen sind Prosaerzählungen,

Digitized by Google

aber mitten in die Prosa finden wir einzelne Gedichte eingelegt, und diese bilden die Anfänge einer auch formal dichterischen Behandlung der Sage. Das Verhältniss ist nicht so, dass einmal ein Stück versificirt worden wäre, dann wieder ein Stück folgte, zu dem sich kein Bearbeiter gefunden hätte, so ellenweise ist nicht gedichtet worden.

Vielmehr sind es die lyrischen und die dramatischen Elemente der Sage, die Reden, Monologe und Dialoge, welche zuerst die Kunst des Dichters herausgefordert haben. Diese Reden in Versen treten in verschiedener Form auf; bald ist es Wechselrede Vers um Vers, bald sind es längere Gedichte; bald bewegen sie sich in einfacher Sprache, bald in ekstatischen hochtönenden Worten. Bisweilen sind sie so häufig, dass die Prosaerzählung fast verschwindet, und eben nur noch die Versificirung der erzählenden Stücke, welche die Gedichte einleiten, zu einem einheitlichen epischen Gedichte fehlt. Aber dieser Schritt ist eben in Irland nicht geschehen. Nirgends erkennt man deutlicher, wie sehr erst die Versificirung der einfachen Erzählung der Ereignisse formal das Wesen des Epos vollendet.

Die Namen der Dichter, denen wir jene Gedichte, die der alten irischen Sage einverleibt sind, verdanken, sind für immer verloren. Wohl wird uns oft in den Sagen selbst von berühmten Dichtern berichtet, von ihrer Kunst, von dem Umfang ihres Gedächtnisses, denn sie waren zugleich die Gefässe der Ueberlieferung, aber erst aus den letzten Jahrhunderten treten die Dichter persönlich mit ihren Erzeugnissen vor die Nachwelt. Von dem Stande der alten Dichter, von ihrem Ansehen erfahren wir in Irland vielleicht mehr, als bei irgend einem andern Volke, aber die Persönlichkeit des einzelnen ist für die Nachwelt verschwunden. Diese Namenlosigkeit der Gedichte hängt zusammen mit dem naiven Aufgehen von Dichter und Hörer in der Sache und Sage. Und doch waren für eine naive Zeit diese Gedichte nicht namenlos, denn sie sind den Sagen so einverleibt, dass sie den handelnden Personen selbst in den Mund gelegt werden. Unzählige Male begegnen wir der Formel „da sang“ oder „da sprach“ Cuchulinn, Fergus, Medb und wie die handelnden Personen alle heissen. So haben wir denn auch jene Gedichte aufzufassen, die in einigen älteren irischen Handschriften durch Ueberschriften wie Ossín oder Finn cecinit dem Finn, dem Ossín und Anderen zugeschrieben werden. Sie gehören eigentlich in eine Erzählung hinein, oder bedürfen zum Mindesten einer erklärenden Angabe, bei welcher Gelegenheit Finn oder Ossín solche Worte gesprochen haben soll. Diese Gedichte sind stellenweise für uns recht dunkel, weil sie Beziehungen und Anspielungen enthalten, die nur bei Kenntniss der ganzen Sage verständlich sind. In dieser Beziehung sind die vorher besprochenen ossianischen Gedichte, welche in Gespräche Ossíns mit S. Patrick eingekleidet sind, besonderer Art. Die Rahmenerzählung bleibt sich immer gleich und besteht darin, dass Ossín dem S. Patrick aus längst vergangenen Zeiten erzählt. Die Gelegenheit also, bei der Ossín redend eingeführt wird, steht in gar keiner Beziehung zu dem Inhalt der Erzählung selbst. Diese muss also ihren Stoff ganz enthalten, ohne Anlehnung an vorher Erzähltes, und derartige Gedichte haben dann auch einen mehr selbständigen Charakter gewonnen, und können epischen Gesängen verglichen werden. Aus den Gedichten aber, welche dem in der Sage redend eingeführten Ossín in den Mund gelegt werden, hat sich dessen Dichterruhm und dichterische Gestalt entwickelt. Was ihm nur in den Mund gelegt, in Wirklichkeit von einem namenlosen Dichter gedichtet worden ist, das hat man im Laufe der Zeit als sein Werk angesehen.

Digitized by Google

Für die eben besprochenen literarhistorischen Verhältnisse bietet uns die altindische Literatur eine höchst interessante ähnliche Erscheinung. Die Brâhmaṇas enthalten viele Sagen, die in Prosa erzählt werden, aber nicht selten sind ihnen Verse beigegeben, bekannt unter dem Namen der Gâthâ's. Dies ist auch hier eine vorepische Stufe der Dichtung. Diese Gâthâ's sind gleichfalls Reden, Monologe oder Dialoge, die wie jene altirischen Gedichte, den Hauptpersonen der Sage in den Mund gelegt werden. Ich erinnere nur an die Sagen von Hariçcandra und Çunaḥçepa im 7. Buche des Aitareyabrâhmaṇa. Ja noch mehr. Im 10. Buche des Rigveda steht ein Gedicht, das aus einem Zwiegespräch zwischen der Apsaras Urvaçî und Purûravas besteht. Es ist dort kaum verständlich, denn es ist ein von seiner Rahmenerzählung losgelöstes Gedicht; besser verstehen wir es im 11. Buche des Çatapathabrâhmaṇa, wo sich dieselben Verse finden, aber inmitten einer Sage, auf die sie sich beziehen sollen. Jedenfalls sind es Verse, die dem Purûravas und der Urvaçî in den Mund gelegt sind. Und daran anknüpfend hat die spätere indische Gelehrsamkeit diese zwei Personen zu den Verfassern des Liedes gemacht. Genau in derselben Weise ist Ossian zu einem Dichter und Verfasser vieler Werke geworden.

Wir haben uns bisher in der Behandlung der Ossiansage ausschliesslich auf irischem Boden bewegt, und treten nunmehr auf den schottischen Boden über. Denselben Weg ist auch die Sage gewandert, obwohl man in Schottland diese Wahrheit nicht gern hört. Es scheint ein grosser Triumph für die schottischen Ansprüche zu sein, dass durch das Buch des Dean of Lismore, eine schottische Handschrift aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts (ca. 1512), das Vorhandensein ossianischer Gedichte in Schottland schon für diese Zeit erwiesen ist, aber andrerseits zeigt die Mehrzahl gerade dieser Gedichte im Buch des Dean of Lismore noch unverkennbar deren irischen Ursprung, und man muss sich wundern, dass diese Thatsache von Skene, dem Verfasser der Einleitung, nicht offner und rückhaltloser eingeräumt wird. Wir finden hier die Zwiegespräche Ossians mit S. Patrick, dem Apostel Irlands, wir finden so und so oft Irland oder eine seiner Landschaften als Schauplatz der Ereignisse genannt, und wir finden dieselben Personen wieder, die wir schon als die Helden der irischen Sage kennen gelernt haben. Ganz besonders interessant aber ist hier ein kleiner Zug, der sehr schön die Verwandlung Ossín's, dem in der Sage Gedichte in den Mund gelegt werden, in einen wirklichen Dichter veranschaulicht. An Stelle des zweideutigen Ossin oder Finn cecinit der alten irischen Gedichte ist in dieser schottischen Handschrift geradezu ein „a houdir so Ossin“ d. h. auctor huius Ossin geworden. In derselben Weise ist in dieser schottischen Sammlung auch Conall Cernach, ein Held des älteren Sagenkreises, der in vielen Sagen eng mit Cuchulinn verbunden ist, als auctor eines Gedichtes aufgeführt. Auch ihm sind in der Sage nicht selten Gedichte in den Mund gelegt worden, und so ist auch er, wie wir sehen, nicht dem Schicksal entronnen in die Reihe der Dichter aufgenommen zu werden. Ossíns oder Ossians Dichterruhm ist aber durchaus nicht besser begründet als der Conalls. Ja, in der alten Feniersage selbst gilt als der eigentliche Dichter der Fenier nicht Ossín, sondern Fergus, ein anderer Sohn Finns. Wie kam es aber, dass trotzdem Ossín in so ausschliesslicher Weise der Dichter der Vergangenheit geworden ist? Wir wiederholen, weil er nach der Ueberlieferung die Schlacht bei Gabar überlebte, gleichsam das Ende der alten Zeit, von der er als der letzte Augenzeuge erzählt. Es ist wohl zu beachten, und

Digitized by Google

hängt eng mit Ossins ursprünglichem Charakter zusammen, dass er nur von Ereignissen berichtet, die er selbst mit erlebt haben will, nie von Ereignissen, die vor seiner Zeit geschahen. Erst bei Macpherson finden wir — und das spricht nicht für das Alter seiner Gedichte —, dass Ossian auch von Cuchulinn erzählt, freilich indem er ihn, zum Entsetzen der Iren, als seinen Zeitgenossen hinstellt. Ossín war aber nicht der einzige letzte Fenier, mit ihm überlebt noch ein Verwandter die Schlacht bei Gabar. Daher finden wir vereinzelt auch diesen als Erzähler aus der Vergangenheit, aber Ossín macht ihn unnöthig, denn wozu zwei Erzähler derselben Dinge? Finn aber, dem in alten irischen Handschriften mehr Gedichte in den Mund gelegt werden, als dem Ossín, war schon vor der Schlacht bei Gabar gestorben; es fehlte also der Anhalt, seine Gestalt zu der eines Erzählers seiner Thaten weiter zu entwickeln.

Aus dem ersten Sagenkreise eine Dichtergestalt heraus zu entwickeln, ist nicht ernstlich versucht worden. Am ehesten würde sich Fergus dazu geeignet haben, und in der That ist wenigstens soviel von diesem erfunden worden, dass derselbe, als die Dichter und Gelehrten Irlands im 6. Jahrhundert versammelt waren, um die Geschichte des Táin, die keiner mehr vollständig wusste, mit vereinten Kräften wieder zusammen zu bringen, plötzlich aus dem Lande der Jugend erschien, und Alles erzählte, wie es gewesen war.

Wir sind jetzt genügend vorbereitet, um uns zu der glänzenden Erscheinung von Macphersons ossianischen Gedichten wenden zu können. Wer ihre Stoffe nicht schon aus andern Quellen kennt, und sie unbefangen auf sich wirken lässt, der muss sie eigenthümlich schön finden. Wer aber die altirische Sage kennt, und dann diese Gedichte liest, vergleichend und analysirend, dem wirbeln alsbald die Gedanken im Kopfe, er glaubt in ein Kaleidoskop zu blicken, in welchem eine Drehung dieselben Elemente zu unberechenbar neuen Figuren durch einander geschüttelt hat. Kaum dass Vater und Sohn zusammenbleiben, Personen und Ereignisse verschiedener Zeit werden zusammengerückt, der Feind wird zum Freunde, der Ire zum Schotten, in den Namen sind ohne Gesetz bald Silben geschwunden, bald neue Elemente zugesetzt worden.

Sehr augenscheinlich zeigen sich diese Verhältnisse in dem grossen, aus acht langen Gesängen bestehenden Gedichte Temora. Hier nehmen selbst die Schotten an, dass es in Irland spielt, wir haben also unzweifelhaft das Recht, die Jahrhunderte ältere irische Tradition als der Wahrheit näher stehend zu betrachten. In der irischen Sage ist Carbre der Sohn Cormacs und, nachdem dieser gestorben, dessen Nachfolger auf dem Thron von Irland. Bei Macpherson sind beide aus ganz verschiedenem Geschlecht und besteigt Cairbar — so heisst er da — den Thron, nachdem er Cormac ermordet hat. In der irischen Sage ist Finn der Führer der Fenier, bei Macpherson ist Finn oder Fingal ein schottischer König. In der irischen Sage ist es der Uebermuth der Fenier, der zu dem Kampfe zwischen dem Könige von Irland und den Feniern unter Finns Sohn Ossín und dessen Sohn Oscar führt; bei Macpherson veranlasst eine auf lauter Verwechslung von Namen beruhende Verwandtschaft mit dem ermordeten König Cormac den schottischen König Finn zum feindseligen Auftreten gegen den Mörder Cairbar (irisch Carbre). Von dem ursprünglichen Charakter der Schlacht bei Gabar, die zu der Vernichtung der Fenier führt, ist keine Spur mehr vorhanden. Auch im Namen der Schlacht ist eine Veränderung eingetreten, sie wird auf der Heide von Moilena geschlagen, die in Irland der Schauplatz einer andern Schlacht ist. Nur ein Zug stimmt wieder: Cairbar und

Digitized by Google

Oscar tödten sich gegenseitig. Aber in Irland ist dieser Tod der Führer das Ende der grossen Schlacht, bei Macpherson ladet Cairbar den Oscar vor der Schlacht zu einem Feste ein, das er verrätherischer Weise zu einem Angriff verwendet, bei dem er selbst mit den Tod findet.

Das Mitgetheilte wird eine ungefähre Vorstellung geben von dem Verhältnisse, in welchem Macphersons Gedichte inhaltlich zu der irischen Sage stehen. Eine der bedeutendsten Abweichungen ist, dass die Schotten Finn und sein Geschlecht, also auch die Dichtergestalt Ossins, für sich in Anspruch nehmen. Anderen Helden hat auch die schottische Sage, hat auch Macpherson ihre ursprüngliche irische Nationalität belassen, nur Finn, Ossian und Oscar beansprucht Schottland und will es sich nicht nehmen lassen. Wir können nur zugeben, dass die Finnsage im schottischen Hochland mit einer Liebe gepflegt worden ist, als ob sie das eigene Kind Schottlands wäre, und dass die Finnsage bei Macpherson eine eigenartige, von der irischen stark abweichende Fassung erhalten hat, aber freilich erhalten hat durch absichtliche oder allmähliche Umbildung.

Die blinde Dichtergestalt Ossians ist der Stolz Schottlands geworden. In den meisten von Macphersons Gedichten tritt uns Ossian zu Anfang als der Sänger des Lieds entgegen, und in ergreifender Weise führt er vor, wie ihm die Erinnerung an die alten Tage kommt. Ein mir aus Irland nicht bekannter Zug ist, dass er seine Worte nicht selten an Malvina (Mala mhin „smooth or gentle brow“) richtet, die als die Führerin des blinden Greises dargestellt wird. Sie soll die Tochter Toscurs und die Geliebte Oscurs gewesen sein, allein es sind hier ohne Zweifel aus einer Person zwei gemacht, denn Toscur ist aus Oscur entstanden, indem man das t, welches nach gälischen Lautgesetzen nach gewissen Wörtern vor vocalischen Anlaut zu treten pflegt, zum Namen selbst gezogen hat. Vereinzelt finden wir auch bei Macpherson, dass Ossian seine Worte an einen christlichen Missionar richtet, nur dass S. Patricks Name fehlt. In Uebereinstimmung mit der irischen Sage ist, dass Ossian in wehmüthiger Stimmung wenigstens vorwiegend aus der selbsterlebten Vergangenheit erzählt.

Was sagen aber die Schotten ihrerseits zu den irischen Ansprüchen? Die ganze Tiefe derselben kennen sie nicht. Ich führe nur an, wie ein so hervorragender Mann wie Skene sich in der Einleitung zum Buch des Dean of Lismore ausgesprochen hat. Er bestreitet nicht, dass Finn und Ossin auch in der irischen Sage lebendig sind, übersieht aber das Alter und den Werth der letzteren, und versucht einen Compromiss: die Gestalten Finns und Ossins seien gemeinsames Eigenthum der Gälen Schottlands und Irlands. Dann würden also die Schotten die Finnsage durch eine von Irland unabhängige Tradition besitzen. Das entspricht aber eben nicht der Wahrheit: die schottische Sage knüpft offenbar an die irische an, die irischen Sagen und Gedichte sind von Irland nach Schottland hinübergewandert, wie wahrscheinlich einst auch die Bevölkerung; wenn auch die Gälen Schottlands und Irlands in frühester Zeit ein Volk gewesen sind, so kann Finn als Person doch nur entweder ein Ire oder ein Schotte gewesen sein. In Wahrheit ist Finns Heimath Irland, in Wahrheit ist der blinde Dichtergreis Ossian eine poetische Erfindung, die zuerst in Irland entstanden und geglaubt worden ist.

Ein höchst bedenklicher Punkt für das Alter von Macphersons Gedichten ist die Sprache. Diese trägt ein ganz modernes Gepräge, sie ist abgeschliffen wie das Gälisch des vorigen Jahrhunderts und wie das heutige Gälisch. Wir besitzen aber andrerseits

Digitized by Google

Documente aus älterer Zeit, in denen das schottische Gälisch noch in derselben Weise wie das alte Irisch die Spuren der indogermanischen Flexion erhalten hat. Es wäre daher von denen, welche Macphersons Gedichte wirklich aus grauer Vorzeit stammen lassen, zu erklären, wie die Sprache derselben von anderen schottischen Sprachquellen aus sehr historischer Zeit an Alterthümlichkeit übertroffen werden kann. Hier spielt der neueste sonst verdiente Herausgeber der Poems of Ossian einen Trumpf von höchst bedenklicher Art aus. Clerk weiss aus M. Müllers Lectures recht wohl, dass die Sprachen in älterer Zeit reichere Flexionsbildungen, als in späterer Zeit, wo sich der lautliche Verfall breiter macht, gehabt haben, aber er weiss auch aus derselben Quelle, dass es eine allerälteste Zeit gegeben hat, in der die Sprache die Flexion noch nicht kannte, „and the language of Ossian seems to me clearly to belong to such a period as this!"

Wenn die ossianischen Sagen im schottischen Hochland mit Liebe gepflegt worden sind, so könnte man erwarten, dass das schottische Volk etwas von seiner eigenen Art und seinen eigenen Erlebnissen hinein gelegt hätte. Aber aus der innern Geschichte Schottlands erfahren wir durch Macphersons Gedichte so gut wie Nichts, und es können ferner die besonderen Eigenthümlichkeiten derselben, die zuerst in die Augen springen, jedenfalls nicht zu Gunsten des altkeltischen Charakters derselben geltend gemacht werden. Dahin gehört vor Allem das starke Hereinspielen des Nordischen in die Sage. Der König und die Krieger von Lochlin, d. i. Skandinavien, sind die Hauptgegner, mit denen Finn kämpft, wenn er nicht in irische Händel verwickelt ist, und es bleibt noch zu untersuchen, ob nicht die altnordischen Sagen in dieser Richtung Anklänge oder Vorklänge zu den ossianischen Gedichten Macphersons bieten. Auch in der alten irischen Sage fehlt es nicht ganz an Beziehungen zu Skandinavien, ebensowenig wie zu Alba, Schottland, aber sie treten bei Weitem nicht so breit auf, in Irland gewinnt Finn seinen Ruhm nicht den Normannen gegenüber. Erst etwa von 800 an werden die Normannen zu einer Plage Irlands, aber damals war in Irland die Finnsage längst ausgebildet.

Eine letzte Besonderheit, die wir hier erwähnen wollen, ist der eigenthümliche poetische Ton von Macphersons Gedichten. So stimmungsvolle Schilderung der Naturscenerie findet sich in den älteren irischen Gedichten nicht, ist aber ein Zug, der schwerlich aus alter Zeit stammt. Im Ganzen kann ich nicht verhehlen, dass der Ton von Macphersons ossianischer Poesie auf mein Gefühl mehr den Eindruck des Nordischen als den des Keltischen macht.

Meine Absicht ist nicht gewesen, eine vollständige Charakteristik von Macphersons ossianischen Gedichten zu geben — über Sprache, Metrik derselben wäre noch viel zu sagen — ich wollte nur andeuten, in welchem Verhältniss dieselben zur altirischen Sage stehen. Diese giebt uns ein sachlich höchst werthvolles Bild von altkeltischem Leben und altkeltischer Cultur, wenn ihr auch manches phantastische Element beigemischt ist. Macphersons Gedichte beruhen in ihrem keltischen Theile auf der altirischen Sage, zeigen dieselbe aber wesentlich umgestaltet, wie dies wanderndem Gute zu widerfahren pflegt, und haben sich dadurch immer weiter von der geschichtlichen Wahrheit entfernt. Auch sind der altkeltischen Sage fremde Stoffe beigemischt, so dass Macphersons Gedichte nur mit grosser Vorsicht als Quelle für keltisches Alterthum benutzt werden können. Ausser diesen giebt es in Schottland noch zahlreiche andere Texte, welche die Finnsage behandeln. Diese scheinen sich zum Theil weniger weit von den irischen

Digitized by Google

Quellen entfernt zu haben. Trotzdem ist es nicht ohne Weiteres erwiesen, dass alles Fremdartige erst durch die contaminirende Thätigkeit Macphersons in die von ihm veröffentlichten Gedichte gekommen ist. Es ist ferner noch nicht erwiesen, dass sein gälischer Text überall erst eine nachträgliche Uebersetzung seiner englischen Compositionen ist, denn schwierige Stellen des gälischen Textes fehlen nicht selten in Macphersons englischem Text, und die wörtliche englische Uebersetzung nimmt sich oft ganz anders aus als dieser. Dass Macpherson einzelne Gedichte oder Fragmente, die er vorfand, zu grösseren Ganzen vereinigt hat, steht fest. Dass er nicht immer aus Handschriften, sondern auch aus der mündlichen Erzählung geschöpft hat, ist sehr wahrscheinlich. Ob er überall zuerst die Verwechselungen und Verstümmelungen verschuldet, und die neuen Combinationen der Stoffe unternommen hat, oder ob ihm hier und da andere Redactoren bereits vorgearbeitet hatten, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden.

Nach einigen geschäftlichen Mittheilungen wurde die Sitzung geschlossen.

Mittags um 2 Uhr fand das Festmahl in der Tonhalle, und Abends um 7 Uhr Festvorstellung im Theater statt, an welcher Herr Friedrich Haase als Gast theilnahm.

Zweite allgemeine Sitzung.

Dienstag, den 1. October, Vorm. 10 Uhr, im Saale der Tonhalle.

Präsident Grumme: Ich eröffne die heutige Sitzung mit der Mittheilung, dass Nr. 2 der Festzeitung erschienen ist und im Empfangsbüreau entgegengenommen werden kann, so weit dies noch nicht geschehen sein sollte. Wenn niemand vorher das Wort begehrt, so können wir sogleich zur Tagesordnung übergehen. — Ich ersuche also Herrn Prof. Gelzer seinen Vortrag zu halten.

Prof. Dr. Gelzer: **Die politische und kirchliche Stellung von Byzanz.** Es wird Sie nicht befremden, wenn ich in einer Zeit, wo die orientalische Frage ganz Europa in Spannung hält, meine Blicke nach Osten richte. Für den Lehrer der alten Geschichte ist es gewiss ein zeitgemässes Thema, wenn er im Jahre des Friedens von San Stefano und des Berliner Congresses die weltgeschichtliche Bedeutung von Byzanz zum Gegenstand seiner Darstellung wählt. Obwohl die Schranken der Zeit eine vollständige Verwerthung des überreichen Materials ausschliessen, so hoffe ich doch, es werde mir gelingen wenigstens dem Gedanken Eingang zu verschaffen, dass wir hier vor einem der interessantesten historischen Probleme stehen.

Vielleicht kein Abschnitt der Weltgeschichte hat eine so gründlich abschätzige Verurtheilung erlitten, als die byzantinische Geschichte. Schon mit dem Worte Byzantinisch ist bei uns ein durchaus verächtlicher Nebenbegriff verbunden. Orientalischer Despotismus und ein fast wahnwitziger Cäsarenhochmuth auf der einen, niedriger Servilismus und völlige moralische Corruption auf der andern Seite gelten als die einzigen Kennzeichen. „Die landläufige Vorstellung vom byzantinischen Reiche", sagt daher mit

Digitized by Google

Recht der erste Kenner auf diesem Gebiete, „ist die, dass es ein altersschwacher Staat „gewesen sei, gestützt von feilen Beamten und feigen Söldnern, dem die Nachbarn mit „langsamer Stetigkeit eine Provinz nach der andern entrissen, und der doch weder zu „leben noch zu sterben vermochte.“ Diese ganze Auffassung lässt sich mit dem einen Wort charakterisiren: „Byzanz verfällt“. „Arcadius,“ sagt Schlosser, „vererbte seinem Sohne Theodosius ... ein nicht weniger schwaukendes Reich, als Honorius späterhin hinterliess“.

Im darauffolgenden Jahrhundert verbreitet wenigstens Justinian äussern Glanz, aber, um mit Dahn zu sprechen, „er trat in die Geschichte dieses Reiches ein in einer spätern Periode des grossen Processes der Fäulniss oder richtiger noch der Vertrocknung, welche seit Jahrhunderten an der Zerstörung des Staates arbeitete.... Noch tausend Jahre nach jener Zeit bestand in Byzanz der Name des oströmischen Kaiserthums. Aber man kann das einen Zufall in der Geschichte nennen.“

Mit dem 7ten Jahrhundert kommt die Arabernoth, und damit Fortschritt des Verfalls. „Mit jedem Schritt,“ sagt Gibbon, „welcher uns dem Zerfall und Untergang des oströmischen Kaiserreichs näher bringt, bieten uns die Jahrbücher jeder nachfolgenden Regierung, the annals of each succeding reign, eine undankbarere und traurigere Aufgabe. Sie wiederholen unaufhörlich dasselbe widerwärtige Einerlei von Schwäche und Jämmerlichkeit.... Das Schicksal des griechischen Kaiserreichs ist dem des Rheines verglichen worden, der sich im Sande verliert, ehe sich seine Wogen mit dem Ocean vereinigen können.“ — Tröstlicheres vernehmen wir auch späterhin nicht. „Ein Bild der Schwäche und des Jammers,“ so meint Kortüm, „bieten die Grenzwächter Europas und Asiens, die Byzantiner; nach aussen hin werden sie, seit im 10ten Jahrhundert die Arabernoth endigt, von andern nicht minder gefährlichen Feinden bedrängt, den Normännern in Italien und Dalmatien, den Ungarn am adriatischen Meer, den seldschuckischen Türken in Kleinasien, den Russen in der Krimm und am Kuban, den Bulgaren, Kumanen, Chazaren, Petschenägen und ähnlichen Tartarenhorden an der untern Donau; nach innen hin von herrschsüchtigen und wollüstigen Weibern, feilen Hofbedienten, ränkevollen, unduldsamen Priestern, willenlosen und lasterhaften Kaisern.“

So scheint sich denn in diesem Ueberblick unser erster Eindruck zu bestätigen, dass in einem 1000jährigen Zeitraum Byzanz nicht aufhört, raschen Schritts dem Verfall und Untergang entgegen zu gehn. Bedenklich bleibt nur die abnorme Dauer dieses traurigen Verwesungsprozesses. Sonst ist man gewohnt, andern Staaten schon eine bedeutende Stellung in der Weltgeschichte einzuräumen, wenn ihr Beginn, ihre Glanzperiode und das allmähliche Sinken zusammen ein halbes Jahrtausend umfassen. Hier aber soll der Verfall allein das doppelte Zeitmass ausfüllen. Schon der Contrast zwischen dem frühen Untergang Westroms und der zähen Ausdauer des kranken Ostroms hat etwas so Auffallendes, dass die ernstesten Bedenken gegen die unbedingte Gültigkeit der conventionellen Anschauung sich nicht abweisen lassen. Ohne dass es einer heroischen „Rettungsmethode“ bedarf, lediglich durch eine unbefangene Prüfung des von den Oströmern Geleisteten, wird sich vielleicht doch das Urtheil über ihre Staatsgeschichte etwas günstiger gestalten. Lassen wir nur die einfachen Thatsachen sprechen. Vor Allem: welches andere Staatswesen hat nicht momentan, sondern während einer ganzen Reihe von Jahrhunderten so furchtbare Angriffe anstürmender Völkermassen ertragen wie das byzan-

Digitized by Google

tinische? Im 5ten Jahrhundert bedrängen es Hunnen und Gothen, im folgenden die Slaven, und hundert Jahre später Perser und Avaren. In derselben Epoche gewinnen die Araber die reichsten Provinzen und erscheinen mit ihren Flotten vor der Hauptstadt. Zwischen Donau und Hämus entsteht das bulgarische Reich, und so erhält Ostrom auf Jahrhunderte kräftige, wohl organisirte, von tödtlicher Feindschaft gegen Byzanz erfüllte Nachbarstaaten.

Was soll ich noch die Stürme der macedonischen und der Komnenenepoche aufzählen? Byzanz überdauert sie alle, und ohne Frage, eine so zähe, unter so schwierigen Umständen nicht verzagende Widerstandskraft kann uns nur mit hoher Achtung gegen den bedrängten Staat erfüllen. Was hat nun dem Ostreich diese enorme Resistenzkraft verliehen? Wir antworten: seine Herrscher, seine Heere, sein wohlorganisirtes Staatswesen. Betrachten wir die lange Herrscherreihe von Arcadius und Theodosius bis auf Michael, das letzte Glied der phrygischen Dynastie, so treffen wir in einem vierhundertjährigen Zeitraum fast lauter höchstbegabte, in Krieg und Frieden rastlos thätige, theilweise geradezu genialische Herrschernaturen. Von Leo dem Armenier gestand selbst sein Todfeind, der von ihm abgesetzte bilderfreundliche Patriarch, dass das Römerreich in ihm einen zwar gottlosen, aber gewaltigen Herrscher verloren habe. Ausser den beiden an Leib und Seele verkümmerten Spaniern im Beginn der Reihe, und dem abschliessenden Schwächling, finden sich unter 30 Herrschern nur zwei absolut unfähige Monarchen, Justin II. und Phokas. Der letztere verdankt seine Erhebung einer Reaction der durch das neue Regierungssystem verletzten Militärpartei. Seine Wahl war ein unglücklicher Griff des Zufalls. Justin dagegen war die fünf letzten Jahre seiner Regierung erst tobsüchtig, dann völlig kindisch, so dass er unter Curatel gestellt werden musste.[1]) Indessen diese zwei neuen Anflagen des Gajus und des Maximinus stehen isolirt in einem 4½ hundertjährigen Zeitraum. — Wenn dagegen eine Regierung für das Reich verhängnissvoll gewesen ist, so waren es nicht diese notorisch schlechten, sondern die grossartige und durch ihre Erfolge scheinbar so glänzende Justinians. Prokop spricht das mit dürren Worten aus: „Ihm genügte es nicht, das Römische Reich zu Grunde zu richten, sondern „auch Afrika und Italien suchte er zu gewinnen, nur damit er auch die dortige Bevöl„kerung in den Ruin seiner bisherigen Unterthanen verwickeln könne.“ Auch dieser barocken Ausführung des gründlich verbitterten Verfassers der ἀνέκδοτα liegt ein Körnchen Wahrheit zu Grunde. Die Eroberungspolitik des Kaisers war im höchsten Grade unsolid, und überstieg bei Weitem die Kräfte des Reichs. Während er gemäss einem Spruche des h. Sabas das ganze Reich des Honorius wiedergewinnen sollte, war er nicht im Stande, die Nord- und Ostgrenze der Monarchie gegen die eindringenden Feinde zu schützen. Die Eroberung des Vandalenreichs gelang allerdings mit geringen Mitteln und überraschender Schnelligkeit, und die 150jährige Dauer der oströmischen Herrschaft hat Belisar's kühnen Zug hinlänglich gerechtfertigt.

Ganz anders in Italien. Durch zwanzigjährigen Kampf und ungeheuern Aufwand an Menschen und Geld gewann man ein verödetes Land, das nach 12 Jahren schon

1) Sehr vergnüglich zu lesen ist, was darüber Johann von Ephesus in seiner Kirchengeschichte (III, 2—5) berichtet. In der Hauptsache wird hier der gleichzeitige hauptstädtische Klatsch wiedergegeben; indessen, dass wirkliche Vorgänge, nur übertreibend und volksmässig zugestutzt, mitgetheilt werden, erweist Evagrius V, 11.

Digitized by Google

wieder an die Longobarden verloren ging.[2]) Die sehr fähigen Kaiser aus dem Hause des Heraclius und die macedonische Dynastie haben mit bewundernswerther Zähigkeit die mittel- und süditalischen Reste von Justinians Erbe zu behaupten gewusst. Den Interessen des Reichs wäre eine Verwendung dieser edeln Kräfte im Hämus oder am Euphrat förderlicher gewesen. Ganz verderblich wirkte endlich sein kirchliches System, welches Aegypter und Syrer dem romäischen Staat auf immer entfremdete. So haben seine äussere und seine innere Politik recht eigentlich die schweren Verluste des siebenten Jahrhunderts verschuldet. Diese Einbussen wurden aber wieder aufgewogen durch den immensen Vortheil, dass das Reich von jetzt an in der Hauptsache auf die Balkan- und Taurushalbinsel beschränkt eine einheitliche compacte Masse hellenisch redender Romäer bildete. Die Noth zwang den Staat ganz seiner grossen welthistorischen Aufgabe, der Abwehr des Islams, obzuliegen. Wie wenig noch der germanische Westen hiezu befähigt war, zeigt der jähe Zusammensturz des Westgothenreiches durch ein arabisches Freicorps. Mit Recht wird Karl Martells grosser Sieg als eine rettende That gepriesen; man darf aber nicht vergessen, dass während zwei Jahrhunderten ein Constans, ein Constantin der Bärtige, ein Leo der Isaurier oder Theophilus die wuchtigen Vorstösse der arabischen Hauptmacht mit Kraft und Glück zurückgewiesen haben. Ohne Byzanz hätte die moslemitische Invasion den Bosporus überschritten, während jetzt an den Tauruspässen der Chalifenmacht definitiv Halt geboten ward.

Mit dem Stillstand und dem allmählichen Sinken der Araber geht Hand in Hand eine neue Erhebung Ostroms. Diese Wendung knüpft sich an den Namen Leos, des Begründers der isaurischen Dynastie. Sie, wie die nicht minder kräftige phrygische, haben durch treffliche Reorganisation des Heeres wie der Verwaltung dem alternden Reichskörper neues Leben eingegossen.[3]) Schon das energische Haus des Heraclius hatte neben der Vertheidigung gegen aussen auch im eigenen Hause wieder begonnen Ordnung zu schaffen. Constans und der bei aller Scheusslichkeit kraftvolle Justinian II. bändigten die macedonischen Slaven. Unter Irene und Nicephorus wurde auch der Peloponnes, in dessen Inneres, wie Nicolaus der Patriarch schreibt, der romäische Mann keinen Fuss setzen konnte, wiedergewonnen und völlig hellenisirt.

Eine förmliche Wiedergeburt erlebte das Reich unter der macedonischen Dynastie; nach aussen erweitert sich sein Umfang durch eine Reihe glänzender Eroberungen. Im 10ten Jahrhundert wird der Euphrat wieder Reichsgrenze, „ein so wunderbares Ereigniss war ein deutlicher Beweis des Unglücks der gottlosen Agarener“[4]) — sagt die Chronik des Logotheten. Kreta, Cypern und der grösste Theil Syriens mit Antiochien werden zurückgewonnen; Johannes Tzimiskes dringt bis in die Tigrislandschaft und glaubt selbst die Chalifenhauptstadt πολύολβον καὶ πολύχρυσον τὴν Ἐκβατάνων πολιτείαν nehmen zu können.[5]) Im 11ten zertrümmert Basilius II. das bulgarische, von Ignatieff vorigen Jahres auf dem Papier repristinirte Grossreich, und nach Atropatene, was selbst Rom in

2) Vgl. die trefflichen Ausführungen bei F. Dahn: Prokopius von Caesarea S. 389 ff.

3) G. Finlay: Greece under the Romans. Edinburgh and London. 1844. S. 501 ff.

4) Georg. Hamartol. ed. Muralt S. 834: ὅπερ ἦν θαυμαστὸν καὶ παράδοξον καὶ δεῖγμα τῆς τῶν ἀθέων Ἀραρηνῶν δυστυχίας.

5) Leo diaconus X, 2 ed. Hase S. 162.

Digitized by Google

der Zeit seiner Grösse nicht zu gewinnen vermocht hatte, schickt er einen Statthalter. Nur der Tod hinderte den rastlosen Monarchen an der Ausführung noch weiterer Pläne.

Ein solches Reich musste naturgemäss einen vorwiegend militärischen Charakter tragen. Fast alle Kaiser, vorab die grossen Dynastiengründer, gehören der Generalität an; und die Marschälle stehen dem Thron am nächsten. Nicht alle Herrscher hatten so loyale Diener wie Justinian; nur mit eiserner Faust konnte Leo I. die grossen Generale niederhalten, und wenn unter Zeno Basiliscus eine monophysitische, oder Illus eine chalcedonische Revolte machten, wenn der Armenier Artavasd gegen Constantin für die Bilder kämpfte, so war die religiöse Frage in ihren Augen natürlich völlig indifferent; sie betrachteten ihren Kampf für ein bei den Mönchen beliebtes Glaubensbekenntniss lediglich als eine Massregel politischer Zweckmässigkeit.

Die Armee mit ihren Heerführern hat nun in Byzanz einen ganz kosmopolitischen Charakter. Nicht auf Ausschliessung, sondern auf Assimilirung der fremden Elemente ging die oströmische Politik aus. Diese frischen Bestandtheile, welche von aussen hereindringen und die vorzüglichsten Posten in der Militär- und Staatsverwaltung einnehmen, haben in erster Linie das Reich jung erhalten. Zu allen Zeiten bietet daher die byzantinische Armee ethnographisch den buntesten Anblick. Im 5ten Jahrhundert wiegen unter der Generalität noch die Römer und Germanen vor, im 6ten commandiren unterschiedlos Heruler, Gepiden, Iberer, Slaven und Hunnen. Araber wie Chase, Perser wie Theophobus und vor allem zahlreiche Armenier treffen wir späterhin in den einflussreichsten Aemtern;[6]) ganz natürlich, dass auch der Kaiserthron von fremden Volksgenossen besetzt wird. Das Haus Justinians ist slavischen Geblüts; Leo V. heisst der Armenier, und seine Landsleute sind Nicephorus Phokas und Johannes Tzimiskes; bei dem Hause der Macedonier ist die Frage nur, ob es slavisch oder armenisch sei.

Man würde sich übrigens irren, wenn man deshalb auf eine völlige Wehrlosigkeit der alteinheimischen Bevölkerung schlösse. Das kleinasiatische Bergvolk der Isaurier hat dem Reiche zweimal Kaiser geliefert, und in den Schlachten Zenos wie Justinians seine Kriegstüchtigkeit bewährt. Die dalmatinischen Seestädte und Cherson, diese altgriechische Reliquie mit ihrem ἄρχων und ihren πρωτεύοντες, zeigen uns, wie viel Kraft noch die vom Reich sich selbst überlassenen Aussenposten des Römervolks besassen. Selbst die seit Korinths Zerstörung geschichtlosen Hellenen der Kykladen und des Festlandes bieten uns 727 das unerhörte Schauspiel einer Seeexpedition nach Constantinopel, um die verhasste Herrschaft des bilderfeindlichen Isauriers zu stürzen. Aber die Gebete der Kalograeen zur Panagia von Tinos erwiesen sich als nicht so wirksam, wie die der gastlichen Mädchen Korinths zu ihrer Aphrodite vor dem Kampfe bei Salamis. Das griechische Feuer zerstörte die hellenische Flotte im goldenen Horn. — Die Volksheiligen sind an die Stelle der alten Götter getreten. In den Heldenkämpfen Thessalonikes mit den umwohnenden Slavenstämmen erscheint der h. Demetrius als der allzeit gegenwärtige Erretter. Durch die persönliche Intervention des Apostels Andreas schlägt die Bürgerschaft von Patrae die umwohnenden Slaven zurück, und macht sie ihm daher aus Dankbarkeit zinsbar. Es ist, als wenn die alte Bevölkerung durch die bald freundliche, bald feindselige Berührung mit diesen Barbaren selbst zu neuer Kraftentfaltung sei an-

6) Vgl. A. Rambaud: L'Empire Grec au dixième siècle. Paris 1870. S. 531 ff.

Digitized by Google

gesponnt worden. — Dass aber das Reich eine solche Umgestaltung ertragen konnte, verdankt es vor Allem seinem löblichen Festhalten an der altrömischen Tradition im Heerwesen und in der Verwaltung, welches zeitgemässe Reformen nicht ausschloss. Die zum Theil von kaiserlicher Hand redigirten taktischen Handbücher reproduciren die antiken Vorschriften über Bewaffnung und Einübung der Truppen, über Lagerschanzen und Belagerungskunst. Aber dass die Regierung auch mit raschem Griff neue Entdeckungen sich anzueignen verstand, lehrt das griechische Feuer, das den Islam abhielt nicht schon 800 Jahre vor Mohamed II. seine Herrschaft am Bosporus zu begründen.

Im Innern erfährt die römische Staatsorganisation eine zeitgemässe Umgestaltung. Der kostspielige und weitläufige Beamtenapparat der diocletianisch-constantinischen Ordnung mit seiner dreifachen Abstufung und seiner Trennung der Gewalten wurde bedeutend vereinfacht. Die Statthalter ressortirten unmittelbar von der Centralregierung. Die immerwährende Defensivstellung gegen übermächtige Nachbarn führte zur Einrichtung einer straff militärischen einheitlichen Verwaltung. Der στρατηλάτης entspricht dem alten comes rei militaris und concentrirte in seiner Hand jetzt auch die Civil- und Finanzadministration. Militärisch ist auch die Unterabtheilung der einzelnen θέματα oder στρατήγια in τοῦρμαι und βάνδα oder vexilla. Das Ganze ist also weiter nichts als eine höchst opportune Modification der überlieferten römischen Institutionen.

Die immerwährenden Kriege und die grossen Soldheere verschlangen ungeheure Summen, und doch sind die Finanzen fast immer wohlgeordnet. Freilich haben auch die in ihren Mitteln durchaus nicht wählerischen Finanztalente, wie Johann der Cappadocier oder Theodotos der ἔγκλειστος, einen ganz soliden Hass der Bevölkerung auf sich geladen, und bei den nicht seltenen Revolutionen durften sie auf einen martervollen Tod zählen.

Die kirchliche Geschichtschreibung freilich ist mit diesem Sparsystem höchlich unzufrieden und feiert mit Vorliebe Monarchen wie Tiberius und Michael Rhankabe, welche in wenigen Tagen die Schätze des Vorgängers vertheilten. Aber die meisten, und gerade die besten Kaiser waren vorsichtige Haushalter, und die Provinzen befanden sich wohl dabei. In allgemeinen Unglücksfällen stellt sich der Fiscus, wie ein Blick in die antiochenische Stadtchronik zeigt, immer mit höchst liberalen Beiträgen ein. — Diocletians entscheidendes Werk, die Aufhebung des seit August bestehenden Dualismus im Reichsregiment, wurde von den Byzantinern als vollendete Thatsache acceptirt. Dem Senat, der ehemaligen Repräsentativbehörde, blieb fast nur noch die Rolle des Repräsentirens, und συγκλητικός ist ein Titel von ebenso erhabenem Klang, als völliger Bedeutungslosigkeit. Und doch gewinnt das parlamentarische System gerade zu Byzanz sehr reale Lebenskraft in den grossen geistlichen Reichsversammlungen. In ihrer ganzen Organisation sind die ökumenischen Concilien die getreuen Abbilder des alten Reichsrathes. Wie der Senat seit der Ausdehnung des Bürgerrechts in Wahrheit eine Notabelnversammlung des ganzen Reiches war, so vertreten die nach Diöcesen und Provinzen geordneten Bischöfe die geistlichen Interessen sämmtlicher Reichslandschaften. Wie im Senat, führt auch in der Synode der Kaiser den Vorsitz, oder lässt sich durch Commissäre vertreten. Er eröffnet die Verhandlungen und ertheilt das Wort; an ihn persönlich wenden sich die Sprecher in den Debatten. Er spricht die Verurtheilungen aus und selbst die dogmatischen Beschlüsse erlangen erst durch seine Publikation Gesetzeskraft. Beim Sitzen endlich beobachten die geistlichen Senatoren dieselbe Ernsthaftigkeit in der

Digitized by Google

hierarchischen Abstufung des Ranges, wie die altrömischen. Beide Versammlungen geben endlich ihren allerhöchsten Beifall durch auch formell übereinstimmende Acclamationen kund.

Im Bisherigen versuchte ich der politischen Bedeutung Ostroms gerecht zu werden; nun aber gilt es noch eine andere Seite zu würdigen, an die jeder sofort denkt, sobald vom Byzantinismus die Rede ist; ich meine das Kirchenthum. Freilich gerade von ihm hegt man nach allgemeinem Urtheil die übelsten Vorstellungen, und versteht darunter ein Hofpriesterthum schlimmster Art. Theilweise erklärt sich aber dieser Widerwille aus dem absolut Fremdartigen, welches diese Welt für unser modernes Bewusstsein hat. Unfasslich ist uns eine von theologisch-dogmatischen Fragen ganz erfüllte Bevölkerung, die wegen eines Zusatzes zu einem Kirchenhymnus eine Revolution wagt, wo nach Gregor von Nyssa jeder Handwerksmann ein profunder Theologe war, und in den Werkstätten und auf den Strassen predigte. „Willst du ein Silberstück umwechseln," fährt er fort, „so unterrichtet dich der Trapezite über den Unterschied von Vater und Sohn; frügst du um den Preis eines Brotes, so erhältst du die Antwort, dass der Sohn geringer sei als der Vater, und erkundigst du dich, ob dein Bad bereit sei, so sagt der Badknecht, dass der Sohn aus nichts erschaffen ward.[7]) Die sehr profanen Soldaten des anatolischen Themas riefen Constantin dem Bärtigen zu: An die homousische Trinität glauben wir, drei auch wollen wir krönen![7a]) Der Kaiser sollte nämlich seine beiden Brüder als Mitregenten anerkennen.

Höchst fremdartig tritt uns sodann der ascetische Zug des Zeitalters entgegen. Eine nähere Betrachtung nimmt ihm aber viel von seinem Ausserordentlichen; allerdings retten sich viele mit dem Leben zerfallene Existenzen in die Wüste; Kaiser, Minister und Generale nehmen oft freiwillig, öfter noch gezwungen, das Mönchsgewand. Aber auf diesem ausserordentlichen Wege rekrutiren sich Lauren und Coenobien doch nur zur Ausnahme. Der h. Sabas ist der Sohn eines kappadocischen Landmanns. Von seinem Verwandten wird der Knabe hart gehalten und wandert deshalb nach Palästina ins Kloster. Hier muss er Körbe flechten, Wasser tragen, Holz holen, kurz seine Beschäftigungen sind ganz die eines Bauern. Bäurisch ist auch sein χάρισμα, nach wochenlangem Fasten an der bischöflichen Tafel für Zweie zu essen, sodass der Prälat ausrief: „Unser Gottesmann ist, wie der Apostel, zu Allem geschickt; er kann Beides, satt sein und hungrig sein, übrig haben und Mangel leiden." Menschen, die als Ackerleute und Hirten selten mit Andern verkehrten, und wenig geistige Bedürfnisse hatten, konnten sich rasch an die Einsamkeit und Stille gewöhnen. Gewiss sind diejenigen unter den Brüdern, für welche das Eremitengewand im wörtlichen Sinne ein Leben der Entsagung war, die Minderzahl.

---

7) S. Gregorii Nyseni opera ed. Paris. Morell 1638. T. III S. 466 C ff.: πάντα γάρ τά κατά τήν πόλιν τών τοιούτων πεπλήρωται, οί στενωποί, αί ἀγοραί, αί πλατεῖαι, τά ἀμφοδα· οί τών ἱματίων κάπηλοι, οί ταίς τραπέζαις ἐφεστηκότες, οί τά ἐδώδιμα ἡμίν ἀπεμπολούντες. ἐάν περί τών ὀβολών ἐρωτήσης, ὁ δέ σοι περί γεννητοῦ καί ἀγεννήτου ἐφιλοσόφησε, κάν περί τιμήματος ἄρτου πύθοιο, „μείζων ὁ πατήρ" ἀποκρίνεται, „καί ὁ υἱός ὑποχείριος". εἰ δέ τό λουτρόν ἐπιτήδειόν ἐστιν εἰποις, ὁ δέ ἐξ οὐκ ὄντων τόν υἱόν εἶναι διωρίσατο. οὐκ οἶδα, τί χρή τό κακόν τοῦτο ὀνομάσαι, φρενῖτιν ἤ μανίαν, ἤ τι τοιοῦτον κακόν ἐπιδήμιον, ὃ τών λογισμών τήν παραφοράν ἐξεργάζεται.

8) Theoph. chronogr. S. 539, 12 ed. Bonn.: οἱ δέ τοῦ θέματος τών ἀνατολικών ἦλθον ἐν Χρυσοπόλει, λέγοντες ὅτι, εἰς τήν τριάδα πιστεύομεν· τούς τρεῖς στέψωμεν.

Digitized by Google

Die Meisten verbesserten sich in ihrer äussern Lage, und fühlten sich gehoben durch ihre neuerworbene, und von allen Ständen respectirte Heiligkeit. Neben allen Extravaganzen erfreut uns auch nicht selten ein gesunder nüchterner Zug, so wenn Euthymius wie Sabas mit Strenge darauf halten, dass keine bartlosen Jünglinge in den Eremitenverein aufgenommen werden, oder wenn der erstere dem übermässigen Fasten gerade der jüngern entgegentrat. Einen Mönch, welcher ein zweiter Melito oder Origenes mit der That war, warf Sabas aus der Laura. Uebrigens hatten ehrgeizige und intelligente Köpfe, denen ein lebenslängliches Zellenleben nicht zusagte, Aussicht, bald auf Bischofsstühle befördert zu werden. Juvenal von Jerusalem nahm seine Suffragane und die Hüter des Kreuzes und des heiligen Grabes meist aus den Reihen der Eremiten. Schon im 5. und 6. Jahrhundert besteht die Mehrzahl der Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem aus ehemaligen Mönchen. Um Steuernachlass oder sonst eine Gunst zu erbitten, schickten die Provinzen regelmässig Eremiten nach der Hauptstadt. Der h. Sabas erlebte es dabei freilich, wegen seiner schmutzigen Mönchskutte für nicht hoffähig erklärt zu werden.[9])

Gleich eigenthümlich, wie der ascetische Zug, berührt uns der auch nicht von der leisesten Skepsis beeinflusste Wunderglaube des Zeitalters. Alle Parteien sind darin völlig einig; nur in den seltenen Fällen, wo wir aus gegnerischem Lager einen Wunderbericht besitzen, wirkt er gemeinhin als Correctiv. Bischof Valens meldet Constantius zuerst den Sieg von Mursa, weil ein Engel ihm denselben mittheilte. Allein er ist Arianer; so weiss Sulpicius Severus[10]), dass das vorgebliche Wunder höchst natürlich durch aufgestellte Boten bewirkt wurde. Ein alter monotheletischer Inclusus erbot sich vor den h. Vätern des VI. Concils, sein schriftliches Glaubensbekenntniss auf einen Todten zu legen und ihn dadurch wieder zum Leben zu erwecken. Man ging auf den barocken Vorschlag ein. Aber obschon er ihm zwei Stunden lang allerlei in die Ohren raunte, wollte dem Ketzer das Wunder in Gegenwart seiner kritisch gestimmten Gegner nicht gelingen, und man rief zuletzt Anathema dem neuen Simon Magus zu.[11])

Daneben dürfen aber die glänzenden Seiten dieser Kirche nicht unberücksichtigt bleiben. Sie ist niemals zu einer Versorgungsanstalt für nachgeborne unfähige Söhne der grossen Familien hinabgesunken. Dies hinderte schon ihre Internationalität. Wie im Heer, treffen wir auch unter den Bischöfen deutsche Namen, wie Fritilas und Frankio, ferner Iberer, Armenier, Perser u. s. f. In Antiochien folgt unter Justin I. auf den Juden Paulus der Samariter Euphrasius.[12]) In der Reichshauptstadt selbst ist Fravitas Gothischer Abkunft[13]),

9) Cyrill. Scythop. vita S. Sabae c. LI (bei Cotelerius: ecclesiae Graecae monumenta III S. 298).

10) Sulpic. Sever. chron. II, 38, 5—7.

11) Mansi concill. coll. XI, S. 602—611. „τῷ νέῳ Σίμωνι ἀνάθεμα, Πολυχρονίῳ λασπλάνῳ ἀνάθεμα.“ S. 610 C.

12) Ioannis Ephes. H. eccl. I, 41.

13) Bestimmt wird dies zwar nicht überliefert; Nicephorus chronogr. compend. S. 775 Dind. nennt ihn bloss πρεσβύτερος τῆς ἁγίας Θέκλης Ευκών, desgleichen der Catalog bei Leunclavius: Ius Graeco-Romanum S. 298. Er und Ephraem v. 9740 nennen ihn corrupt Φλαβίτας. Aber wahrscheinlich hängt er zusammen (Enkel?) mit dem berühmten Gothen Fravitas, magister militum unter Arcadius und Consul 401, der zum hellenischen Glauben hielt. Seinen Sturz meldet Eunapius ed. Bonn. S. 53, und der jüngere Fravitas wird im Moment der Katastrophe nach dem üblichen Brauch byzantinischer Prinzen und Grandensöhne im Kloster eine Zuflucht gefunden haben.

Digitized by Google

Nicetas ein slavischer Eunuch[14]), Theodosius ein Armenier. Ohne Frage gehörten damals die bedeutendsten geistigen Capacitäten dem Priesterstande an. Den Ehrgeizigen lockte die mit den geistlichen Würden verbundene grosse auch weltliche Macht. Das Leben des Johannes ἐλεήμων[15]) zeigt uns, dass der Bischof von Alexandrien kaum bescheidener als der römische in die Civilverwaltung eingriff. Er ordnet Mass und Gewichte[16]), hindert den Patricius Marktgeld zu erheben[17]), und citirt wie ein amtlicher Vorgesetzter den Gildenmeister der Schenkwirthe zu sich, weil einer seiner Zunftgenossen einen Kleriker geschmäht hatte.[18]) Schon damals hatte der Clerus beträchtliche Reichthümer in seinen Händen aufgehäuft. Der Römische Stuhl zog aus den Patrimonien in Calabrien und Sicilien, welche Leo der Isaurier im Bildersturm sequestrirte, allein $3^1/_2$ Centner Goldes[19]), in unserm Geld gegen 300,000 Mark. In seinem Testament bekennt Johannes von Alexandrien 8000 Pfund Goldes (weit über $6^1/_2$ Millionen Mark) bei seinem Amtsantritt vorgefunden zu haben, und durch seine Verwaltung stiegen die Einkünfte ausserordentlich.[20]) Aber die

14) Theophanes chronogr. S. 680 ed. Bonn. Νικήτας ὁ ἀπὸ Σκλάβων εὐνοῦχος, cfr. Cedrenus II, S. 14, 19. Leunclavius Ius Graeco-Romanum S. 300. Νικήτας, ὁ ἀπὸ Σθλάβων, εὐνοῦχος.

15) Die Acta des Jannars T. II. S. 498 ff. enthalten die von seinem Zeitgenossen, dem bekannten Leontius Byzantius, Bischof von Neapolis, verfasste vita, welche, aus mündlichen und schriftlichen Mittheilungen seiner nächsten Umgebung zusammengestellt, einen geradezu unschätzbaren Werth als culturgeschichtliches Zeitbild des beginnenden siebenten Jahrhunderts besitzt. Leider geben die Acta nur die Uebersetzung des Anastasius Bibliothecarius.

16) Leontius l. c. I, 6.

17) Leontius l. c. V, 27. Patricius quidem disponere volebat forum propter lucra publica: *Patriarcha autem id non patiebatur*, pauperum in hoc procurans salutem.

18) Leontius l. c. V, 29.

19) Theophanes chronogr. S. 631, 15. τὰ δὲ λεγόμενα πατρωνία τῶν ἁγίων καὶ κορυφαίων ἀποστόλων, τῶν ἐν τῇ πρεσβυτέρᾳ Ῥώμῃ τιμωμένων ταῖς ἐκκλησίαις ἐκπάλαι τελούμενα χρυσίου τάλαντα τρία ἥμισυ τῷ δημοσίῳ λόγῳ τελεῖσθαι προσέταξεν.

20) Leontius vita Ioannis Eleemosynarii XIV, 90. Inveniente enim me in honorabili episcopio sanctissimae ecclesiae Alexandrinorum, magnae civitatis, quam per indulgentiam Dei suscepi, quando in ea consecratus sum episcopus circiter octoginta centenaria auri, et quae intraverunt mihi ab amicis Christi, paene numerum hominis transcendunt. Die Recension des Symeon Metaphrastes, übersetzt vom Rheinser Canonicus Gentian Hervet, gibt: inveni . . . circiter octo milia librarum auri: ex oblatione piorum collegi denis milibus plures his pecunias. Die von den Bollandisten beigefügten Worte des Urtextes μυριοπλάσια τούτων συνήγαγον χρήματα zeigen, dass Symeon dem Sinne nach völlig mit Leontius stimmt. Sehr nett ist auch bei Leontius IV, 20 die Erzählung von den frommen Schmugglerkünsteu. Seine Anhänger und Verehrer dirigirten häufig „Marcuspfennige" in kleinen Fässchen an das alexandrinische Patriarchat, welche als mel optimum und mel sine fumo declarirt waren; dessungeachtet saisirten sie die Fiscalbeamten. — Der ungeheure Reichthum der alexandrinischen Kirche erhellt ferner aus den reichen Geldsendungen Cyrills nach Constantinopel. Der alte Confessor Acacius von Berrhoea schreibt darüber an Alexander von Hierapolis (Mansi V S. 819): multa pecunia quam dedit Cyrillus, pro peccatis nostris obruit veritatem. Nam postquam mortuus est Scholasticus eunuchus, piissimus Imperator res eius inquirens et aurum, quod reliquerat infinitum, invenit, hypomnesticum continens quia multas auri libras acceperit a Cyrillo. Et vero aurum tradebatur a Paulo quodam filio fratris Cyrilli Alexandrini qui illic Comes erat Consistorianorum, praeter alia innumera, quae in variis speciebus sunt diversis oblata personis. Besonders gravirend ist der Brief von Cyrillus, Archidiacon und Syncellus Epiphanius an Maximian von Constantinopel (Mansi V 987 ff.). Da erfährt man, was es kostet, wenn eine neue Subtilität über die zweite Person in der Trinität ökumenisch approbirt werden sollte. Angemessene Trinkgelder (benedictiones dignae eis — εὐλόγια) erhalten 1) die durchlauchtigste Gottesmagd Pulcheria, 2) der Praepositus Paulus,

Digitized by Google

Kirche des heiligen Marcus hat auch mit dreizehn grossen Handelsschiffen einen sehr einträglichen Kornhandel bis nach Britannien getrieben.[21]) Das Wort des Praefectus urbi Praetextatus: facite me Romanae urbis episcopum et ero protinus Christianus, fand bei

3) der Kammerherr Romanus, 4) und 5) die Palastdamen Marcella und Droseria. Eine zweite Sendung geht an den besonders mächtigen und gefährlichen Praepositus Chrysores, eine dritte an Scholasticus und Artbebas. Die Mittel der Kirche wurden dadurch völlig erschöpft. Subiectas autem brevis (fehlt in den Acten) ostendit quibus hinc directae sunt eulogiae, ut et ipse noveris, quantum pro tua sanctitate laboret Alexandrina ecclesia, quae tanta praestat his qui illic suot. Clerici enim qui hic sunt, contristantur quod Ecclesia Alexandrina nudata sit huius causa turbelae, et debet praeter illa quae hinc transmissa sunt Ammonio Comiti auri libras mille quingentas. Et nunc ei denno scriptum est, ut praestet. — 2000 Pfund Goldes bietet Patriarch Johannes dem Anastasius für Ausserkraftsetzung des Chalcedonense, dies berichtet wenigstens Theodorus Lector: Ἰωάννης ὁ Νικαιώτης Ἀλεξανδρείας ἐπίσκοπος δισχιλίας λίτρας χρυσίου τῷ βασιλεῖ δώσειν, ὑπέσχετο, εἰ τὴν ἐν Χαλκηδόνι σύνοδον τελέως ἐκβάλοι. Revue archéolog. N. S. 1873 XXVI S. 396. Beiläufig bemerke ich, dass E. Miller den einfachen Sachverhalt nicht völlig klargestellt hat. Die sogenannten Excerpte aus Theodorus Lector von S. 565 B—567 C bei Valesius sind ein Auszug aus Johannes Diakrinomenos. Diese Epitome hat natürlich nicht Theodorus, sondern wahrscheinlich Nicephorus Callisti gleichzeitig mit denen des Theodorus anfertigen lassen. Auf dieses Johannes Kirchengeschichte gehen übrigens auch die monophysitisch gesinnten Bischofslisten von Alexandrien, Antiochien und Constantiopel im χρονογραφεῖον σύντομον zurück, dagegen Johannes Malalas monophysitische Quelle ist Johannne Rhetor von Antiochien, wie anderwärts soll gezeigt werden.

21) Leontius in vita S. Joan. Eleem. III, 15 (Acta Ss. Januar. II S, 498 ff.) Mox ergo insit tradi ei nnam magnam navim plenam frumento viginti milium modiorum de illis navibus quae sanctissimae ecclesiae snbiectae ministrabant. Quam recipiens, exiit Alexandria . . . . Igitur post vigesimam diem apparuimus in insulis Britanniae: et descendentibus nobis in terram, invenimus illic famem magnam. Cum ergo dixissemus primo civitatis (Symeon τῷ πρώτῳ τούτων) quod frumentum in navi portaremus, dixit: Bene Deus adduxit vos. Quidquid vultis, eligite: aut per singulos modios numisma nnum aut eiusdem ponderis accipite stannum. Elegimus itaque dimidium sic et dimidium sic, cfr. IX, 55. Navibus enim sanctissimae ecclesiae comprehendentibus violentam hiemem, in loco qui dicebatur Adria, proiecerunt omnia sua quae naves portabant: erant vero omnes naves simul. Erat autem summa multa valde enthecarum snarum: habebant enim tantum vestimenta et argentum, et alias res altiores: ut computaretur pondus, quod ivit in perditionem, quantitatis centenariorum triginta quatuor (über 2,800,000 Mark). Plus enim erant quam tredecim naves capientes per singulas decem milia modiorum. So mag denn auch der schöne Schluss der Erzählung nicht fehlen, die christliche Parallele zu der Legende von Rabbi Meïr. Venientibus vero Alexandriam et pergentibus, statim reliqui creditores et primi nantae in ecclesiam confugerunt. Sanctus vero hoc audiens, et causeam propter quam fugerant, mittit eis verbum, manibus suis conscriptum, habens ita: *Dominus dedit, fratres, dominus ut voluit, abstulit: sicut Domino placuit, ita factum est: sit nomen Domini benedictum.* Exite filii, nihil ex hoc veriti: Dominus enim sollicitus erit de crastino. Die ökonomische Lage des spätern koptischen Patriarchata vom b. Marcus wird durch etliche Angaben Macrizis näher beleuchtet. Patriarch Alexander vom J. 81—106 der Hedschra (700—724) wird zweimal gebrandschatzt, und man nimmt ihm dabei 6000 Dinare ab (Wüstenfeld S. 61). Michael musste Ahmed Ben Tulun 20,000 Dinaren Tribut entrichten, zu dessen Bezahlung er freilich auch die den Kirchen vermachten Häuser und die Ländereien von el-Habsch hinter Fostât-Misr veräusserte, die in der Nähe der Mo'allaca in Casr-el-Schem' liegende Kirche an die Juden verkaufte und einem jeden Christen eine Steuer von einem Qirât jährlich auflegte, wodurch er die Hälfte des von ihm geforderten Tributes aufbrachte (Wüstenfeld S. 61). Jonas Ben Abu Gâlib (581—612 d. H. = 1188—1215) besass, als er im Patriarchat bestätigt wurde, 17,000 ägyptische Dinare (l. c. S. 69). Der Qirat war nach einer gefälligen Mittheilung meines verehrten Collegen Stickel gleich $^1/_{96}$ Dinar und dieser hatte um das J. 300 der Hedschra den Werth etwa von 7 ℳ, vgl. Weil: Gesch. der Chalifen II S. 549, Nr. 2. Bringt er nun die Hälfte des Tributs durch die Steuer seiner Gläubigen auf, so gab es damals noch 200,000 christliche Familienväter in Aegypten.

Digitized by Google

seinen Collegen thatsächlich Anklang. Nectarius von Constantinopel war vorher Prätor, und Thalassius von Caesarea praefectus praetorio per Illyricum. Wie Ambrosius zu Mailand, vertauschte zu Antiochien der comes Orientis Ephraem seine weltliche Beamtung mit dem Bischofsstab, ein Beweis wie hoch der letztere eben im Preise stand. Es ist auch gar nicht zu läugnen, dass gerade Laien zu den besten und gewissenhaftesten Kirchenfürsten gehörten. Johannes der Mitleidige war gleichfalls Laie und verheirathet; seine Biographie, eine wahre Oase in der Bollandistenwüste, bietet zugleich den erfreulichen Beweis, dass über all dem dogmatischen Gezänk das wahre, werkthätige Christenthum auch in der Kirche nicht untergegangen war. Endlich vergesse man nicht, dass die hohen kirchlichen Dignitäre oft die eifrigsten Beförderer der Wissenschaften waren, so Sergius von Constantinopel, dessen Verdienst um die hauptstädtische Hochschule Theophylakt feiert. Leo von Thessalonike belebte das Studium der Mathematik im griechischen Reiche und nach seiner Absetzung war er die Seele der von Bardas begründeten Hochschule.

Die wenigen Beispiele von Freiheitssinn in diesem knechtischen Zeitalter sind fast ausnahmslos von Priestern ausgegangen. Die Energie, mit der Flavian die unwürdige Sitte abschaffte, dem Hofeunuchen die übliche Geldspende zu verabreichen, hatte zahllose Intriguen, seine Absetzung und schliesslich seinen Tod zur Folge. Ebenso wurde Ignatius zur Abdankung gezwungen, weil er gegen den allmächtigen Minister Bardas das Kirchengesetz in Anwendung brachte. Erzbischof Theodoros Krithinos musste den Freimuth, mit dem er Kaiser Theophilus öffentlich seinen Wortbruch vorwarf, mit Peitschenhieben und dem Exil bezahlen. Am ehesten durften sich noch solche Aeusserungen heilige Mönche erlauben. So hat sich Sabas, als die Kaiserin Theodora seine Fürbitte um einen Leibeserben verlangte, dieser fatalen Zumuthung durch die diplomatische Wendung entzogen: „der Herr der Herrlichkeit möge Eurer Herrschaft Frömmigkeit und Sieg verleihen“. Endlich aber hat diese zanksüchtige und zerrissene Kirche auch durch Missionirung kräftiges Zeugniss von ihrer Lebenskraft abgelegt. Unter Justinian verbreitete sich das Christenthum über die afrikanischen Oasen, Nubien und einen grossen Theil des östlichen Asiens. In den spätern Jahrhunderten hat endlich die anatolische Kirche durch Bekehrung der slavischen Nationen sich eine Weltstellung bis in die Gegenwart gewonnen.

Ein düsteres Kapitel bildet dagegen die Behandlung der Altgläubigen im Reich. Bekannt genug sind die Verfolgungen unter Zeno und Justinian. Aber noch um 580 unter Tiberius fanden neue Heidenprozesse statt. Alle Hochgestellten und Gebildeten waren förmlich proscribirt. Wie solche Anklagen producirt wurden, zeigt Johann von Ephesos. Nach ihm galten die drei grossen Patriarchate für angesteckt. Gregor von Antiochien und Eulogius von Alexandrien sollten einen Knaben geopfert haben, und „auch der von Constantinopel kam böse ins Gerede“. Das Ganze war eine Intrigue der Monophysiten gegen die Häupter der Staatskirche. Gregor fand das einzig richtige Mittel zur Besänftigung der Antiochener. Auf ihren Ruf: „ins Feuer mit ihm!“ „einen Christusliebenden Patriarchen!“ antwortete er mit der Erbauung eines steinernen Circus, und er liess sich die Reise nach Constantinopel nicht verdriessen, um gefährlichen Hofcavalieren die üblichen Douceurs zu verabreichen, und gleichzeitig die renommirtesten Mimen und besten Clowns für sein neues Unternehmen persönlich zu engagiren. Natürlich galt von da an seine Orthodoxie für fleckenlos.

Unstreitig das höchste Interesse bietet uns die zuerst in Byzanz vom principiellen

Digitized by Google

Standpunkt aus ventilirte Frage über das Verhältniss von Staat und Kirche. Die römische Geschichtschreibung hat es wohl verstanden, die oströmische Kirchenverfassung als vollendeten Cäsaropapismus, als reine Staatssklaverei aufs übelste zu verschreien. Soviel ist richtig, dass die Kaiser von Constantinopel mit klarem Blick die Wichtigkeit des staatlichen Oberaufsichtrechts erkannt, und mit derselben Zähigkeit wie die katholischen Majestäten und der Rex christianissimus das placetum regium festgehalten haben. Für die Bischofsstühle beanspruchten sie das Bestätigungsrecht in ihrem eignen wohlverstandenen Interesse. Dass diese Confirmation mit einer Abgabe verbunden war, ist bei dem enormen Reichthum der grössern Throne und ihrer Steuerfreiheit in der Ordnung. Die directe Ernennung des hauptstädtischen Prälaten hatte einen guten Grund in seiner ganz exceptionellen Stellung als kaiserlicher Cultusminister. Die geistlichen Reichsangelegenheiten standen unter seiner Aufsicht, und er referirte darüber regelmässig dem allerhöchsten Herrn.[22]) Daher erklären sich auch die häufigen Absetzungen; fast immer bezeichnet ein neuer Patriarch einen Wechsel in der Kirchenpolitik.[23]) Mit den damaligen Päpsten können diese Staatsbischöfe den Vergleich gar wohl aushalten; Namen wie Chrysostomus, Acacius, Sergius, Photius u. s. f. zeigen, dass sie ihnen weder an hervorragender Intelligenz, noch Gelehrsamkeit oder Frömmigkeit nachstanden.[24])

Sodann standen, wie schon erwähnt, die Concilien ganz unter kaiserlicher Leitung. Römischerseits mag man sich immer damit trösten, dass das nur eine Art Ehrenpräsidium und eine bloss büreaumässige Leitung der Geschäfte gewesen sei. Jeder unbefangene Leser der Akten erkennt aber auf Schritt und Tritt den ausserordentlichen Einfluss, welchen der über das Aeussere gesetzte Kaiser (— ἐγὼ δὲ τῶν ἐκτὸς ὑπὸ Θεοῦ καθεσταμένος ἐπίσκοπος ἂν εἴην —)[25]) auch auf die inneren, den Bischöfen reservirten Kirchenangelegenheiten — τῶν εἴσω τῆς ἐκκλησίας — ausübte. Die weltliche Leitung war auch aus einem andern Grunde nöthig, wie das IV. Concil an seine Brust schlagend bekennt: βασιλεῖς δὲ πιστοὶ πρὸς εὐκοσμίαν ἐξῆρχον. Aus seinen Akten sehen wir, dass die kaiserlichen Commissäre schon in den ersten Sitzungen bemerken mussten, solches Pöbelgeschrei: ἐκβοήσεις δημοτικαὶ zieme sich nicht für Bischöfe; man solle ruhig die Aktenverlesung anhören. Und ein berufener Sanctus freilich von sehr scharfer Zunge schildert die von ihm geleitete II. ökumenische Synode als einen Haufen Gänse und

22) Joh. Eph. H. Eccl. passim.

23) Dies erhellt z. B. deutlich aus der Patriarchalgeschichte unter Anastasius und Justinian; am ausführlichsten berichtet aber wieder Johann von Ephesus. Johann von Sirimis, Eutychius und Johann, der heilige Faster „trocken wie Holz" repräsentiren drei Systeme der kirchlichen Politik; vgl. II, 27; III, 12, 17 ff.; bes. III, 39, wo der Faster die kulturkämpferischen Tendenzen seines Vorgängers im Kirchenregiment formell desavouirt und deshalb auch von dem freikirchlich gesinnten Geschichtschreiber aufs lebhafteste ob seiner Toleranz gepriesen wird.

24) Vgl. A. Pichler: Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident I S. 203 „Man staunt über die treue Anhänglichkeit der Griechischen Kirche an den Römischen Primat in der ganzen Zeit von Photius bis Caerularius, wenn man einerseits erwägt, dass Rom in dieser Periode 46 Päpste hatte, Constantinopel nur 16 Patriarchen, dass unter den ersteren die allermeisten nichtswürdig, unter den letzteren mit Ausnahme des einzigen Theophylakt sämmtliche durch Tugend und Charakter ausgezeichnete Männer waren u. s. f."

25) Euseb. de vita Constant. IV, 24.

Digitized by Google

Kraniche, die sich hackten und bissen und als ein Nest von Wespen, die jedem, der widersprüche, ins Gesicht schwirrten.[26])

---

26) S. Gregorii Theologi carmen de vita sua (opera ed. D. A. B. Caillau: Paris 1840. II S. 762) v. 1680 ff.

οἱ δ' ἑκπλῆξον ἄλλος ἄλλοθεν
δῆμος κολοιῶν εἰς ἓν ἐκκενασμένος,
τύρβη νέων τις, καινὸν ἑρτατήριον,
λαίλαψ κόνιν σύρουσα, πνευμάτων στάσις,
οἷς οὐδ' ἂν ἠξίωσε τῶν τις ἐντελῶν
φόβῳ τε θείῳ καὶ θρόνῳ δοῦναι λόγον
ἄτακτα παφλάζουσιν, ἢ ἐφηκῶν δίκην
ἅττουσιν εὐθὺ τῶν προσώπων ἀθρόως·
τοῖς δ' ἡκολούθουν ἡ ἐμνὴ γερουσία·
τοσοῦτ' ἀπεῖχον εωφρονίζειν τοὺς νέους.

Hiezu bemerkt der edle, wahrhaft fromme Ullmann (Gregorius von Nazianz der Theologe. 2. Aufl. 1867. S. 169. Anm. 2) „überhaupt sollten nur alle Verehrer der unbedingten Concilien-Autorität (Und wie ist seit Ullmann deren Zahl und Credit gestiegen!) Gregors Beschreibung dieser ökumenischen Synode lesen; vorzüglich auch seine Schilderung der meisten Mitglieder derselben Carm. adv. episc. v. 154 p. 18 seqq., wo er es unter andern als etwas Entehrendes darstellt, in der Mitte solcher Glaubenskrämer, wie er einen Theil der Bischöfe nennt, zu sitzen:

. . . καὶ γὰρ ἦν αἴσχος μέγα
τούτων τιν' εἶναι τῶν καπήλων πίστεως."

Nach Theodoret (hist. eccl. V, 8) waren die Väter des zweiten Concils ἀνδρες ἀξιάγαστοι καὶ ζήλου θείου καὶ σοφίας ἀνάπλεοι, und ebenso feiert Kaiser Zeno (Evagrius III, 13) neben den nicänischen Vätern „auch die 150 heiligen in Constantinopel versammelten Väter" als inspirirte Ausleger „des einzigen rechten und wahren Glaubens". Allein Theodoret ist durch den inspirirten Beschluss eines ökumenischen Concils in den Geruch der Ketzerei gekommen, und Zeno „trunken vom Becher Eutychianischen Greuels" ist von dem „Stuhle, auf dem der heilige Apostel lehrend gesessen" verworfen worden. Hören wir daher lieber zur Charakterisirung dieser Bischöfe auf das zeitgenössische Urtheil eines Mannes von makelloser Orthodoxie und kirchlich approbirter Heiligkeit." Die von Ullmann citirte Stelle (carmen de se et episcopis ed. Paris. II S. 786) lautet im Zusammenhang v. 153 ff. so:

καὶ γὰρ ἦν αἴσχος μέγα
τούτων τιν' εἶναι τῶν καπήλων πίστεως,
ὧν οἱ μὲν ὄντες ἔκτονοι φοροτράφων,
οὐδὲν φρονοῦντες τοῦ παρεγγράφειν πλέον,
οἱ δ' ἐκ τραπέζης, τῶν' τ' ἐκεῖς' ἁγαλμάτων,
οἱ δ' ἐξ ἀρότρων, ἡλίῳ κεκαυμένοι,
οἱ δ' ἐκ δικέλλης καὶ σμινύης πανημέρου·
ἄλλοι δὲ κώπην ἢ στρατὸν λελοιπότες,
ἄντλον πνέοντες, ἢ τὸ σῶμ' ἐστιγμένοι,
λαοῦ κυβερνῆται τε καὶ στρατηλάται
πεφήνασ' οὐκ εἴδουσι καὶ μικρὸν ποτε·
ἄλλοι δὲ τεχνῶν ἐμπύρων τὴν ἀσβόλην
οὔπω τελείως σαρκὸς ἐκνενιμμένοι
μαστιγίαι τε καὶ μυλώνων ἄξιοι,
πρὶν καὶ τὸ τίμημ' εἰσενεγκεῖν δεσπόταις
μικράν τιν' ἂν εὕρωσι παῦλαν τῶν πόνων,
ἔπειθ' ὑπερμαζῶσι, καὶ δήμου τινὰς
κλέψαντες ἢ πείσαντες ἢ τυραννικῶς
ἄνω τρέχουσι κάνθαροι πρὸς οὐρανόν,

Digitized by Google

Indessen der Hauptvorwurf geht dahin, dass die Kaiser die Grenze zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt überschritten und zum Nachtheil des Reichs in Glaubenssachen sich viel zu tief eingemischt hätten.

Eine unbefangene Prüfung des Monophysiten- und Monotheletenstreites wird zeigen, dass gerade die als Ketzer verschrieenen Kaiser durchaus correct und durch die Motive einer gesunden Politik bestimmt, gehandelt haben. Es ist möglich, dass der Tomus Leos des Grossen weniger mythologisch, als die Confession der Monophysiten war, und der heilige Maximus ist unstreitig in der aristotelischen Kategorienlehre besser beschlagen, und ein gewandterer Dialektiker, als sein staatskirchlicher Gegner Pyrrhus, Hier berücksichtige ich natürlich nur die politische, nicht die dogmatische Seite dieser Kämpfe.

Für Constantinopel ist nun das von den Priestern so gepriesene Chalcedonense ein nationales Unglück gewesen, aus dem einfachen Grunde, weil die immense Mehrheit der Bevölkerung Syriens, Aegyptens und des östlichen Kleinasiens dasselbe weder durch Güte noch Gewalt sich octroyiren liess. Das erfuhr Kaiser Zeno, den sein eigener Oheim Basiliscus mit Hülfe der Monophysiten stürzte. Der Loyalität des Patriarchen Acacius verdankte er in erster Linie seine Wiederherstellung. Dieser, ein politischer Kopf, dem das Reichswohl höher stand, als ein abstruser Glaubenssatz, rieth dem Kaiser selbst die Verständigung mit den entfremdeten Ostländern. So entstand das berühmte, von Rom sogleich mit seinem Urheber verdammte, ἑνωτικόν. Da so competente Kritiker in diesem Fache, wie Natalis Alexander, Cardinal Pagi und Assemani[27]) auch bei minutiöser Unter-

πόλον στρέφοντες, οὐ τὸν ἐκ κόπων ἔτι
οὐδ' ἐξόπισθεν, ὡς τὸ πρίν, νενευκότες,
αὐτῶν δ' ἔχειν δοκοῦντες τῶν ἄνω κράτος
ἀριστερὰ λικλοῦντες, οὐδὲ τοὺς πόδας
αὐτῶν ἀριθμεῖν εἰδότες ἢ τὰς χέρας.

Das also ist das Bild des μέγιστος ἱερῶν στέφανος, ἐξ ἀμαίων ἀνθέων καταπεποικιλμένος!

27) R. P. Natalis Alexandri, Ordinis FF. Praedicatorum historia ecclesiastica (Paris 1699) T. V saeculi V, pars III, § IV, S. 97: ex his evidens est *Henoticum Zenonis Eutychianam haeresim non adstruere, imo ipsam impugnare et damnare*, nec fidem duarum in Christo naturarum a Calchedonensibus Patribus confirmatam concutere, sed asserere potius. Unde Cardinalis Baronius Zenonem semper haereticum et perfidum fuisse, evertisse Catholica dogmata, pessum dedisse funditus Christianam religionem, falso scribit ad annum 482. Nam et ex ipsius Henotici verbis et ex Epistola Zenonis ad Felicem Pontificem Maximum cuius fragmentum refert Evagrius lib. 3 cap. 20 refellitur eminentissimus Author. Was er dann S. 269 in der Dissertatio XVIII weiter ausführt, hat Cardinal Antonio Pagi: critica historico-chronologica in universos annales eccles. eminentissimi etc. Caesaris Baronii II. S. 412 ff. beinahe wörtlich in den Context eingerückt und so durch seine gewichtige päpstlich approbirte Autorität gestützt; er sagt: *quamvis autem Henoticum nullam haeresim contineret*, communiter tamen ab orthodoxis reiectum fuit. Neque enim Laici Principes decernere de fide possunt et Zeno definitionem Synodi Chalcedonensis et epistolam Sancti Leonis ad Flavianum summo totius synodi consensu receptam silentio premendo suâ oeconomiâ condescendit haereticis qui illas execrabantur. Quare sicut Ecthesim Heraclii et Typum Constantis Imperatoris reiecit Ecclesia ob suppressas duarum operationum voces quibus Monothelitarum haeresis profligabatur (man nehme Act von dem widerwilligen Geständniss: auch die impiissima ecthesis und der scelerosus typus nach secretarius V des Concilium Lateranense Romanum Mansi X, S. 1158 enthält keine substantielle Heterodoxie!) ita et Henoticum ob suppressum Sancti Chalcedonensis Concilii et epistolae S. Leonis memoriam obrutasque silentio voces, ex duabus et in duabus Naturis quibus haeresim Eutychianam ingulaverunt. Sehr ausführlich und verständig urtheilt J. S. Assemani Bibliotheca Orientalis I, S. 343 über den Fall. Wie bereits der fromme Tillemont an Elias von Jerusalem und Fla-

Digitized by Google

suchung keine Heterodoxie in dem Unionsdekrete zu entdecken vermochten, können wir uns bei ihrem Resultate beruhigen. Der Erfolg war der günstigste. Timotheus Salophaciolus, der bisherige orthodoxe Patriarch von Alexandrien, hatte trotz der grössten persönlichen Liebenswürdigkeit und der liberalsten Handhabung der Kirchengesetze, die sich bis zur Ignorirung der kaiserlichen Erlasse steigerte, doch nur erreicht, dass ihm das fromme Volk auf den Strassen und in der Kirche zurief: Wir lieben Dich, obschon wir nicht in Deiner Gemeinschaft stehen.[28]) Sein monophysitischer Nachfolger, Petrus der Heisere, welcher mit Acacius die Union vollzog, vereinigte kirchlich wieder ganz Aegypten mit Ausnahme zweier obscurer Bischöfe Oberägyptens und ihrer separatistischen Winkelgemeinden. Was Byzanz dadurch gewann, erhellt am deutlichsten aus dem numerischen Verhältniss beider Confessionen zur Zeit der arabischen Invasion. Die Orthodoxen zählten 300,000 Köpfe und umfassten die Beamten, das Militär, überhaupt die höhere und gebildete Classe der Bevölkerung. Das eigentliche Volk, Schreiber, Krämer, Handwerker, Bauern und Sclaven war ganz monophysitisch und war viel zahlreicher.[29]) Zenos Nachfolger, der ungleich edlere Anastasius acceptirte seine Politik durchaus und ein späterer monophysitischer Schriftsteller, Bischof Severus von Hermopolis magna versichert auch, dass in dieses Kaisers Tagen unter Bischof Johann Hemula (491—505) Alexandriner und Anachoreten

vianus von Antiochien erwiesen hatte, dass auch Heilige im Banne der Römischen Kirche sterben können, so registrirt auch der patriotische Maronite mit Genugthuung in Bezug auf diese beiden Anhänger des Henoticons „quos tamen doctissimus Baronius ab omni haeresi vindicat". Kurz und bündig fasst er sein Urtheil dahin zusammen: Synodum Chalcedonensem non damnavit (Simeon Ep. Beth Arsamensis), sed silentio pressit: quod et alii Catholici Antistites ex animi dejectione praestiterunt *absque ulla haeresecos nota*, Henoticum Zenonis suscipiendo, *quod haeresim quidem nullam continebat*, causae tamen fidei summopere nocebat haeresimque fovebat.

28) Breviarium causae Nestorianorum et Eutychianorum collectum a S. Liberato archidiacono ecclesiae Carthaginiensis regionis sextae cp. XVI (Mansi IX, S. 686). Sed quoniam idem Timothens sic mitissimus erat in episcopatu, ut etiam a suis communicatoribus accusaretur imperatori tamquam nimis remissus et circa haereticos placidus, ita ut ei scriberet imperator ut neque collectas neque baptismata sineret haereticos celebrare, ille tamen mansuete agebat. Dum ergo tali modo gubernaret episcopatum, amabant eum Alexandrini et clamabant ei in plateis et in ecclesiis: Vel si non tibi communicamus, tamen amamus te.

29) Macrizis Geschichte der Copten übers. von F. Wüstenfeld (Abhandl. der Ges. der Wissensch. zu Göttingen III S. 49): Als die Moslimen nach Aegypten kamen, war es gänzlich mit Christen angefüllt, die sich in zwei nach Abkunft und Religionsglauben verschiedene Theile theilten: der eine, die regierenden, bestand aus lauter Griechen von den Soldaten des Beherrschers von Constantinopel, Kaisers von Griechenland, deren Ansicht und Glauben der der Melikiten war und deren Zahl sich auf mehr, als 300,000 belief, der andere Theil, die ganze Masse des Volkes von Aegypten, Copten genannt, war ein vermischtes Geschlecht, so dass man nicht mehr unterscheiden konnte, ob jemand unter ihnen von Coptischer, Habessinischer, Nubischer oder Israelitischer Abkunft war, diese waren aber sämmtlich Jacobiten und von ihnen waren einige Regierungssecretäre, andre Kauf- und Handelsleute, andre Bischöfe und Presbytere und dergleichen, andre Landwirthe und Ackerleute, andre Bediente und Knechte. Zwischen diesen und den Melikiten, der Regierungspartei, herrschte eine solche Feindschaft, dass dadurch Verheirathungen unter einander verhindert und selbst wechselseitige Ermordungen veranlasst wurden. Ihre Zahl belief sich auf mehrere Hunderttausend (Wetzer S. 87: numerus eorum vicies millia millium effecit. Nach einer gütigen Mittheilung meines Collegen Stickel beruht die Version Wetzers auf einem Uebersetzungsfehler; der aus verschiedenen Handschriften bei Wetzer und Wüstenfeld edirte Text bedeutet: „es erreichte ihre Zahl die Menge von sehr vielen Tausenden"), denn sie waren eigentlich die Bewohner von Aegyptenland im obern und untern Theile.

Digitized by Google

im tiefsten Frieden lebten. Die Opposition bildete wenige isolirte, freilich deshalb um so fanatischere Gruppen, so die schlaflosen Mönche in Constantinopel, welche mit Alt-Rom Gemeinschaft hielten und Jerusalem mit seinen Mönchscolonien.[30] Immerhin erforderte es viel Besonnenheit und mässigende Klugheit von Seiten der Regierung, wenn der unter der Asche fortglimmende Hader keine neue Nahrung erhalten sollte. „Der Narrenconvent," wie die Monophysiten das Chalcedonense betitelten, wurde in Antiochien und Alexandrien zum höchsten Missfallen der Residenz vom Ambon aus feierlich mit dem Anathem belegt. Aber ungleich tactloser benahmen sich die orthodoxen Gegner, welche in Constantinopel das Volk aufhetzten und auf dem Oelberg einen mönchischen Monstremeeting arrangirten, auf dem Severus von Antiochien, des Kaisers Freund, feierlich verflucht ward. Wie edel dagegen der Kaiser selbst diese Versöhnungspolitik handhabte, zeigt sein Schreiben an den Dux Phoeniciae Libanensis: lieber wolle er auf sein Strafrecht verzichten, als dass ein Tropfen Bluts in diesen Dingen fliessen sollte.[31]

Doch diesen Friedenszustand stellte die unglückselige Kirchenpolitik Justinians völlig auf den Kopf. Vielleicht schwebten ihm schon damals, da er das Cabinet seines Oheims dirigirte, seine künftigen Reunionspläne vor, und dafür war die Union mit dem Westen Vorbedingung. Mit schonungsloser Gewaltsamkeit sollte nun der ganze Osten die kaiserliche Conversion mitmachen. Nur Theodora, die bei aller moralischen Verworfenheit ungleich mehr politische Einsicht, als ihr Gatte besass, blieb die offene und geheime Beschützerin der zurückgesetzten Partei. Johannes von Ephesus nennt sie auch nur unsere gottselige Theodora. Nach ihrem Tode war die Sache der Monophysiten am Hofe verloren. Die eigentlichen Parteihäupter zogen sich nach Syrien und Aegypten zurück, wo sie sich als freie Kirche constituirten mit all der Volksthümlichkeit und all der Bornirtheit englisch-schottischer Dissenterkirchen. Zu spät sah man den Fehler in Constantinopel ein. Der Caesar Tiberius erklärte dem stürmischen Patriarchen: „Warum drängst Du mich, ein Christenverfolger zu werden, wie Diocletian. Mir genügt der Krieg mit den Barbaren!" Allein die Trennung war vollzogen. Der kirchlichen Entfremdung von Byzanz folgte die nationale auf dem Fusse nach. Das einheimische Volksbewusstsein erwachte mit neuer Macht, und die koptische und syrische Sprache verdrängten das Griechische allmählich aus der kirchlichen Litteratur.[32]

---

30) Daher nennt es auch Marinus, des Kaisers Anastasius' Gewissensdirector im Zorn: „ein der Allerhöchsten Wohlthaten unwerthes Nestorianer- und Judennest" Μαρίνός (über ihn vgl. Joh. Malalas. S. 407 und Marcellini Com. chron. ed. Scaliger S. 37 Ind. V Paulo et Muschiano Coss.) τις ἀδιαύτατος, καὶ ἐκ συγχωρήσεως θεοῦ τῶν τῆς πολιτείας πραγμάτων κρατῶν καὶ κατὰ τὸ δοκοῦν αὐτῷ ἄγων καὶ φέρων τὴν τοῦ βασιλέως εὐρίπιστον γνώμην, γνοὺς τὰ τῷ βασιλεῖ περὶ τῆς συγχωρήσεως δόξαντα, παραυτίκα εἰσελθών, οὐ συνεχώρησε τὴν περὶ τῆς τοιαύτης συγχωρήσεως διάταξιν προιλθεῖν, Νεστοριανοὺς τοὺς κατὰ τὴν ἁγίαν πόλιν ἀποκαλῶν καὶ Ἰουδαίους καὶ τῶν βασιλικῶν θυρεῶν ἀναξίους. Cotelerius ecclesiae Graecae monumenta III, S. 304.

31) Euagrius II. E. III, 34.

32) Unter Justinian I. predigen und schreiben die monophysitischen Patriarchen Timotheus († 535) und sein Nachfolger Theodosius (abges. 537, † nach 560) noch griechisch. Cosmas Indic. christiana opinio de mundo X pag. 331 und 332 ff. ed. Montfaucon. Johann von Antiochien, dieses wichtige Mittelglied in der byzantinischen Chronographenreihe (über dessen Persönlichkeit auch A. Koecher de Ioannis Antiocheni aetate fontibus auctoritate. Bonn 1871. S. 7. Anm. 4 nur Hodys Verkehrtheiten wiederholt) ist natürlich Niemand anders, als der monophysitische Patriarch „Ioannes cognomine Sedrarum ex coe-

Digitized by Google

Als nun im folgenden Jahrhundert die Perser fast ohne Widerstand, ja vieler Orten als Befreier aufgenommen wurden, gingen Heraclius die Augen auf über die unselige Politik der Centralregierung. In seinen Bestrebungen, die verlornen Sympathien der Ostländer wieder zu gewinnen, fand er seine Hauptstütze in dem patriotischen und politisch sehr gewandten Patriarchen Sergius und dem neu ernannten Bischof Cyrus von Alexandrien. Die dogmatische Seite der Lehre von dem ἓν θέλημα oder der μία ἐνέργεια lasse ich hier gänzlich unberührt; genug Cyrus brachte in Aegypten eine vollständige Union zu Stande, sodass Sergius triumphirend nach Rom schreibt: ganz Alexandrien, ja ganz Aegypten, Thebaïs, Lybien und die übrigen Eparchien der ägyptischen Diöcese sind jetzt wieder zu einer Herde geeinigt worden.[33])

nobio Eusebonae" (Assemani Bibl. Or. II. S. 334. 335. Die Ausgabe der historia eccles. des Bar-hebraeus von den beiden Mechler Domherrn kann ich jetzt nicht citiren, da sie in Jena nicht vorhanden ist). Dieser regierte von 942—960 nach der Seleucidenaera = 629/30—648 († im December). Vortrefflich stimmt damit, dass seine Fragmente mit der Katastrophe des Phokas endigen. C. Müller F. H. G. V S. 38. Dass dieser Mann griechisch schreibt, kann so wenig, als bei Mansur befremden. Chwolsohn giebt eine Reihe höchst schätzbarer Nachrichten über Kenntniss des Griechischen in Harrân (Carrae) noch zur Abbasidenzeit. Th'âbit ben Qorrah (geb. 835/6) dessen siebenter Ahnherr Marinus, dessen achter Malagirius (Μελέαγρος) hiess, hat die von den besten Uebersetzern gefertigten Uebersetzungen nach dem Griechischen corrigirt und emendirt. Abû-'l-Hasan Th'âbit ben Ibrahim (geb. 896) übersetzte zwei medicinische Schriften des Philagrius aus dem Griechischen ins Arabische (S. Chwolsohn: Die Ssabier und der Ssabismus 1, S. 550, 553 ff., 584). Wahrscheinlich verstand auch der grosse el-Battâni (um 877/8) griechisch, da ein jüngerer Glaubensgenosse von ihm, der vierzig Jahre später starb, noch diese Sprache verstand. Der Vater Th'âbits des zweiten Oberhaupts der harrânischen Ssabier (717—738 p. Chr.) hiess Θέων. Unter seinen Nachfolgern (l. c. II S. 45) werden erwähnt: „Einige von denen, welche zwar nicht auf dem Throne sassen, denen man aber gehorchte gleich den Oberpriestern, waren:

Saddûn ben Chairûn von den Beni Heraqlisch und
H'akîm ben Jah'ja von den Beni Heraqlisch."

Gewiss richtig erkennt in ihnen Chwolsohn Mitglieder der Familie der Herakliden, sodass also bei den altharranischen Familien (Καρροῦσι Μακεδόνων ἄποικοι ὄντες Cassius Dio XXXVII, 5, 5) noch im zehnten Jahrhundert das Bewusstsein ihrer griechischen Abstammung erhalten blieb. Nicht unbedeutend ist vielleicht auch folgender Umstand. Die Acten des siebenten allgemeinen Concils (787) melden nichts, dass die Vicare der apostolischen Stühle des Morgenlandes des Griechischen unkundig seien, ebenso wenig die des neunten 879 (von den Römern nicht anerkannten). Dagegen in der ersten Sitzung des achten allgemeinen Concils erklärt Elias der Topoteret des Patriarchen von Jerusalem, sein College, der Erzbischof Thomas von Tyrus, habe von Niemanden eine Vollmachtsurkunde, da der Stuhl von Antiochien erledigt und er selbst Administrator des Patriarchats sei. Da er nicht geläufig griechisch rede, habe er ihn dieses zu bemerken beauftragt. Es wäre hochverdienstlich, wenn ein kundiger Orientalist die gewiss noch zahlreicheren Spuren des Griechischen unter der Khalifenherrschaft einmal uns classischen Philologen übersichtlich zusammenstellen würde.

33) Epistola Sergii Constantinopolitani ad Honorium papam Romanum (actio XII, Conc. VI-Mansi XI, S. 531 A—C) ἐπειδὴ δὲ πρὸ ὀλίγου καιροῦ συνεργίᾳ καὶ χάριτι τοῦ πάντας ἀνθρώπους θέλοντος συνθεῖναι Θεοῦ, εὐσεβεῖ τε ζήλῳ τοῦ κρατίστου καὶ καλλινίκου μεγάλου βασιλέως παροριμηθεὶς Κῦρος ὁ ἁγιώτατος τῆς Ἀλεξανδρέων μεταλοπόλεως πατριάρχης, καὶ κοινὸς ἡμῶν ἀδελφὸς καὶ συλλειτουργός, φιλοθέως καὶ ἐπιεικῶς προετρέψατο τοὺς κατὰ τὴν Ἀλεξανδρέων μεταλόπολιν τὰ Εὐτυχοῦς καὶ Διοσκόρου, Σεβήρου τε καὶ Ἰουλιανοῦ τῶν θεοστυγῶν νοσοῦντας τῇ καθολικῇ προσελθεῖν ἐκκλησίᾳ καὶ μετὰ πολλὰς διαλέξεις καὶ καμάτους, οὓς μετὰ πλείστης φρονήσεως καὶ λυσιτελεστάτης οἰκονομίας (das eben ist der verdammliche Irrthum, gegen den Sophronius, Maximus und die Römer ausser dem freisinnigen Honorius wüthen!) ἐν τῷ πράγματι κατελάβετο, τὸ σπουδαζόμενον διὰ τῆς ἄνωθεν κατὰρθωσε χάριτος, γεγόναει μεταξὺ μέρους,

Digitized by Google

Von hohem Werthe war es auch, dass ausnahmsweise selbst in Rom ein gemässigter und politisch verständiger Mann regierte, Honorius I., welcher die bisherigen Massnahmen approbirte. Mochten schliesslich die Aegypter auch rühmen: οὐχ ἡμεῖς τῇ Χαλκηδόνι, ἀλλ' ἡ Χαλκηδὼν μᾶλλον ἡμῖν ἐκοινώνησεν, die Reichsregierung konnte das so oder so erzielte Resultat nur als hohen politischen Gewinn betrachten. Allein man rechnete ohne die Eiferer, welche Gott mehr gehorchten, als den Menschen. Der Mönch Sophronius, bald Patriarch von Jerusalem, belegte die Lehre von dem Einen Willen mit dem Anathem; sein Gesinnungsgenosse, der h. Maximus, bei dem, als ehemaligem Geheimschreiber des Kaisers, ein solches Auftreten doppelt illoyal und tactlos war, brachte ganz Afrika in Aufregung. Vergebens machten die Gemässigten geltend, dass auch die heiligen Väter, um viele Seelen zu gewinnen, eine gottgefällige Nachgiebigkeit in Ausdrücken (οἰκονομία) gezeigt hätten, ohne der Orthodoxie etwas zu vergeben, und dass jetzt, wo das Heil vieler Seelen auf dem Spiele stände, der Zank um Ein κεφάλαιον unstatthaft sei. Solche weltliche Rücksichten kannten die Gottesstreiter natürlich nicht, und erreichten es denn glücklich, dass im Augenblick der Saracenennoth die grösste Spaltung und Verwirrung herrschte und die enttäuschten Monophysiten rasch und freudig mit dem Islam pactirten. Da nun die Union gegenstandslos geworden war, ging Kaiser Constantins Bemühen auf Besänftigung der Occidentalen, welche durch diese Transactionen in eine an Hochverrath grenzende Erbitterung gerathen waren. So berief er denn das VI. Concil und gibt als Motiv seiner Concessionen ganz unverhüllt Papst Vitalians treuen Eifer an, womit ihn dieser bei Niederwerfung der italienischen Usurpatoren unterstützt hatte, ein deutlicher Fingerzeig, wie das oströmische Cabinet auch in diesem dogmenproducirenden Zeitalter stets auf politische Gesichtspunkte das Hauptgewicht gelegt hat.

Das grosse Friedensconcil in der Trulla ist nun in dogmatischer Hinsicht von einer erschreckenden Sterilität; um so interessanter sind seine Verhandlungen für den Philologen; denn hier besitzen wir in der That das Protokoll einer byzantinischen Philologenversammlung. Man kämpft nur mit Citaten. Schon Sophronius, der Vater der dyothelitischen Lehre, hatte 600 Väterstellen gesammelt; nun überreichten die Monotheleten drei Volumina patristischer Zeugnisse für ihre Lehre; ihnen antworteten die römischen Deputirten mit einer frischen Sammlung von testimonia sanctorum ac probabilium patrum. Der Patriarch Georg von Constantinopel, welcher eine Abschrift erhielt, schlug die sämmtlichen Belegstellen in den Originalcodices seiner Patriarchalbibliothek nach, fand alle genau, und war nun nach dieser Abfindung mit seinem philologischen Gewissen von der Wahrheit der römischen Lehre überzeugt.

ἑκατέρου δογματικά τινα κεφάλαια. ἐφ' οἷς ἅπαντες οἱ πρώην μὲν εἰς διαφόρους ἀπεχιζιμένοι (Harduin: ἀπεχοινιεμένοι) μερίδας, προπάτορας δὲ Διόσκορον καὶ Σεβῆρον τοὺς ἀλιτηρίους ἐπιτραφόμενοι, ἡνώθησαν τῇ ἁγιωτάτῃ καὶ μόνῃ καθολικῇ ἐκκλησίᾳ· μία τε ποίμνη Χριστοῦ τοῦ ἀληθινοῦ Θεοῦ ἡμῶν ἅπας ὁ τῆς Ἀλεξανδρέων φιλόχριστος γέγονε λαός, καὶ πᾶσα σχεδὸν πρὸς τούτοις ἡ Αἴγυπτος καὶ Θηβαΐς καὶ Λιβύη καὶ αἱ λοιπαὶ τῆς Αἰγυπτιακῆς διοικήσεως ἐπαρχίαι. οὓς τινας ἦν ἴδειν πρίν, ὡς εἰρήκαμεν, εἰς ἀναρίθμητον πλῆθος αἱρέσεων διεσκεδασμένους, εὐδοκίᾳ δὲ νῦν τοῦ Θεοῦ, καὶ σπουδῇ θεαρέστῳ τοῦ ῥηθέντος ἁγιωτάτου τῆς Ἀλεξανδρέων ἱεράρχου ἓν [l. χεῖλος] γεγόναισι πάντες, μιᾷ φωνῇ καὶ ἑνότητι πνεύματος τὰ ὀρθὰ τῆς ἐκκλησίας ὁμολογοῦντες δόγματα. Severus von Hermopolis behauptet übrigens, dass Cyrus keineswegs bloss mit den sanften Mitteln der Ueberredung die Jacobiten unirte; seine grossen Erfolge gesteht er aber gleichfalls ein.

Digitized by Google

Wo möglich noch gewissenhafter verfuhr man in der dritten Sitzung. Als nämlich die Akten des fünften Concils zur Verlesung kamen, fand sich daselbst ein Brief des Patriarchen Menas an Papst Vigilius vor. Sogleich protestirten die Legaten und erklärten ihn für unächt. Der Kaiser, die Commissäre und einige Bischöfe bildeten eine gemeinsame Untersuchungscommission, und nach genauer Prüfung des beanstandeten Codex fanden sie, dass demselben gleich am Eingang drei Quaternionen vorgeheftet waren. Dieselben waren unpaginirt; vielmehr hatte erst Quaternio 4 die Zahl 1, der folgende 2, u. s. f.[34]) Auch die Schrift der drei ersten Tetraden war verschieden von der sonstigen Schrift des Codex, woraus ihre Unächtheit erhellte. — In der XIV. Sitzung verbreitete die Fortsetzung solcher diplomatischen Uebungen sogar Licht über die Werkstätte dieser antiken Moabiter. Der frühere Patriarch Paul von Constantinopel und Macarius von Antiochien hatten systematisch die angeblich lückenhaften Handschriften durch ihre Sekretäre und vertrauten Mönche ergänzen lassen.[35]) Der lateinische Grammatiker Constantin gestand, dass er für ein lateinisches Exemplar die Uebersetzung geliefert und sie einem geschickten Kalligraphen zum Abschreiben gegeben habe.[36]) So ist denn am 5ten April 681 auf paläographischem Wege der wahre Glaube gerettet worden.

---

34) Mansi XI p. 226 C ff.: καὶ ἐπικήψαντες ὅ τε εὐσεβέστατος βασιλεὺς ἅμα τοῖς ἐνδοξοτάτοις ἄρχουσι καὶ τισι τῶν τῆς ἁγίας συνόδου θεοφιλῶν ἐπισκόπων, καὶ ἀναπτύξαντες καὶ ἀνακρίναντες, εὗρον τρεῖς τετράδας εἰς τὴν ἀρχὴν τοῦ βιβλίου ἐκ προσθήκης ἐμβληθέντα, μὴ ἐχούσας ὑποσημείωσιν ἀριθμητικὴν τὴν πρὸς συνήθειαν ἐντιθεμένην ἐν τοῖς τετράδιν. ἀλλ' ἐν τῇ τετάρτῃ τετράδι εἶναι τὸν πρῶτον ἀριθμόν, καὶ εἰς τὴν μετ' αὐτὴν δευτέραν καὶ τρίτην, τετράδα ἐφεξῆς. ἄλλως τε καὶ ἀνόμοια εἶναι τὰ γράμματα τῶν ὑποβληθεισῶν ἐν πρώτοις τριῶν τετράδων, ἐν αἷς ἐμφέρεται ὁ λεγόμενος Μηνᾶ πρὸς Βιγίλιον λόγος, πρὸς τὰ γράμματα τὰ ἀρχῆθεν τετραμμένα ἐν τῷ λεχθέντι βιβλίῳ.

35) Mansi XI, 594 A. Aussage des Mönchs Georg: αὕτη ἡ βίβλος ἡ νῦν προκομισθεῖσα ὑπὸ Μακροβίου τοῦ ὁσιωτάτου μητροπολίτου Σελευκείας καὶ ὑποδεχθεῖσά μοι ἐγένετο Φιλίππου τοῦ στρατηλάτου τοῦ βασιλικοῦ Ὑφικίου. αὐτὸς δὲ Φίλιππος γείτων ἦν τοῦ πατρὸς Στεφάνου τοῦ πεσόντος, τοῦ κατὰ Μακάριου τοῦ αἱρετικοῦ. ὅτε οὖν ἐγένετο ἡ ζήτησις μεταξὺ Θεοδώρου τοῦ γενομένου πατριάρχου τῆς Θεουπολίτου ταύτης καὶ βασιλίδος πόλεως, καὶ τοῦ εἰρημένου Μακαρίου περὶ πίστεως, ἔλαβον τὰ ἴσα ἀπὸ τοῦ πατριαρχείου, ὡς εἶπον, Μακάριος καὶ Στέφανος τῶν λεγομένων λιβέλλων Βιγιλίου καὶ ἐγράψαμεν εἰς τετράδας καὶ ἐπεδόθησαν παρ' αὐτῶν τῷ εὐσεβεστάτῳ ἡμῶν βασιλεῖ. ἐθάρρησαν οὖν οἱ περὶ Στέφανον καὶ Μακάριον, ὡς ἐπιδεδωκότες τῷ δεκατόῃ τὰς τετράδας, καὶ ἑκάστῳ τῶν ἐρχομένων πρὸς αὐτοὺς ὑπεδείκνυον. ὁ οὖν Φίλιππος ἐκείνοις ἔχων τὸ βιβλίον τοῦτο ἤγαγεν αὐτὸ πρὸς Στέφανον τὸν αἱρετικὸν πρὸς ἐπίκρισιν λέγων, ὅτι ἐλθὼν ἀπὸ τῆς δύσεως ἤγαγον τὸ βιβλίον τῆς πέμπτης συνόδου καὶ βλέπε, εἰ καλῶς ἔχει· τοῦτο δὲ τὸ βιβλίον οὐκ εἶχε τοὺς λεγομένους λιβέλλους Βιγιλίου. καὶ εἶπεν αὐτῷ ὁ αἱρετικὸς Στέφανος, ὅτι ἵνα οἶδας παραλέλειπται εἰς αὐτό. ὁ οὖν Φίλιππος παρεκάλεσεν αὐτὸν εἰπεῖν· εἰ τι γινώσκεις, ὅτι ἐστὶ παραλελειμμένον, ἀναπλήρωσον. ὁ οὖν αὐτὸς Στέφανος εἶπέ μοι γράψαι τοὺς αὐτοὺς λιβέλλους, καὶ ἔτραψα ἐκ τῶν εἰρημένων ἴσων, καὶ ἔδωκα αὐτῷ Στεφάνῳ. κατὰ ἀλήθειαν ταῦτα ἰδιόχειρά μού εἰσι, καὶ ἐπιτηνίσκων αὐτά. οὐ μόνον δὲ ἐν τούτῳ αὐτῷ τῷ βιβλίῳ τὴν προσθήκην ταύτην τῶν λεγομένων λιβέλλων Βιγιλίου ἐποίησαν, ἀλλὰ καὶ ὁσαδήποτε βιβλία τῆς πέμπτης συνόδου ἦλθον εἰς αὐτοὺς μὴ ἔχοντα τοὺς λεγομένους λιβέλλους Βιγιλίου, προσέθηκαν οἱ αὐτοί, Μακάριός τε καὶ Στέφανος.

36) Aussage des Presbyter und Grammaticus Latinus (Ῥωμαϊκὸς) Constantinus: Mansi XI, 594 E ff.: οἶδα, δέσποτα, ἐπὶ τῶν χρόνων Παύλου τοῦ γενομένου πατριάρχου, ἐλθόντος Φορτουνίου τοῦ γενομένου ἀρχιεπισκόπου, Καρθαγένης, καὶ μέλλοντος αὐτοῦ λειτουργεῖν ἐν τῇ ἁγιωτάτῃ μεγάλῃ ἐκκλησίᾳ, ἐζητήθη, ὅπως ὦφειλε καθέζει, εἴτε πρὸ τῶν μητροπολιτῶν τῶν ἐνδημούντων ἐνταῦθα, εἴτε μετ' αὐτούς· καὶ δὴ ζητοῦντος τοῦ αὐτοῦ Παύλου γενομένου πατριάρχου τὸ βιβλίον τῆς πέμπτης συνόδου, ἵνα γνῷ πῶς ὤφειλον καθέζει, ηὑρέθη κατὰ εὐγκυρίαν καὶ Ῥωμαϊκὸν βιβλίον τῆς αὐτῆς συνόδου. κἀκεῖθεν ὁδηγηθεὶς ὁ αὐτὸς Παῦλος ἐποίησεν αὐτὸν κατὰ τάξιν καθέζει. ἐζήτησε δὲ αὐτὸ τὸ Ῥωμαϊκὸν βιβλίον ἐκ τῆς βιβλιοθήκης καὶ λέγει μοί· θεώρησον αὐτό, εἰ ἄρα πρός τὸ χαρτῶον αὐθεντικὸν εἰλιτάριον τῆς ἁγίας

Digitized by Google

Mit der Niederwerfung des Monotheletismus hatte die Kirche des Ostens ihren letzten Gegner besiegt; die dogmatische Entwickelung steht völlig stille, und es herrscht die heilige Grabesruhe fleckenlosester Orthodoxie. Allein gerade jetzt werden die Fragen über das Verhältniss von Staat und Kirche in rein principieller Weise erörtert; in dem sogenannten Bilderstreit ist die Bilderfrage im Grunde genommen Nebensache; vielmehr handelt es sich um Unterordnung oder völlige Freiheit der Kirche im Staat, es ist ein Culturkampf in optima forma. Auch die ausdrückliche Klage über das Streben nach Staatsomnipotenz und über eine neue diocletianische Verfolgung bringt uns die Chronik des Mönches Georg.[37]) Ganz im Gegensatz zu den bisherigen Anschauungen proclamirt

πέμπτης συνόδου πεπλήρωται. καὶ ηὗρον τὸ αὐτὸ Ῥωμαϊκὸν βιβλίον λεῖπον ἐν τῇ ἑβδόμῃ πράξει πρὸς τὸ χαρτῷον εἰλιτάριον. καὶ λέγει μοὶ ὁ αὐτὸς Παῦλος ὁ πατριάρχης· ὅτι λάβε τὸν διάκονον Σέργιον μετὰ σοῦ τὸν λεγόμενον Ἀντιπισιδίας, ἐπειδὴ καλῶς καλλιγραφεῖ καὶ ὑπόδειξον αὐτῷ, πῶς ὀφείλει γράψαι τὰ Ῥωμαϊκὰ γράμματα, καὶ πρόσθες τὰ λείποντα. εἰσὶ δὲ ἅπερ προσεθήκαμεν εἰς τὸ αὐτὸ Ῥωμαϊκὸν βιβλίον ἐν τῇ ἑβδόμῃ πράξει οἱ λεγόμενοι λίβελλοι Βιγιλίου τοῦ γενομένου πάπα Ῥώμης, οὓς καὶ μετέφρασα Ῥωμαϊστὶ ἐκ τοῦ αὐτοῦ εἰλιταρίου. καὶ ὡς εἴρηται, ἔγραψεν ὁ μνημονευθεὶς Σέργιος ὁ διάκονος. τὰ δὲ γραφέντα παρὰ τοῦ αὐτοῦ Σεργίου διακόνου τοῦ λεγομένου Ἀντιπισιδίας ἐνέβαλεν ἐν τῷ αὐτῷ Ῥωμαϊκῷ βιβλίῳ Θεόδωρος ὁ καλλίγραφος, ὅστις εἶχε τὸ ἐργαστήριον εἰς τὸν ἅγιον Ἰωαννοφωκᾶν. ταῦτα, δέσποτα, σὺν ἀληθείᾳ οἶδα γεγενῆσθαι

37) Georg. Hamart. S. 692, 5 ff. Muralt: preist die Toleranz der auswärtigen Fürsten und Völker gegenüber der kirchlichen Knechtschaft der Byzantiner. ὁμοῦ τε γὰρ ἑῴα καὶ ἑσπερία λῆξις τὸ εὐαγγελικὸν καὶ ἀποστολικὸν τοῦτο περιέπονται καὶ διατελοῦσι κήρυγμα καὶ οὔποτε ἐν ἄλλῃ ἐξουσίᾳ, ἔνθα χριστιανοὶ τὸ ἄθεσμον ἐκεῖνο καὶ παράνομον καὶ τῆς χριστιανῶν θεοσεβείας ἀλλότριον παραφυὲν καταλαμβάνεται θεοστυγὲς δόγμα, οὐδέ, ὅσον εἰς μνήμην ἀφῖχθαι τῶν πονηρῶν καὶ μυσαρῶν συνταγμάτων, ἀλλ' ἢ μόνον κατὰ τὴν δούλην ταύτην καὶ ἠνδραποδισμένην καὶ τὰ θεῖα κατ' ἐξουσίαν παίζουσαν ..... ἔνθα τὸ φίλαυτον, τὸ φίλαρχον, τὸ φιλήδονον, τὸ φιλόδοξον, ἡ πάντων καταθύμιος ἀπόλαυσις, τὸ πάντων ἐθέλειν ἄρχειν (Staatsomnipotenz) καὶ μηδὲ πρὸς αὐτοῦ θεοῦ ἄρχεσθαι (Unterordnung der Kirche unter den Staat) καὶ ἡ τῆς ἀνθρωπίνης δόξης ἢ μᾶλλον εἰπεῖν αἰσχύνης κτῆσις καὶ περιποίησις κτλ. Von Constantin Kopronymos sagt Nicephorus der Patriarch (Georg. Ham. S. 658, 7): οἷα δὲ πρὸς αὐτοὺς (τοὺς μοναχοὺς) τυραννίδα ἐπιὼν ὁ τύραννος ἔδρασε, τίς ἂν, ὡς ἔφην, ἀξίως διηγήσεται; τάς τε γὰρ παρὰ θεῷ ἐπηγγελμένας αὐτοῖς ὁμολογίας καὶ συνθήκας ἀθετεῖν ἐκβιαζόμενος καὶ ἱερὸν σχῆμα ἀπορρίψαντας, τὸ τῶν λαϊκῶν ὁ παρανόμος ἐνομοθέτησε (cf. S. 1012) μεταμφιέννυσθαι. τὰ δὲ εἰς δόξαν θεοῦ ἱδρυμένα μοναστήρια στρατιωτῶν οἰκητήρια καὶ ἱπποστάσια καὶ κοπρῶνας ὁ κοπρόνους καὶ κοπρώνυμος πεποίηκεν. εἶτα πρὸς τὸ τέλος τῶν κακῶν καὶ τοῦ θεοστυγοῦς αὐτοῦ βίου γενόμενος καὶ πυρετῶν ὀξυτήσεσι καὶ φλογώσεσι καταπιπράμενος τῆς ἐκδεξομένης αὐτὸν γεέννης προδήλως τὴν φλόγα προθεώμενος κατωπτρίζετο καὶ τοῦ ἀκοιμήτου σκώληκος τὰ δείγματα σύντονόν τε καὶ γεγονότερον ἐκβοῶν ἐνδελεχέστατα τῆς γεέννης ταῦτα τὰ προαύλια καὶ προοίμια. ταύταις καὶ τοσαύταις εὐπαθείαις ἐναναπαυσάμενος, ὑφ' ὧν δὴ καὶ ὁ Διοκλητιανὸς καὶ Μαξιμιανὸς συντελεσθῆναι ἀκούομεν, οὕτω κακῶς ἀπολλύμενος ὁ κακὸς καταστρέφει τὸν βίον, αἴσχιστόν τε καὶ κάκιστον ὁ ἄσπονδος τοῦ Χριστοῦ καὶ τῶν ἁγίων αὐτοῦ πάντων, ἐχθρὸς καὶ πολέμιος δυσμενέστατος. Ganz ähnlich klagt die vita S. Stephani iunioris (Analecta Graeca sive varia opuscula Graeca hactenus non edita, ex MSS. Codicibus ernerunt, Latine verterunt et notis illustrarunt Monachi Benedictini Congregationis Sancti Mauri. Tomus Primus. Paris 1688. S. 451, die latein. Uebersetzung auch bei L. Surius: de probatis Sanctorum vitis S. 636), aus welcher Stelle zugleich erhellt, dass während des Culturkampfs die Bundes- und Clientelstaaten des Romäerreichs wie jetzt Holland oder Oestreich den bedrängten Vertheidigern der Kirchenfreiheit als Zuflucht dienten. Stephanus räth seinen Freunden die Flucht dahin: τριῶν ὄντων τῶν καθ' ἡμᾶς μερῶν τῶν μὴ κοινωνησάντων ταύτῃ τῇ μιαρᾷ αἱρέσει, τούτοις προστρέχειν ὑμῖν συμβουλεύω. οὐ γὰρ ὑπολέλειπται ἄλλος τις τόπος, ὅστις ἐστὶν ὑπὸ τὴν ἐξουσίαν τοῦ δράκοντος, μὴ πειθαρχήσας αὐτοῦ τῇ κενοφωνίᾳ. τῶν δὲ φησάντων· καὶ ποῖ ἄρα ταῦτα τὰ μέρη, πάτερ; εὐθέως αὐτός· τὰ πρὸς τὸ ἄναντες τοῦ Εὐξείνου Πόντου, ἐπὶ τὴν τῆς Ζικχίας ἐπαρχίαν συγκείμενα ἀπό τε Βοσπόρου, Χερσῶνος, Νικόψεως (cfr. Constant. de adram. imp. 42) καὶ τὰ πρὸς τὴν Γότθιον κοίλην ἀπαντῶντα· εἶθ' οὕτως καὶ τὰ πρὸς τὸ Παρθενικὸν συγκείμενα πέλαγος, ἐν οἷς δὲ διαπλέεται ὁ νότιος κόλπος, ὡς ἐπὶ τῆς πρεσβυτέρας Ῥώμης τὸ κάταντες, ἥ τε Νικοπολιτῶν μητρόπολις καὶ ἡ Νεάπολις

Digitized by Google

jetzt die Kirche plötzlich völlige Trennung der geistlichen und der weltlichen Gewalt. Die Dogmen, schreibt Papst Gregor an Leo den Isaurier, sind nicht Sache des Kaisers, sondern der Bischöfe. Wie diese nicht in die bürgerlichen, so dürfen die Kaiser nicht in die kirchlichen Angelegenheiten eingreifen.[38]) Vergebens hatte der Kaiser nach Constantins Vorbild erklärt: „Ich bin Kaiser und Priester zugleich!“ Das waren veraltete Grundsätze. Noch schärfer spricht die neue Theorie gegenüber Leo dem Armenier Abt Theodor von Studion aus:[39]) O Kaiser! rüttle nicht an der kirchlichen Ordnung; sagt doch der Apostel: Es hat Gott etliche in der Kirche erstens zu Aposteln gesetzt, zweitens zu Propheten, drittens zu Hirten und Lehrern, aber nicht: zu Kaisern. Dir ist die Staatsverwaltung und das Kriegswesen übertragen; sorge dafür, und überlass die Kirche den Hirten und Lehrern nach Gottes Wort; willst Du aber auch diese nicht hören, noch in unsrem Glauben stehen, so werden wir auch, wenn ein Engel vom Himmel käme, nicht auf ihn hören, geschweige denn auf Dich, bloss einen Kaiser.

War momentan die Staatsgewalt stark genug, ihren Willen einfach durchzusetzen, so entfaltete sich auch hier die bekannte Priestertaktik des leidenden Gehorsams, welcher nur der Gewalt weicht. Ein charakteristisches Beispiel, wenn auch aus früherer Zeit, gibt der aufrichtige fromme, aber durchaus nicht knechtich gesinnte Johann der Mitleidsvolle. Der Patricius Nicetas, der Statthalter von Alexandrien, kommt zu ihm: „Das Reich ist im Gedränge und bedarf des Geldes.“ Der Erzbischof: „Ungerecht ist es, o Herr Patricius, die Güter, welche dem himmlischen König geopfert sind, dem irdischen zu schenken. Hast Du aber darauf irgend speculirt, dann merk' es Dir nur, der demüthige Johannes wird Dir keinen Heller geben. Doch sieh! unter meinem bescheidenen Bette liegt Christi Sparcasse (apotheca Christi). Mach, was Du willst.“ Sogleich lässt der Patricius durch drei Diener die schwere Geldkiste wegtransportiren, und Johannes hat es verstanden Gott und dem Kaiser zu gehorchen.[40])

τε καὶ τὰ ἕως τοῦ ποταμοῦ Τιβερίου Ῥώμης ευγκείμενα, ἐσθ' ὅτε καὶ τὰ κατιόντα τῆς Λυκίων ἐπαρχίας ἀπό τε Ευλαίου (al. Ευλλίου γρ. Ευλείου), Ευκῆς καὶ τὰ κατ' αὐτὴν τὴν Προποντίδα πλεόμενα, ἥ τε Κυπρίων νῆσος καὶ τὰ πρὸς ἀντικρὺ ἕως Τριπόλεως καὶ Τύρου καὶ Ἰόπης. τί δὲ χρὴ λέγειν περὶ τῶν προεδρων τοῦ τε Ῥώμης καὶ Ἀντιοχείας, Ἱεροσολύμων καὶ Ἀλεξανδρείας, οἵτινες οὐ μόνον ἀπεβδελύξαντο καὶ ἀνεθεμάτιζαν τὸ μυσαρὸν τῶν εἰκονοκαυστῶν δόγμα. ἀλλὰ καὶ ἐπιστολαῖς ετηλευτικαῖς οὐκ ἐπαύσαντο καθυβρίζοντες τὸν πρὸς τοῦτο ἐπινεύσαντα ἀεσβῆ βασιλέα, ἀποστάτην καὶ αἱρεσιάρχην αὐτὸν ἀποκαλοῦντες κτλ.

38) Mansi XII S. 968: οἶδας βασιλεῦ ὅτι τὰ δόγματα τῆς ἁγίας ἐκκλησίας οὐχὶ βασιλέων εἰσίν, ἀλλὰ τῶν ἀρχιερέων καὶ ἀσφαλῶς θέλουσι δογματίζεσθαι. διὰ τοῦτο οἱ ἀρχιερεῖς προετάχθησαν εἰς τὰς ἐκκλησίας ἀπέχοντες τῶν δημοσίων πραγμάτων. καὶ οἱ βασιλεῖς ὁμοίως ἀπέχεσθαι τῶν ἐκκλησιαστικῶν καὶ ἐχρεσθαι τῶν ἐγκεχειρισμένων αὐτοῖς. S. 978 (der zweite Brief Gregors): ἀκουσον τῆς ταπεινώσεως ἡμῶν, βασιλεῦ, καὶ παῦσον, ἀκολούθησον τῇ ἁγίᾳ ἐκκλησίᾳ καθὼς εὗρες καὶ παρέλαβες. οὐκ εἶσι τὰ δόγματα τῶν βασιλέων, ἀλλὰ τῶν ἀρχιερέων (ganz die einst so schwer verurtheilte Doctrin Donats des Grossen!), ὅτι ἡμεῖς νοῦν Χριστοῦ ἔχομεν. ἄλλη παίδευσις ἐπὶ τῶν ἐκκλησιαστικῶν διατεταμένων, καὶ ἄλλος νοῦς τῶν κοσμικῶν. εἰς τὰς διοικήσεις τοῦ κόσμου τὸν πολεμικὸν καὶ σκαιὸν νοῦν ὃν ἔχεις, καὶ πάχυν εἰς τὰς πνευματικὰς τῶν δογμάτων διοικήσεις ἔχειν οὐ δύνασαι. καὶ γράφω σοι τὰς διαφορὰς τοῦ παλατίου καὶ τῶν ἐκκλησιῶν τῶν βασιλέων καὶ τῶν ἀρχιερέων καὶ ἐπίγνωθι καὶ εὐθητι κτλ..... ὅπερ γὰρ οὐκ ἔχει ἐξουσίαν ὁ ἀρχιερεὺς ἐγκῦψαι εἰς τὸ παλάτιον καὶ προβαλέσθαι ἀξίας βασιλικάς, οὕτως οὔτε ὁ βασιλεὺς ἐγκῦψαι εἰς τὰς ἐκκλησίας καὶ ψήφους ποιήσασθαι εἰς τὸν κλῆρον οὔτε ἁγιάζειν καὶ χειρίζειν τὰ σύμβολα τῶν ἁγίων μυστηρίων, ἀλλ' οὔτε μεταλαμβάνειν χωρὶς ἱερέως, ἀλλ' ἕκαστος ἡμῶν ἐν ᾗ κλήσει ἐκλήθη ὑπὸ Θεοῦ ἐν ταύτῃ μενέτω.

39) Georg. Hamartol. ed. Müralt. S. 682. 24 ff.

40) Leontius Byz. in vita S. Ioannis Eleem. IV, 18. (Acta SS. Tom. II, Ianuarii, S. 502.)

Digitized by Google

Die Massregeln der Regierung sind uns nach ähnlichen Vorgängen neuern Datums verständlich und geläufig. Zuerst wird der opponirende Patriarch Germanus abgesetzt; der Kaiser bedurfte eines staatsfreundlichen Cultusministers. Den Papst suchte man durch Temporaliensperre mürbe zu machen, und als sich Gregor für unabhängig erklärte, hob die kaiserliche Regierung, ähnlich wie Joseph II., jedes Jurisdictionsrecht auswärtiger Geistlicher in ihren Unterthanenlanden auf. Alt- und Neu-Epirus, Illyricum, Macedonien, Thessalien, Achaia, Dacia ripensis und mediterranea, Moesien, Dardanien, Praevalia (mit der Metropole Skodra), welche bis dahin das römisch-apostolische Vicariat Thessalonike gebildet hatten, wurden dem Patriarchat von Constantinopel unterstellt.

Die Hauptstütze der Bilder waren die Mönche. Constantin, der Sohn Leos, „der scheusslichen Bestie scheusslichere Brut, der neue Achab und Herodes," führte daher einen förmlichen Säcularisationsplan aus. Die Klöster der Hauptstadt wurden geschleift oder, wie jetzt in Italien, in Kasernen umgewandelt. Michael Lachanodrakon, der Stratege des thrakischen Themas (der ehem. Provinz Asia) übertraf an empörender Rohheit selbst einen Aranda, Pombal und „die andern Freunde der heutigen Menschenliebe," um mit dem Biographen des P. Malagrida zu reden. Er liess alle Mönche und Nonnen aus seiner Statthalterschaft nach Ephesos zusammentreiben; dort wurde ihnen die Wahl gelassen, weltliche Kleidung zu nehmen und zu heirathen, oder geblendet und nach Cypern deportirt zu werden. Viele wählten das Letztere und wurden Märtyrer. Kaiser Constantin aber rief aus: „Siehe! nun habe ich gefunden den Mann nach meinem Herzen, welcher all meine Wünsche erfüllt." Natürlich wetteiferten in Folge der Allerhöchsten Ortes geschehenen Approbation auch die übrigen Statthalter „im blutigen Eifer für die Aufklärung". Für die Kunst war das ein eisernes Zeitalter, da die Heiligenbilder und auch alle Darstellungen der biblischen Geschichte aus den Kirchen entfernt wurden, wurden die Mauern, um sie nicht nackt zu lassen, mit Landschaftsbildern, mit Bäumen und Vögeln geschmückt oder, wie Hefele einen Ausdruck aus der Biographie des Abts Stephanus drastisch wiedergibt, „in ein Vogelkäfig und Obstmagazin umgewandelt".[41]) Natürlich verschwanden, wie bei der französischen Klosteraufhebung, mit den Bildern und Reliquien auch Bücher und Kostbarkeiten aller Art; denn wie sollten die rohen und unwissenden Soldaten einen Unterschied machen? Auch hier entwickelten ehemalige Mönche als Commissäre den grössten Eifer; ein gewesener Abt, Leo Kutzodactylos, liess Bibliotheken, Gebäulichkeiten, Fahrniss und Grundbesitz der Herren- und Frauenklöster öffentlich versteigern, und stellte den Erlös dem Fiscus zu. Endlich trat an Stelle der bisherigen Immunität die Besteuerung des unermesslich reichen Klerus und das Erforderniss der Reichsangehörigkeit bei den Geistlichen. Vor Kaiser Theophil wurden zwei fremde

41) Vita S. Stephani iunioris in Analecta Graeca Maurina T. I Paris. 1688 S. 453: τοῦ δὲ τυράννου τὸν σεβάσμιον ναὸν τῆς παναχράντου Θεοτόκου τὸν ἐν Βλαχέρναις κατορύξαντος, τὸν πρὶν κεκοσμημένον τοῖς διατοίχοις ὄντα ἀπό τε τῆς πρὸς ἡμᾶς τοῦ Θεοῦ συγκαταβάσεως ἕως θαυμάτων παντοίων καὶ μέχρι τῆς αὐτοῦ ἀναλήψεως καὶ τῆς τοῦ ἁγίου πνεύματος καθόδου διὰ εἰκονικῆς ἀναζωγραφήσεως. καὶ οὕτως τὰ τοῦ Χριστοῦ ἅπαντα μυστικὰ ἐξάραντος, ὑπωροφυλάκιον καὶ ὀρνεοκοπεῖον τὴν ἐκκλησίαν ἐποίησεν· δένδρα καὶ ὄρνεα παντοῖα, θηρία τε καὶ ἄλλα τινὰ ἐγκύκλια διὰ κισσοφύλων, γεράνων τε καὶ κορωνῶν καὶ ταώνων ταύτην περιμουσώσας, ἵν' εἴπω ἀληθῶς ἄκοσμον ἐδείξεν. καὶ εἰ κατηγορεῖν με τούτου τινὲς ὑπολαμβάνουσιν τοῦ αὐτοῦ φρονήματος, τουτονὶ τὸν ναὸν καταλαβόντες καὶ ἀληθῆ αὐτὰ εἶναι πιστεύσαντες, μετὰ τοῦ ἱεροφάλτου Δαβὶδ εἴπωσιν· ὁ Θεός, ἦλθοσαν ἔθνη εἰς τὴν κληρονομίαν σου. ἐμίαναν τὸν ναὸν τὸν ἅγιόν σου. ἔθεντο τὴν νοητὴν Ἱερουσαλὴμ τὴν ἐκκλησίαν σου εἰς ὑπωροφυλάκιον.

Digitized by Google

bilderfreundliche Mönche, Theophanes und Theodor, geführt. Sogleich fragte er: woher seid ihr? Aus Palästina. Warum dann verlasst ihr euer Land und kommt in das unsrige ohne euch den Gesetzen des Reiches zu fügen? Da die Mönche schwiegen, wurde ihnen das Indigenatsgesetz in byzantinischem Styl erläutert.[42]) — Die öffentliche Meinung stand in diesem Kampf durchaus auf Seite der Regierung. Natürlich ist unsere mönchische Literatur ganz in den Händen der enragirtesten Gegner; aber die hohe Weltgeistlichkeit förderte am eifrigsten die kaiserlichen Massregeln, so die Prinzen Theodosius, Erzbischof von Ephesus und Gregor von Syrakus und der gelehrte Patriarch Johannes, der freilich auch als zweiter Iannes, Apollonius und Nectanebos der Zauberei, des Dämonenumgangs und versuchten Selbstmordes von seinen Gegnern angeklagt ward. Das Heer war so entschieden bilderfeindlich, dass die Soldaten der kaiserlichen Leibwache 786 die von Irene in der Apostelkirche versammelte bilderfreundliche Synode auseinander sprengten. In den von Kaiser Constantin abgehaltenen Volksversammlungen zeigte die Menge eine ganz brutale Missstimmung gegen die Mönche; und Irene traute auch nach Entfernung der störrischen Leibwache der hauptstädtischen Bevölkerung so wenig, dass sie 787 die aufs neue berufene Synode nach Nicaea verlegte.

So erklärt es sich, dass der Staat einen 100jährigen Kampf ohne Ermattung ausbielt. Schliesslich gab er zwar nach, und die Kirche feiert bis heute jährlich mit grossem Geräusch ihre κυριακὴ τῆς ὀρθοδοξίας. Praktisch war aber gerade das Gegentheil eingetreten. Man gab den Bildercult und das ganze Klosterwesen wieder frei; aber mit eiserner Consequenz ward die Unterordnung der Kirche unter das Staatsgesetz durchgeführt. Die Peloponnesier hatten Befreiung vom Kriegsdienste gegen Erlegung einer Geldsteuer erlangt und gegen Stellung von 1000 gesattelten und gezäumten Pferden. Die gesammte Prälatur von dem Erzbischof zu Korinth bis zu den ärmsten Klöstern erscheint neben den weltlichen Grossen in der Steuertabelle und zwar die Erzbischöfe mit je vier Pferden als am höchsten besteuert.[43])

Der keineswegs bilderfeindliche Nicephorus I. liess durch eine Synode beschliessen, dass der Kaiser über dem Gesetze sei, und ihn also das nicht binde, wodurch die andern gebunden würden. Von allen geistlichen Anstalten trieb er die Häusersteuer ein. Noch energischer war 963 Kaiser Nicephorus Phokas, welcher einen besondern τόμος[44]), ein sehr scharfes Kirchengesetz erliess. Dasselbe verbot die Gütererwerbung der todten Hand, da es, wie er sagt, schändlich sei, wenn die Bischöfe den Besitz der Armuth verprassten, während die Soldaten Mangel litten. Die Ernennung der Bischöfe ward dem Kaiser re-

42) D. h. es wurde ihnen ein Dutzend jambischer Trimeter auf die Stirn gebrannt. Daher Θεοδώρος ὁ τραπτός. Uebrigens hat schon der robuste Glaube des Cardinals Baronius bescheidene Zweifel über diese abenteuerliche Erzählung gehegt. Annales T. VII ad ann. 835, 32 S. 891: Hactenus iambi numero duodenario conditi, ut mirum sit tot versus potuisse in hominis enarrari vultu.

43) Constantinus Porphyrog. de administrando imperio cp. 52. Ich gebe nur die geistlichen Posten:

ὁ μητροπολίτης Κορίνθου	ἱππάρια τέσσαρα
ὁ μητροπολίτης Πατρῶν	ἱππάρια τέσσαρα
οἱ ἐπίσκοποι πάντες τοῦ θέματος	ἀνὰ ἱππάρια δύο
τὰ βασιλικὰ καὶ πατριαρχικὰ μοναστήρια	ἀνὰ ἱππάρια δύο
τὰ τῶν ἀρχιεπισκόπων μητροπόλεων καὶ ἐπισκόπων μοναστήρια	ἀνὰ ἱππάρια δύο
τὰ ἄπορα μοναστήρια	συνδύο ἱππάριον ἕν.

44) Die Novelle bei Leo Diaconus ed. Hase S. 311 ff.

Digitized by Google

servirt und bei Todesfällen jeder Neuernannte auf ein mässiges Fixum gesetzt; dagegen flossen die grossen Einkünfte der bisherigen mensa episcopalis in die kaiserliche Casse ab. In dieser entschiedenen Constituirung des Grundsatzes, dass die Kirche als äussere Anstalt ganz unter der weltlichen Macht stehe, ist das byzantinische Kaiserthum der Vorläufer des modernen Culturstaates geworden.

Ueberschauen wir noch einmal den zurückgelegten Weg, um das Ergebniss in wenigen Schlusssätzen zusammenzufassen. Nichts liegt meiner Auffassung ferner, als eine „Rettung“ des Byzantinismus versuchen zu wollen. Weder die Politik, noch das Kirchenthum desselben sollten ins Schöne gezeichnet werden. Wohl aber glaube ich, es sei der Mühe werth, einer so eigenthümlichen Erscheinung in der Weltgeschichte gerecht zu werden und einer ernsten Frage der Zukunft ins Auge zu schauen. Zu Beidem liegt eine Aufforderung im Byzantinismus. Er ist lange Jahrhunderte hindurch eine Weltmacht gewesen, welche man hassen oder lieben kann, jedenfalls aber als solche anerkennen muss, und er ist noch immer ein Element der Gegenwart, mit dessen Entwicklung wir zu rechnen haben. Denn der osteuropäische Slavenstaat erhebt den Anspruch, das Erbe Ostroms auf Grundlage byzantinischer Cultur und byzantinischen Glaubens anzutreten, und wenn wir je mit vielen unsrer Zeitgenossen an eine sich vorbereitende Regeneration des Ostens glauben dürfen, dann würde es eine Frage von unberechenbarer Bedeutung werden, ob byzantinische Bildung oder abendländische Cultur zu dieser Aufgabe der Neubelebung berufen seien. (Bravo.)

Präsident Grumme: Wünscht einer der Herren zu dem eben gehörten Vortrage das Wort zu ergreifen? — Sie haben schon laut genug Ihren Beifall kund gegeben: ich spreche dem geehrten Vortragenden unsern wärmsten Dank aus.

Wir könnten nun, wenn es Ihnen erwünscht sein sollte, eine kleine Pause von 5 Minuten eintreten lassen.

Präsident Delbrück: Ich ertheile Herrn Dr. Glaser das Wort.

Dr. Glaser: **P. Vergilius Maros Ecloge II, IV und X theils launigen, theils parodischen Inhalts.** Verehrte, hochansehnliche Versammlung! Bei der Erklärung der Bucolica von Vergilius Maro scheint mir als bisheriger Ausgangspunkt zu sehr die Ansicht überwogen zu haben, dass man Vergil als einen schulmässigen Nachahmer Theokrits anzusehen und darum die grösste Zahl der Eclogen als sogenannte „Theokritstudien“ zu betrachten habe. Ich glaube, nach stattgehabtem näheren Studium Theokrits und Vergils, annehmen zu sollen, dass man bei jener Beurtheilung Vergils zu wenig erwog, dass die Eclogen in ihrer Gesammtheit einen praktischen Zweck haben und meist Gelegenheitsgedichte mit tendenziöser Färbung sind. Ecloge II, die Corydonidylle, die an den literarisch gebildeten Gönner Asinius Pollio gerichtet ist, scheint mir, nach genauer Erwägung, geradezu eine Parodie zu sein, ähnlich so Ecloge X; und, wenn sie dies wirklich waren, so fällt natürlich entschieden jedes Odium einer Nachahmung griechischen Modelles. Denn wo nun bei Vergil Verse aus Theokrit entlehnt oder nachgebildet erscheinen, da geschah es von Seiten des Dichters mit Absicht und mit dem Bewusstsein, dass der Empfänger und Leser des Gedichtes die Beziehung kannte. Die übrigen Eclogen, wie die IV., die I., die VI. enthalten gar keine Anklänge an griechische Vorbilder und die VIII. ist eine freie, von Pollio gewünschte, Bearbeitung der Theokrit'-

Digitized by Google

schen „Pharmacentrial", die also an Theokrit sich anlehnen musste. Und dies wäre dann etwa eine „Theokritstudie".

Alle diese Thatbestande wurden nun von den kritiklosen Grammatikern und Exegeten des Alterthums vielfach nicht gewusst oder verkannt, und so erzeugte sich nach und nach jenes Vorurtheil gegen Vergils Dichterselbständigkeit, das, in Folge jener falschen Beurtheilung der specifischen Natur der Eclogen, zu förmlicher Obtrectation sich ausbildete und ausspitzte und das, weil ein Exeget dem andern nachschrieb, bis auf unsre Tage vererbt wurde. Damit hing auch zusammen die Uebertreibung der „Allegorie" — jenes Feldes, das der gutmüthige und arglose Dichter freilich selbst gedüngt hatte und auf welchem im Alterthum und auch in neuerer Zeit der grösste Unfug getrieben und von jeher die übermässigste Ernte, oft zu Ungunsten Vergils, angestellt wurde. Was wurde und wird nicht alles in die Eclogen „hineingeheimnisst", seitdem der mantuanische Dichter einmal ein Haar darin fand, dass er zwei Dichterlinge — Bavius und Mävius in Ecl. III — mit Namen genannt und persifflirt hatte und seitdem er fortan vorsichtiger vorging und hier und da in den spätern Idyllen allegorischer Beziehung sich bediente! Schon im Alterthum grassierte unter den Erklärern ein förmliches „Allegorienfieber", das noch heutzutage mehr oder weniger bei den Commentatoren ansteckend zu wirken vermag.

Oft auch ging man in dem Statuieren nachgeahmter Stellen viel zu weit, wie beispielsweise Gebauer einen Zusammenhang annimmt in Ecl. I, 8 „Saepe tener nostris *ab* ovilibus imbuet agnus" mit Theokr. Id. I, 145

„καὶ ἀπ' Αἰτίλω ἰςχάδα τράγτος"

wegen der Correspondenz von ab mit ἀπό. — Ebenso meint derselbe, dass Ecl. III, 62 „Et me Phoebus amat" wegen der Conjunction „et" eine Nachbildung von Th. Id. V, 106 „καὶ ἁμῖν ἐστι κύων φιλοποίμνιος" sein müsse. Nun dann hätte auch Schiller, meiner Ansicht nach, entschieden den Theokrit und Vergil nachgeahmt, wenn er singt: „Auch ich bin in Arkadien geboren".

Denn bei einiger Mühe, nachgebildete Parallelstellen unter Dichtern zu suchen, würde man eine reiche Ernte halten können. So wäre beispielsweise in Ecl. I, 27 ff. das

Libertas quae sera, tamen respexit inertem
Respexit tamen et longo post tempore venit

eine Nachahmung bei Schiller in dessen Worten „Spät kommt Ihr, doch ihr kommt; der weite Weg ...."

So müsste auch die Bürger'sche „Leonore" ihren Ausruf

„Hin ist hin, verloren ist verloren"

aus dem Catull'schen Choliambus

Et quod vides perisse, perditum ducas

entlehnt haben. Oder das Shakespeare'sche Dictum Hamlets

That undiscovered country, from whose bourn
No traveller returns ....

wäre eine Copie von Catull III, 11

Qui nunc it per iter tenebricosum
Unde negant redire quemquam.

Oder den Versen Schillers

„Das Mägdlein sitzet an Ufers Grün,
Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht
Und sie seufzet hinaus in die finstere Nacht ...."

Digitized by Google

hätte Theokr. Id. XI, 17

. . . . καθεζόμενος δ' ἐπὶ πέτρας
Ὑψηλὰς ἐς πόντον ὁρᾶν ἄειδε τοιαῦτα . . . .

vorgeschwebt; geradeso wie jetzt bei Vielen Vergils Stelle Ecl. II, 4 u. 5

Tantum inter densas, umbrosa cacumina, fagos
Assidue veniebat. Ibi haec incondita solus
Montibus et silvis studio iactabat inani

als Nachahmung von Theokrit gilt.

Doch nun zur Hauptaufgabe! Warum scheint mir Ecloge II, die Corydonidylle, eine Parodie zu sein? — Schon Schaper hat, rücksichtlich dieser Ecloge, die Widersprüche der im Finstern tappenden alten Commentatoren gründlich nachgewiesen und gezeigt, wie diese, ohne einen Funken von Kritik anzuwenden, immer wieder den alten Klatsch der Vergil verläumdenden Obtrectatoren aufwärmen. Vielleicht war jener Jammer der allegorisierenden Alten daran schuld, dass nun Schaper, „jenes Tones satt", unter Aufgeben jeglicher Allegorieannahme, eine blösliche „Kunststudie" in dieser Ecloge glaubte finden zu müssen. Aber er scheint mir so auf ein anderes Extrem gekommen zu sein, das mir durchaus nicht haltbar erscheint. Er sagt nämlich, Vergils erster Versuch in der bucolischen Dichtung sei unmittelbar aus der Uebung im Uebersetzen der Theokrit'schen Idyllen hervorgegangen. Vergil habe nämlich hier zuerst sinnverwandte Verse und Strophen von einer unglücklichen Liebe zusammengestellt, wovon den Grundgedanken er hernach nach freier Disposition erweitert habe.

So wäre denn, nach solcher Ansicht, Ecloge II eine blösliche Schularbeit, die aus der Contamination verschiedener ähnlicher Gemüthsstimmungen und Situationen aus Theokrit'schen Idyllen zusammengetragen wurde.

Und Vergil, ein Römer, soll auf diese Weise ein in der Luft schwebendes, blasses, blutloses Abstractum einer unglücklichen Liebe, ohne concretes Object, haben geben wollen!? Und jener lebens- und stimmungsvolle Monolog Corydons soll also aus einer „puren Studie" nicht etwa eines Schulknaben, sondern eines 28jährigen, schon hohen Gönnern durch Jugendgedichte aller Art empfohlenen und längst bekannten Mannes sich entwickelt haben?! Es soll mithin die II. Ecloge jeglicher praktischen Beziehung baar und ledig, auch kein Gelegenheitsgedicht mit äusserer Veranlassung sein?! Das ist kaum zu glauben! Liebe ohne wirkliches Object ist ein nonsens, eine Seifenblase, ein Reiter ohne Pferd, ein Soldat ohne Waffen. Und ein an Realien gewöhnter, von sinnlichen Anschauungen vorzüglich ausgehender Dichter, wie Vergil, soll ohne factischen Gegenstand und zwar aus Büchern eine Liebe in abstracto sich construiert und aus einander ähnlichen Stellen, ganz ernsthaft, und nicht etwa parodisierend oder Pathos beabsichtigend, sich zusammengestoppelt haben?! Credat Iudaeus Apella! Schon Gebauer sagte darum mit gewissem Recht: „Einen Gegenstand, ein Wesen muss Corydon-Vergil geliebt haben; denn, ohne wirklich einen Knaben, und zwar grade jenen Alexis, zu lieben, konnte Vergil von einem Originale nicht derart abweichen". Den Knaben also von Fleisch und Blut und nicht jenes Phantom angenommen, betrachten wir einmal die bisher übliche Erklärung.

Diese Erklärung nämlich, davon ausgehend, dass Alexis ein von Vergil-Corydon geliebter Sclave gewesen sei, erscheint mir nicht haltbar, da nicht anzunehmen ist, dass

Digitized by Google

ein Sclave, bei einer so positiven Neigung für das Stadtleben und bei seiner Eingenommenheit gegen das Land, überhaupt eine derart in Ecloge II geschilderte Sprödigkeit und feinfühlige Laune in so emancipierter Weise auszusprechen gewagt haben sollte. Auch konnte Vergil nicht, mit entfernter Aussicht auf Erfolg, auf einen Niedrigstehenden die Verse dichten:

Huc ades, o formose puer, tibi lilia plenis
Ecce ferunt Nymphae calathis ....

Sodann ist auch die häufig imputierte sinnliche Liebe zu dem Knaben Alexis nirgends angedeutet und bemerkbar, wie sie allerdings in der im Ton nachgeahmten VII. Idylle Theokrits der Dichter Aratus zu einem Knaben gehegt haben muss; dagegen wird überall die ideale Seite des Landlebens und die dasselbe verherrlichende Dichtkunst — mea carmina in V. 6 — betont und wiederholt in V. 29—40 hervorgehoben. Es handelt sich also, nach meiner Ansicht, um einen höher stehenden Jüngling, um einen solchen, der vielleicht als eines oder einer Freigelassenen Sohn im Besitz einer edlen und gediegeneren Bildung war, der aber offenbar für das Stadtleben schwärmte und gegen den ungeschmeidigen Oeconomen Vergilius Maro aus Mantua sammt seinen pastoralen Gedichten — darauf bezüglich das nihil mea carmina curas — apathisch gestimmt war.

Freilich muss dann auch zugleich angenommen werden, dass dieser in städtischer Eleganz und in Wohlleben bei dem reichen Pollio aufgewachsene Knabe besonders auf das Aeussere, auf zarten weissen Teint und auf modisch schöne Kleidung Werth legte. Darauf bezieht sich V. 17

O formose puer, nimium ne crede colori:
Alba ligustra cadunt, vaccinia nigra leguntur.

Die scherzende Manier, in welcher Vergil hier argumentiert, zeigt schon einigermaassen, dass der Schalk dahinter steckt.

Alles dies sind nun Schwächen und Yorurtheile, die Vergil auf launige Weise in dieser II. Ecloge demselben, gleichsam als einem spröden „Geliebten" durch eine gewinnende Schilderung der besondern Reize und Schönheiten des Landes auszureden sucht. Die Komik und der Scherz leuchtet dabei namentlich hindurch in der Art und Weise, wie er die Liebesbethcuerungen des für die Galatea schwärmenden Theokrit'schen Cyklopen auf seinen Fall überträgt. Besonders am Schluss V. 69 ff. ist das

„Corydon Corydon quae te dementia cepit?"

als Nachbildung von „ὦ Κύκλωψ Κύκλωψ πᾷ τὰς φρένας ἐκπεπότασαι" von drastischer Wirkung und die Krone des Humors ist der Schlussvers

„invenies alium, si te hic fastidit, Alexim"

als Contérfei von Theokrits

Εὑρησεῖς Γαλάτειαν ἴσως καὶ καλλίον᾽ ἄλλαν.

Es ist mir darum mehr als wahrscheinlich, dass Ecloge II eine Parodie mit allegorischen Figuren ist, was weiter noch dadurch plausibel wird, dass sie ihr Sujet — eine unerwiederte Liebe — der VII. Idylle Theokrits entlehnt. Besagte Idylle ist nämlich durchaus launig und muthwillig gehalten und wurde desshalb wohl von Vergil als ein Modell leichter und humoristischer Dichtung geschätzt und behandelt. Der launige Ton zeigt sich nämlich in dem Gesange des Simichidas, besonders in der übermüthigen Manier

Digitized by Google

der Behandlung des Gottes Pan, von dem Simichidas unter Verheissungen und Drohungen die Gewährung der Wünsche des Dichters Aratus fordert V. 105—110.*)

Widersinnig wäre es nun, anzunehmen, dass Vergil ernsthaft gemeinte Motive und Stimmungen dorther entlehnt haben sollte, wo doch bei näherer Betrachtung fast aus jeder Zeile Humor und Heiterkeit uns entgegenweht. Noch die früheren Commentatoren und auch die jüngsten Herausgeber Vergils statuieren theils ausdrücklich, theils implicite diesen „Ernst" und meinen, dass Vergil aus Theokrit hier sich eine gewisse Erhabenheit der Diction und Gedanken entlehnt habe.

In der Theokrit-Idylle VII wird die Liebe des Dichters Aratus zu einem Knaben von Simichidas (Theokrit) besungen und launig carrikiert — ganz, meiner Idee nach, Corydon-Vergil in Ecloge II. Beidemal, bei Theokrit und Vergil, ist sodann Pan in Beziehung gebracht zu der Knabenliebe, die er dort zwischen dem Dichter Aratus und einem schönen Knaben vermitteln, hier, bei Alexis, durch musische Leistungen adeln und erheben solle. Ferner ist bei Aratus eine wirkliche Liebesleidenschaft gemeint, während Corydon-Vergil parodisch nachahmt und nicht eine wirkliche Liebesflamme hegt, sondern nur eine freundliche Zuneigung und das Bestreben, den Angehörigen des vornehmen Asinius Pollio für die Landfreuden und für die pastorale Dichtung empfänglich zu machen. Ja Vergil hebt gerade absichtlich — von V. 31 an — die künstlerische Seite Pans hervor, um Alexis zu zeigen, dass dieser Hirtengott mit der von ihm „erfundenen" Hirtenflöte ideal-dichterische Bestrebungen, die Alexis wahrscheinlich nur in den Städten zu finden glaubte, sehr wohl zu fördern verstehe. Die abschätzige Behandlung, die Vergil von dem vornehmen Knaben, gelegentlich seiner vielleicht wenig gewandten mündlichen Anpreisungen des Landlebens und der Hirtendichtung — Vergil soll etwas wortkarg und in Gesellschaft ungeschmeidig gewesen sein — erfahren hatte, gaben nun dem mildgesinnten, arglosen Dichter die Idee ein, seine bisher fehlgeschlagenen Bemühungen wie eine unglückliche Liebe parodisch zu behandeln, wozu ihm die Reminiscenzen aus der erwähnten Theokrit-Idylle passendes allegorisches Gewand boten, und bei dieser Gelegenheit noch einmal schriftlich-dichterisch einen „letzten Versuch" zur Gewinnung des spröden Jünglings für die Pastoraldichtung anzustellen.

Noch sei erwähnt, dass man den bisherigen Erklärern, welche eine ernstliche Leidenschaft Corydons statuieren, mit Recht die Frage vorlegen könnte, ob sie glauben, dass Vergil allen Ernstes eine wirkliche Liebesleidenschaft mit Worten des verliebten Cyklopen, wie sie aus den Theokrit-Idyllen 23 und 11 herübergenommen wurden, konnte adeln und empfehlen wollen. Schon diese kühle Erwägung hätte unsre Exegeten stutzig machen sollen!

Vielleicht ist das alte Thema des Gegensatzes von „Stadt- und Landleben", diese abgedroschene „alte Geschichte, die aber ewig neu" bleibt, Das gewesen, was von den alten und auch den neuern Commentatoren als zu trivial und gewöhnlich angesehen und desshalb von ihnen überschen wurde. Und doch ist dies in Ecl. II die Quintessenz, die sich durch das Ganze wie ein rother Faden hindurchzieht. — Man schuf lieber wieder neue, oft sehr künstliche Allegorien, als dass man die einfache und der Natur der Sache angemessene, oft höchst naheliegende Interpretation zulassen wollte. Besonders beging

*) S. Gevers „Ecl. X als Parodie" im Verdener Gymnasialprogr.

Digitized by Google

man den Fehler, dass man nicht erwog, dass die ganze Ecloge mehr auf Asinius Pollio berechnet ist, als auf Alexis. Letzterer ist eigentlich nicht Hauptfigur, wie bisher angenommen, sondern Nebenfigur, nur Folie, was ich glaube, dass es bei der Annahme einer in Ecloge II vorliegenden Parodie leicht sich von selbst ergiebt. Vergil dachte gar nicht an eine unlautere Knabenliebe oder überhaupt an eine eigentliche Liebe, er benutzte vielmehr die oppositionelle und der Pastoraldichtung abholde Stimmung eines Angehörigen der Familie des Asinius Pollio, um durch eine launige Fiction in anmuthender Weise das Landleben, die Landwirthschaft, die ja nun einmal Vergils Beruf war, und die damit in Verbindung stehende idyllische Dichtung bei Pollio und seiner Familie zu glorificieren. Dass ich in dieser Auffassung mich nicht täusche, geht auch schon einigermaassen aus der Thatsache hervor, dass diese Corydonidylle dem Pollio so sehr gefiel, dass er dies Vergil zu verstehen gab und ihn zur weiteren Dichtung bucolischer Lieder ermuthigte, wie wir dies in der der II. Ecloge auf dem Fusse folgende III. Ecloge aus den triumphierenden Worten

„Pollio amat nostram, quamvis est rustica, Musam"

entnehmen können. Auf diesen letzteren causalen Nexus hat man vielleicht bisher zu wenig geachtet.

Von den gleichen schlichten, kunstlosen Anschauungen und Principien, wie bei Ecloge II, glaube ich bei der Erklärung der IV. Ecloge ausgehen zu müssen. Auch die IV. Ecloge ist, meiner Ansicht nach, ein Gelegenheitsgedicht an Pollio launigen Inhalts, welches durch ein gewisses angenommenes ernstes Pathos doch erheiternd zu wirken geeignet sein sollte. Zu diesem grossartigen Pathos rechne ich gleich den Anfang der Ecloge „Sicilides Musae, paullo maiora canamus", sowie die Worte „magnus ab integro saeclorum nascitur ordo" und „iam nova progenies caelo demittitur alto" — alles pathetische, etwas überschwängliche Gedanken und Sätze, die bei dem sicherlich angenehm davon angemutheten Pollio schon ihr rechtes Maass und ihre rechte Würdigung zu finden getrost sein durften. Ebenso sind aufzufassen „Iam redit et Virgo", sowie „Teque adeo decus hoc aevi, te Consule, inibit" als colorierte Ausdrücke für den Gedanken eines Glückwunsches an Pollio wegen der Wiederherstellung des Friedens durch Effectuierung des von ihm vermittelten Brundusinischen Vergleichs. — Doch nun zu dem Inhalt der Ecloge IV! — Da in dem Gedichte selbst bekanntlich nicht ausdrücklich von einem neugebornen Sohne des Pollio die Rede ist, so wurde über die Identität jenes daselbst erwähnten Knaben Vieles und Verschiedenes vermuthet. Die bisherige Deutung auf Pollios Sohn wurde neuerdings von Schaper, Fritzsche und andern Gelehrten verlassen, indem sie sagen, wir müssten wegen des „nascenti" und des „demittitur" in V. 7—8 an einen noch kommenden, nicht an einen schon gebornen Knaben, in welchem Falle ja auch „nato" gesagt sein müsste, denken. Nun setzt Schaper V. 12 anstatt „Pollio", der Lesart aller Handschriften, das Wort „orbis" und räumt auf diese Weise gründlich wohl jede directe Beziehung auf Pollio hinweg, kann aber als Ersatz keine Anspielung auf Augustus dafür bieten, auf dessen Haus er, nach dem Vorgange Burmanns, der sich auf eine vage Andeutung des kritiklosen Servius stützte, alle jene prophetischen Andeutungen bezieht. Nach Schapers Ansicht wäre dann die Apostrophe „te consule" V. 3 und 11 zu einer Zeit an Octavianus gerichtet, wo dieser (27 v. Chr.) längst Augustus und Cäsar Quirinus war. Dann musste er aber von Vergil anders angeredet werden, etwa durch „te, Caesar" oder „Quirine auspice" und ähnliches, wie es auch schon in der nach Schapers

Digitized by Google

Ansicht doch drei Jahre früher, als Ecloge IV, verfassten Georgica vorkommt. Wie ganz anders im Tone lautet aber das derart früher Geschriebene, das wir in Georg. I, 25 finden:

> Tuque adeo, quem mox quae sint habitura deorum
> Concilia, incertum est, urbisne invisere, Caesar,
> Terrarumque velis curam et te maximus orbis
> Auctorem frugum tempestatumque potentem
> Accipiat . . .

Wen man also preist und verherrlicht, den kann man, zumal drei Jahre später, während welcher Frist die Majestät des zu Feiernden sich doch wahrlich nicht vermindert hat, nicht einfach mit „te consule“ begrüssen. Was die Hereinziehung des „goldnen Zeitalters“ in ein Glückwunschschreiben betrifft, so wird dies Thema als ein der Pastoraldichtung homogener Stoff absichtlich hier gewählt, da es wegen der allgemein bekannten sibyllinischen Weissagung zudem eigentlich sehr nahe lag. Man betone darum nicht die Majestät und Pracht, womit das Glück jenes bevorstehenden goldnen Zeitalters ausgemalt werde, wesshalb man annehmen müsse, dies Alles könne nur mit Rücksicht auf die Hohe Familie des Kaisers gesagt sein! Denn man lese doch nur einmal zwischen den Zeilen! Man frage sich bei dieser Ausmalung des goldnen Zeitalters, ob denn dies Alles so ernst zu nehmen sei. Man erwäge einmal, wie Viele es wohl waren, namentlich in den epikureisch gesinnten Hohen Cirkeln unsres Dichters, die wirklich und buchstäblich an die von der kumäischen Sibylle geweissagten „goldnen Zeiten“ glaubten? Wenn ich es offen bekennen soll, so halte ich auch diese Idylle für ein specifisches Gelegenheitsgedicht, worin in halb pathetisch-ernster, halb scherzender Weise Vergil seinem hochgestellten, in üppigem Reichthum lebenden Gönner Asinius Pollio zu einem Familienereignisse, der Geburt eines Sohnes, Glück wünscht. Es ist dabei die alte, fast bei allen Nationen sich vorfindende Sage von dem Schlaraffenleben eines vergangenen oder wieder bevorstehenden goldnen Zeitalters, welche Vergil an der Hand der sibyllinischen Prophetie in sein Gratulationsschreiben, dem er sinnreich die Gestalt einer Idylle gab, einzuverweben wusste. Mit absichtlicher Laune stellt dabei Vergil die Sache so dar, dass der „puer nascens“ gut bedacht sei, dass derselbe schon von der Wiege (cunabula Vers 23) an, also wohlgemerkt! noch im eisernen Zeitalter, die Ueppigkeit und Fülle des „goldnen Zeitalters“ zu geniessen habe — eine nette Anspielung offenbar auf die Behaglichkeit und den reichen Luxus der Asinius'schen Familie! Aber nicht nur reiche und süsse Nahrung, so heisst es V. 15—25, reichliche Milch, colocasia und amomum und schmeichelnde Blumen biete dem Knäblein schon die Wiege, sondern auch „errantes hederas“, was ich auf den Dichterruhm des Vaters hindeute. Also wiederum eine geschickte Schmeichelei, die aber nur auf Pollio sich beziehen kann! Als Emblem des Dichterruhms wird nämlich „hedera“ und zwar speciell auf Pollio angewendet Ecl. VIII, 13

> . . . . . atque hanc sine tempora circum
> Inter victrices hederam tibi serpere lauros.

Pollio ist das Alpha und Omega, in welchem unser Pastoraldichter mit allen Fasern seines dichterischen Wesens und Wirkens wurzelt, und auf welchen, als den Gönner und Befürworter der Pastoraldichtung, auch einzig und allein Vers 53 ff. der Ecloge sich beziehen können:

Digitized by Google

O mihi tam longae maneat pars ultima vitae,
Spiritus et quantum sat erit tua dicere facta:
Non me carminibus vincet nec Thracius Orpheus,
Nec Linus, huic mater quamvis atque huic pater adsit,
Orphei Calliopea, Lino formosus Apollo.
Pan etiam, Arcadia mecum si iudice certet
Pan etiam Arcadia dicat se iudice victum.

Solche Verse können nur einem Pollio zugedacht sein wegen ihres specifischen der Pastoralpoesie allein geltenden Gehaltes, was schon die Erwähnung des Orpheus, Linus und des Pan genügend andeutet. Sollten die Verse sich auf Cäsar Octavianus beziehen, so würde in Rücksicht auf die zu schreibende Aeneide Vergil nicht jene Sänger citieren, sondern andere dem Heldengedichte präsidierende Gottheiten. — Pollio ist eben eine eigenthümliche Persönlichkeit. Er ist wohl wackerer Kriegsmann, aber zugleich ausgesprochener Freund der Künste des Friedens, er führte in thatkräftiger Hand wohl den Degen, sprach aber dabei stets von den Segnungen des Friedens und von dem goldnen Zeitalter einer allgemeinen Abrüstung und Ruhe. Nur einem solchen Manne konnten derartige Lobpreisungen wie in V. 53 ff. gelten. Und mit dieser Annahme ist auch die Frage wegen der Abfassungszeit der IV. Ecloge beantwortet. Sie konnte nur 714 u. c. verfasst sein, wie dies früher schon allgemein angenommen war.

Deutungen, welche einen verborgenen Tiefsinn in dem Gedichte suchen, sind, meiner Ansicht nach, ferne zu halten. Selbst neuere Erklärer nämlich, wie Agresti in seinen „studii critici", haben sich durch den Vorgang der alten Exegeten verleiten lassen, gewisse mystische Anspielungen des Dichters aus der IV. Ecloge herauszufinden. Und doch ist bei nüchterner Betrachtung des Gedichtes eigentlich nichts mystisch oder auch nur mysteriös angelegt; die Gedanken des Dichters nehmen sich sogar ziemlich durchsichtig aus, wenn wir erwägen, dass derselbe die Uebergangsperiode aus dem letzten der Säkularmonde — dem eisernen Zeitalter — in den „goldnen Monat des Saturn" in ihrem äussern Verhalten zu dem heranwachsenden Knaben zu skizzieren sich bemüht, um nicht zu sagen sich abmüht. Denn es ist immer nicht grade leicht, eine unbekannte Zukunft in der Münze der Gegenwart zu berechnen und plausibel zu fixieren, dann aber musste Vergil im vorliegenden Falle den Text der kumäischen Prophetie, wie er im Bewusstsein der Leser existierte, möglichst beibehalten und darnach die bevorstehenden Geschicke des nascens puer construieren. Am nettesten ist dabei, wie wir oben sagten, dem Dichter V. 15—25 ausgefallen. Von da an verlässt unsern Dichter vorübergehend der Humor, weil er eben nicht gleich weiss, wie es während des Jünglingsalters des jungen Pollio einmal weiter gehen werde und wir sehen nun Vergil calculieren. So ganz, das fühlt er, ist ja dann das goldne Zeitalter des Friedens noch nicht da und Kriege werden eben immer noch geführt werden müssen. Denn V. 31

Pauca tamen suberunt priscae vestigia fraudis.

Von hier an verlässt der Dichter den Wortlaut der kumäischen Weissagung und dichtet sich auf eigne Hand hin einen Uebergang in die goldne Zeit des allgemeinen Friedens dem speciellen Falle seines Gelegenheitsgedichtes entsprechend. Erst mit Beendigung des „eisernen Zeitalters" und mit dem vollen Mannesalter werden endlich für den Knaben die Verheissungen der Sibylle wörtlich in Erfüllung gehen —

Digitized by Google

. . . . . omnis feret omnia tellus,
Non rastros patietur humus, non vinea falcem —

welches meiner Meinung nach die directen Textworte der Prophetie waren. — Nun folgt die Pointe des Gedichtes in der Anrede an den Knaben (V. 48 ff.)

Adgredere o magnos — aderit iam tempus — honores,
Cara deûm suboles, magnum Iovis incrementum!

Die nicht zu verkennende Majestät der Sprache, die in dieser Apostrophe und in der Schilderung des kommenden seligen Zeitalters herrscht, bezieht sich auf die Hoheit jenes zukünftigen Reiches selbst, in welchem der in Gemeinschaft mit Göttern und Heroen zu verkehren dereinst Berufene mit Recht eine „cara deûm suboles" genannt werden konnte. Das ganze Pathos der Stelle aber ist, meiner Ansicht nach, darauf berechnet, dass es bei Pollio schon ein granum salis finden würde und ohne Grund glaubt man, dass diese Stelle nur einem Descendenten des Augustus gelten könne.

Was soll man aber zu dem sagen, was Th. Plüss in unsre Ecloge „hineingeheimnisst" hat!? Der „puer" der Ecloge soll nämlich auf den Nachkommen eines Gottes als des Bringers des Friedens gedeutet werden und wäre etwa der Sohn des Bacchus, somit der Abkömmling des Zeus (Iovis incrementum), so dass also unsre Ecloge ähnlich wie die Daphniseclogе, die auf den Friedensspender Julius Cäsar (Bacchus) sich beziehe, als allegorische Huldigung an Octavian, den „puer" des Cäsar-Bacchus, betrachtet werden könnte. Gegen diese wohlausgedachte Allegorie spricht aber schon die einfache Erwägung, dass jener „puer" gar nicht Octavian sein kann, weil dieser puer ja noch in der Wiege (V. 23) liegt.

Ich hätte nun noch über die X. Ecloge als Parodie zu reden, werde aber durch die sehr vorgerückte Zeit ermahnt, hier abzubrechen. Vielleicht findet sich der eine oder andere publicistische Weg späterhin, auf dem ich meine Ideen darüber kundthun könnte.

Da die Zeit drängt, wird der Vortragende um den Schluss seines Vortrages vom Präsidenten ersucht.

Präsident Delbrück: Im Namen des Präsidiums spreche ich dem Vortragenden meinen Dank dafür aus, dass er sich der tyrannischen Bitte den Vortrag zu schliessen sofort gefügt hat. Mit Rücksicht auf die Zeit konnte nicht anders verfahren werden. Ich möchte vorschlagen, dass die Discussion der kritisch-exegetischen Section überwiesen wird.

Es folgen Mittheilungen betreffs der pädagogischen Section. Diese hält Morgensitzung in der Tonhalle um 8 Uhr. Auf die Tagesordnung ist noch gestellt: Grosse über griechische Extemporalien und Exercitien.

Emil Sommer in Edenkoben wünscht den Mitgliedern der Versammlung in der Weise ein Festgeschenk zu bieten, dass jedes Mitglied, welches seine Karte einschickt, von ihm ein Freiexemplar des Interpreten, L'interprète und The interpreter erhält.

Vorgelegt ist noch eine Schrift über deutsche Orthographie. In der vorigen Sitzung war noch eine Anzahl von Geschenken in verhältnissmässig geringer Anzahl ausgelegt. Die Herren, welche dieselben an sich genommen haben, werden gebeten, dieselben zurück zu bringen. Es werden noch Mittheilungen über die nächste Sitzung gemacht. Hierauf finden vorläufige Verhandlungen über den Sitz der nächsten Versammlung im Präsidialzimmer statt.

Digitized by Google

Dritte allgemeine Sitzung.

Mittwoch, den 2. October, Vormittags 10 Uhr 20 Minuten.

Vorsitzender Delbrück: Ich eröffne die Sitzung und ertheile Herrn Dr. Zacher aus Halle das Wort.

Dr. Zacher: Das Streben nach einer allseitigen Erfassung der antiken Cultur in allen ihren Manifestationen, das der classischen Philologie in diesem Jahrhundert ihr charakteristisches Gepräge aufgedrückt hat, und in der Vorliebe der heutigen Zeit für antiquarische und archäologische Untersuchungen einen besonders bezeichnenden Ausdruck gefunden hat, ist auf dem Gebiete des griechischen Dramas die Veranlassung geworden, dass zum Gegenstand besonders eifriger Untersuchung schon seit längerer Zeit die Frage gemacht worden ist, wie wir uns im Ganzen und Einzelnen die factische und praktische Darstellung dieser Dichtwerke zu denken haben. Und gewiss, da in des schaffenden Dichters Geiste mit der rein poetischen Idee jedesmal auch die musikalische und orchestische concipiert wurde, da jene Dichtwerke in weit höherem Grade als die entsprechenden unserer Zeit für die unmittelbare Wirkung auf den Anschauenden durch die engste Verbindung von Wort, Ton und mimisch-orchestischer Darstellung berechnet waren, so ist es offenbar, dass wir, um sowol jene Intention des Schaffenden als die Wirkung auf den Zuschauer in uns möglichst vollständig zu reproducieren, danach streben müssen, zu den handschriftlich uns überlieferten Texten auch die anderen parallelen Bestandtheile des gesamten musischen Kunstwerkes uns wenigstens annähernd zu vergegenwärtigen. Besonders wichtig und interessant, aber auch beim Mangel an sicherer Ueberlieferung und festen äusseren Kriterien besonders schwierig ist nun hier die Frage, wie die dem Chor, diesem uns überhaupt fremdartigsten Gebilde des antiken Dramas, zufallenden Partien der Dramen dargestellt worden sind. Gerade hierüber sind in letzter Zeit von den verschiedensten Seiten Forschungen angestellt worden, die mit solchem Eifer, und, wie es scheint, mit solchem Erfolg betrieben worden sind, dass einer der Hauptvertreter dieser Studien neuerdings das stolze Wort wagen konnte*): „Man sagt nicht zu viel mit der Behauptung, dass uns erst ein gründliches Eingehen in diese Studien den vollen Aufschluss über Kunstart und Compositionsweise der Sceniker gewähren kann. Wollen wir einen Blick in die Werkstatt des denkenden Dichters thun, so dürfen wir nicht verschmähen, zuvörderst in das Choregeion einzutreten."

Ob nun die neugierigen Forscher wirklich in das Choregeion eingetreten sind, oder ob sie nur durch die Fenster — und wer weiss was für Scheiben — hineingesehen haben: jedenfalls haben sie aus dem dort Erschauten ein stolzes Gebäude, oder vielmehr Modell jenes antiken Gebäudes errichtet, das zunächst einen höchst stattlichen und eleganten Anblick gewährt. Aber es geht dem Beschauer hiermit wie mit den architektonischen Wandmalereien in Pompeji: von ferne scheint sich eine reizende Perspective auf weithin gedehnte

*) Hense, Der Chor des Sophokles, S. 4.

Digitized by Google

Zimmerfluchten und Hallen zu eröffnen: der Näherkommende erkennt die schliessende Wand und den gemalten Trug; ja noch mehr: wenn er einigermassen zu sehen versteht, so sieht er auch, dass die gemalten Bauwerke in Wirklichkeit gar nicht bestehen könnten, da sie alles Fundamentes und Zusammenhanges entbehren.

Und ebenso scheint es mir im Wesentlichen mit den zu einem gleissenden System zusammengefügten Resultaten der modernen Forschung über den Vortrag des Chors zu stehen. Ich verkenne keineswegs, dass durch diese Forschungen für das Verständniss der alten Dichtwerke zum Theil Bedeutendes geleistet ist; ich achte durchaus das ernste wissenschaftliche Streben der Männer, die sich in neuerer Zeit mit diesen Fragen beschäftigt haben, mit denen ich zum Theil durch freundschaftliche Beziehungen verbunden bin: — trotzdem scheint es mir geboten, einmal die principielle Schwäche des Fundamentes, auf dem alle jene Ergebnisse ruhen, öffentlich darzulegen. Denn bisher ist nur vereinzelt Widerspruch laut geworden, der, weil er am einzelnen haftete, verhallte: jene Richtung dagegen ist geradezu zur Mode, ja fast zur Manie geworden. Meine Aufgabe kann hier natürlich nur die sein, die Principienfragen allgemein zu behandeln, das Eingehen auf Einzelheiten muss ich mir für einen anderen Ort und eine andere Gelegenheit vorbehalten.

Auch ist es nicht die gesammte Theorie der Chortechnik, gegen die sich meine Polemik richtet, sondern nur ein bestimmter Theil dieser Theorie, der aber in gewisser Weise der Angelpunkt derselben ist, da er zur Grundlage dient für eine Menge von Folgerungen der weittragendsten Art: nämlich die Ansicht, dass eine ganze Anzahl von Chorliedern von sämmtlichen einzelnen, im Solovortrag nach einander sich ablösenden Mitgliedern des Chors vorgetragen seien; eine Theorie, die, von G. Hermann ausgehend, bald im ersten Drittel unseres Jahrhunderts allgemeine Aufnahme fand, von Männern wie Boeckh und Lachmann im einzelnen durchgeführt, von Bamberger in ein System gebracht wurde; dann, nicht ohne Mitwirkung Heimsoeths, wieder bei Seite gelegt, in diesem Jahrzehnt eine glänzende Auferstehung gefeiert hat. Schon diese kurze historische Uebersicht und der Name der Männer, welche dieser Theorie Erfinder und Vorkämpfer waren, lassen erkennen, wie wichtig und schwierig die Frage, und wie schwer es ist, jene Theorie mit Erfolg zu bekämpfen. Die Schwierigkeit der Frage liegt begründet in ihrer Natur: denn von directen Zeugnissen aus dem Alterthum über Fragen dieser Art ist bekanntlich sehr wenig vorhanden, und auch dies zweifelhafter Auctorität: wie unsicher aber Schlüsse aus der Natur der uns überlieferten Texte auf ihren Vortrag sind, ist Niemandem unbekannt.

Wenn wir nun versuchen wollen, die Kriterien, auf die gestützt man Vortrag der einzelnen Choreuten nach einander annimmt, auf ihre Beweisfähigkeit hin zu prüfen, so ergibt sich eine dreifache Eintheilung nach der Art dieser Kriterien. Zuerst haben wir zu untersuchen: welche Beweise gibt es dafür, dass überhaupt einzelne Choreuten vorgetragen haben; zweitens: welche Beweise, dass mehrere Choreuten sich in ein Chorlied getheilt haben; drittens: welche Beweise, dass ein Chorlied unter sämmtliche nach einander singende Choreuten vertheilt war.

Dass der Chor keineswegs immer vollstimmig die ihm zufallenden Verse vorgetragen hat, ist durchaus sicher. Durch die Handschriften und Grammatiker ist uns freilich nur eine Theilnng in Halbchöre überliefert, doch gibt es sichere Kriterien, die

Digitized by Google

beweisen, dass theils kleinere Theile des Chors, also entweder στοῖχοι oder ζυγά, theils auch einzelne Choreuten aufgetreten sind, und es ist ein grober Fehler, den Heimsoeth gemacht hat, und durch den er das Gewicht seines sonst so vieles richtige enthaltenden Raisonnements sehr abgeschwächt hat, dass er dieses Factum unbedingt leugnet, und nur vollstimmigen Vortrag des ganzen Chors oder der Halbchöre gelten lassen will.

Directe Zeugnisse aus dem Alterthum für Vortrag einzelner Choreuten gibt es allerdings nicht, wenn nicht etwa als solches aufzufassen ist die in den Scholien und Handschriften der Lysistrate einigemale vorkommende Zutheilung von Chorpartien an einzelne (z. B. ὅλλη 696, ja sogar mit Namen genannte, ὄρα 256 = Δράκης), auf die jedoch nach dem Urtheil Arnoldts (Chor des Ar. s. 81. 125) kein Gewicht zu legen ist. Wol aber gibt es eine ganze Anzahl von Stellen, namentlich der Komödie, aus deren Inhalt und Charakter es hervorgeht, dass sie nur von einem einzelnen gesprochen sein können. Wie wenn Lys. 702 der Chor erzählt, er habe zum Hekatefest seinen Kindern einen Boeoteraal bereiten wollen, sei aber durch die Grenzsperre daran verhindert worden, oder ibid. 1026 eine vom Chor der Weiber einem vom Chor der Männer eine ἐμπίς vom Auge wegnimmt, oder in den Wespen 230 ff., 291 ff. ein Choreut mit seinem Jungen, der ihm die Lampe trägt, seine Not hat. Zweifelhafter ist die Parodos der Lysistrate, wo das φῦ φῦ ἰοὺ ἰοὺ τοῦ καπνοῦ auch Retrain des Gesammtchors sein kann. Doch scheint v. 313 ff.:

θώμεσθα δὴ τὸ φορτίον. φεῦ τοῦ καπνοῦ, βαβαιάξ.
τίς Εὐλλάβοιτ' ἂν τοῦ ξύλου τῶν ἐν Σάμῳ στρατητῶν;
ταυτί μὲν ἤδη τὴν ῥάχιν θλίβοντά μοι πέπαυται

von einem einzelnen gesagt, der durch einen anderen seiner Last entledigt wird. — Weit seltener sind die Kriterien für Auftreten einzelner Choreuten in der Tragödie. Das sicherste Zeugniss findet sich bekanntlich in Aeschylos Agamemnon 1344 ff., wo beim Erschallen der Hilferufe des tödtlich getroffenen Agamemnon der Chor erschrocken durcheinander fährt, sich berät, was zu thun sei, und jeder einzelne seine Meinung abgibt. Ein anderer Beweis für Vortrag eines einzelnen Choreuten scheint es, wenn der durch eigne Hand geblendete Oedipus den Chor (also wol den Chorführer) an der Stimme erkennt OR. 1325: οὐ γὰρ μὲ λήθεις, ἀλλὰ γιγνώσκω σαφῶς, καίπερ σκοτεινός, τήν γε σὴν αὐδὴν ὅμως.

Solche und ähnliche Stellen also erweisen unzweifelhaft, dass mitunter einzelne Choreuten sowol redeten als sangen. Schwieriger ist es, Anzeichen allgemeiner Natur für Vortrag einzelner Choreuten aufzufinden. Aus der Natur der Sache geht zunächst hervor, dass alle Partien des Chors, die nur gesprochen worden sind, also namentlich die Trimeter in den Epeisodien, nur von einem Einzelnen gesprochen worden sein können. Nach der allgemeinen Annahme ist dies der Koryphaios, in neuerer Zeit hat man sich bemüht, diese λέξεις unter den Koryphaios und die Parastaten zu vertheilen. Grösserem Zweifel sind andere Metra unterworfen, für die man in der Regel Parakataloge annimmt, als anapästische, jambische, trochäische Systeme und Tetrameter, und Dochmien. Die Frage scheint mir, namentlich was den Dochmius betrifft, noch keineswegs zum Austrag gebracht, und vor allem muss festgehalten werden, dass von all diesen Versarten der Gesang keineswegs ausgeschlossen ist; wie z. B. die Tetrameter in Ar. Pax 320, weil mit lebhafter Orchesis begleitet, nothwendig gesungen worden sein müssen. In wie

Digitized by Google

weit also durch die ῥῆσις παρὰ τὴν κροῦσιν solcher Metra Vortrag einzelner Choreuten bedingt werde, muss dahin gestellt bleiben. Noch viel zweifelhafter ist eine andere Annahme, die fast allgemein als sichere Voraussetzung verwendet wird, dass nämlich in den κομμοί oder ἀμοιβαῖα, also in den Partien, wo ein abwechselnder Vortrag des Chors und der Schauspieler stattfindet, Gesammtvortrag des Chors eo ipso ausgeschlossen sei und Vortrag einzelner Choreuten erfordert werde, weil, wie Bamberger p. 4 sich ausdrückt: „abhorret a simplicitatis studio, quo tantopere excelluerunt Graeci, universi chori concentus uni actori colloquio obstrepere". Das ist ein unbewiesenes Axiom, ein Geschmacksurtheil, über das ein Jeder seiner Meinung sein kann. Uns wenigstens in unseren Opern und Oratorien ist es etwas ganz Geläufiges, dass Arien und Chorgesänge mit einander wechseln, auf einander in Beziehung stehen, sich in mannigfachster Weise durchschlingen. Auch in dieser Frage ist auf die jedesmalige Situation Rücksicht zu nehmen: es gibt Amoibaia, die ihrer Natur nach nur zwischen zwei Einzelpersonen sattfinden können, da sie mehr den Charakter eines Gesprächs tragen, wie z. B. Soph. Trach. 880 ff., es gibt aber auch andere, in denen nicht der geringste Grund vorhanden ist, dem Chor vollstimmigen Gesang zu weigern. Dies ist z. B. der Fall im vierten Kommos des OC. 1447—99, in welchem das eigentliche Gespräch zwischen Oedipus und Antigone geführt wird, während der Chor sich in den ersten drei Strophen um das von jenen Gesagte gar nicht kümmert, erst in der zweiten Antistrophe aufmerksam wird, und nun auch seinerseits, und offenbar mit volltöniger Stimme, den Theseus herbeiruft.

Dies also sind die Kriterien, die man für Annahme von Vortrag einzelner Choreuten verwenden kann. Sie sehen, Kriterien von sehr verschiedenem, zum Theil sehr problematischem Werth. Es handelt sich nun zweitens um die Beweise dafür, dass in einem Chorikon mehrere einzelne Choreuten aufeinander gefolgt sind oder sich abgelöst haben. Das wird dann stattfinden, wenn zu den Kriterien für Vortrag einzelner Choreuten überhaupt andere hinzutreten, aus denen man entnehmen kann, dass die verschiedenen Theile eines Chorikon auch von verschiedenen Theilen des Chors vorgetragen sind, dass also an gewissen Stellen Personenwechsel stattfindet.

Für die Theilung des Chors fehlen directe Zeugnisse aus dem Alterthum nicht ganz. Häufig, freilich auch oft recht unverständig, findet sich in den Handschriften die Bezeichnung ΗΜΙΧ. Auch sonst wird von Scholiasten und Grammatikern häufig die Theilung des Chors in Halbchöre erwähnt. Ausserdem wissen wir, dass er in die Orchestra einzog κατὰ στοίχους, also in Gliedern von 5, resp. 4 oder 6 Mann, oder κατὰ ζυγά, in Gliedern von 3 resp. 4 Mann. Dies ist aber auch so ziemlich alles; wann wir im Einzelnen Theile des Chors anzusetzen haben, und was für welche, müssen wir aus der Natur des jedesmaligen Textes zu erschliessen suchen. Das sicherste Kriterium für Theilung des Chores überhaupt ist natürlich Rede und Gegenrede, oder Frage und Antwort. Von vornherein ist der Chor in die zwei feindlichen Halbchöre der Männer und Weiber getheilt in der Lysistrate, die überhaupt viel Anomalien zeigt; in Sophokles Aias theilt sich der Chor 814 in zwei Partien, um Aias zu suchen, die 866 wieder zusammentreffen. Durch Meinungsverschiedenheit theilt sich der Chor in Aesch. Suppl. 1053 ff. und in Aristoph. Acharn. 557 ff. Zweifelhafter schon ist es, wenn sich in den Reden des Chors Anreden, Ermahnungen, Befehle an den ganzen Chor oder Glieder desselben finden. Niemand freilich, der die Verse Ach. 280—83 liest:

Digitized by Google

οὗτος αὐτός ἐστιν, οὗτος.
βάλλε βάλλε βάλλε βάλλε.
παῖε πᾶς τὸν μιαρόν.
οὐ βαλεῖς; οὐ βαλεῖς;

wird sich der Empfindung erwehren können, dass hier mehrere Choreuten (oder doch Theile des Chors) sich gegenseitig anfeuern. Und dasselbe scheint nothwendig angenommen werden zu müssen bei folgenden Worten Vesp. 230 ff.:

Mach fort! Nur vorwärts! Komina, schon matt? Das mag sich ziemen!
Bei Gott, so warst Du nicht vordem, nein fest wie Hunderiemen;
Nun ist ja besser noch wie Du Charinades bei Wege!
Ei, Strymodor von Konthyle, mein lieber Gerichtscollege!,
Wo steckt denn noch Euergides? wo noch der Phlyer Chabes?
Wer sonst noch fehlt, kommt alle her, huch heissa, vollen Trabes!

Indessen dürfte doch häufig bei den in Chorliedern vorkommenden Anfeuerungen (vgl. Heimsoeth, Vortr. d. Ch. S. 45 ff.) die Annahme nicht abzuweisen sein, dass dieser Imperativ vom Chor an sich selbst gerichtet ist, wie es ja auch im gewöhnlichen Leben vorkommt, dass einzelne ohne einen zweiten neben sich zu haben, aufmunternde Ausrufungen brauchen, wie ἰδοῦ, εἶγα etc. Solche Aufforderungen scheinen namentlich in der threnetischen Poesie üblich gewesen zu sein, wie z. B. die Refrains αἰλινον αἰλινον εἰπέ bei Aeschylus Ag. 121. 139. 159 und das uralte ἔ λέγε, woraus meiner Ueberzeugung nach der ἔλεγος ebenso seinen Namen zog, wie unzählige andere Liedernamen, καλλίνικος, ἱππαιήων, παιάν, ἰόβαχχοι, διθύραμβος, λίνος, ἰάλεμος aus den Ausrufungen des Refrains entstanden sind. Dass aber jene Aufforderungen für das Gefühl des Griechen keineswegs nothwendig die Anwesenheit einer anderen Person ausser dem Singenden fordern, wie sie es allerdings wol ursprünglich gefordert haben, sondern vielmehr typisch geworden sind, und nun als von dem Singenden an sich selbst gerichtet aufgefasst werden, dürfte klar erhellen aus der Monodie der Elektra Eur. El. 112 ff. = 127 ff.: ἐύντειν', ὥρα, ποδὸς ὁρμάν· ὦ ἔμβα ἔμβα κατακλάουσα. ἰώ μοί μοι. 125: ἴθι τὸν αὐτὸν ἕτειρε γόον, ἄνατε πολύδακρυν ἀδονάν. 150: ἐὴ, δρύπτε κάρα. Diese Frage bedarf jedenfalls noch der Untersuchung. Jedoch zugestanden, dass häufig genug solche Anreden und Aufforderungen für Theilung des Chors allerdings beweisend sein mögen: — so folgen auf die bis jetzt erwähnten beiden sichereren Kriterien mehrere höchst unsichere, deswegen aber nicht minder gern angewandte.

Wechsel der Person glaubt man nämlich annehmen zu müssen namentlich in lebhaften, leidenschaftlich erregten Chorpartien, also besonders in κομμοί, die man ja, wie wir sahen, auch als den Hauptplatz für Einzelvortrag betrachtet; und man glaubt solchen Wechsel erwiesen zu sehen, wenn kurze Sätze ohne rechte syntaktische Verbindung aneinander gefügt sind, wenn sprungweis neue Gedanken folgen, neue Metra eintreten, auch nur überhaupt der Ton sich ändert, oder wenn ein und derselbe Gedanke mehrmals wiederholt wird, schliesslich, wenn in antistrophischer Entsprechung gleiche Kola sich scharf abheben. Ich leugne nicht, dass all diese Erscheinungen sehr wol mit Personenwechsel verbunden sein können, ich leugne aber, dass sie es müssen, dass man sich ihrer also als sicherer Kriterien dafür zu bedienen das Recht hat.

Ist es doch der Leidenschaft überhaupt eigenthümlich, dass sie, der längeren

Digitized by Google

zusammenhangenden Rede nicht mächtig, stossweise und kurz sich äussert, plötzlich von einem Gedanken auf den anderen überspringt. Und kann nicht auch ein und dieselbe Person, wenn sie über etwas reflectiert, was ihr Gemüth aufregt, plötzlich von einem Gedanken auf einen anderen übergehen, sich selbst unterbrechen, aus leidenschaftlichster Erregung in Schwermuth, aus Zorn in Sehnsucht verfallen? Man beachte nur, in welchen Sprüngen die Reden der Bühnenpersonen in Momenten der Leidenschaft sich bewegen, wie des Aias V. 349—409, des Philoktet V. 1133 ff., der Medea 990 ff. Dies ist so natürlich, dass man es wol in aller Poesie, die überhaupt eine Nachahmung der Natur anstrebt, wird finden können. Um aus unserer Litteratur einige Beispiele herauszugreifen, so verweise ich nur auf die Monologe in Schillers Wallenstein und Jungfrau von Orleans. Freilich der gedruckte Text unserer Dichter erleichtert den Lesern das Verständniss solcher Gedankensprünge durch Regiebemerkungen:

Bahnlos liegt's hinter mir, und eine Mauer
Aus meinen eignen Werken baut sich auf,
Die mir die Umkehr stürmend hemmt!
(Er bleibt tiefsinnig stehen.)
Strafbar erscheint' ich, und ich kann die Schuld,
Wie ich's versuchen mag, nicht von mir wälzen etc.

Oder in der Jungfrau von Orleans:

Darf ich's der keuschen Sonne nennen,
Und mich vernichtet nicht die Scham?
(Die Musik hinter der Scene geht in eine weichere, schmelzende Melodie über.)
Wehe, weh mir, welche Töne!
Wie verführen sie mein Ohr!
Jeder ruft mir seine Stimme,
Zaubert mir sein Bild hervor!
Dass der Sturm der Schlacht mich fasste etc.
(Nach einer Pause lebhafter:)
Sollt' ich ihn tödten, konnt' ich's, da ich ihm in's Auge sah?

Dieser Monolog ist zugleich ein schlagender Beweis dafür, dass Wechsel des Tones und des Metrums durchaus kein Kriterium für Wechsel der Person sein muss.

Und auch jene Wiederholung desselben Gedankens finden wir hier, die in antiken Chorgesängen als Zeichen von Personenwechsel angesehen wird. „Neque enim verisimile est, eadem a toto choro bis cani.“ Und hier singt dieselbe Person:

Wehe! Weh mir! Welche Töne!
Wie verführen sie mein Ohr!

und kurz darauf:

Diese Stimmen, diese Töne,
Wie umstricken sie mein Herz!

Und:

Sollt' ich ihn tödten? konnt' ich's, da ich ihm in's Auge sah?
. . . . . .
Warum musst' ich ihm in die Augen sehen?
Die Züge schaun des edlen Angesichts?

Ich erinnere ferner an Stellen aus Goethes Faust, wie:

Im Elend! verzweifelnd! erbärmlich auf der Erde lange verirrt und nun gefangen! . . . .
Gefangen! im unwiderbringlichen Elend!

Digitized by Google

Gerade der Leidenschaft ist es eigen, von dem Gegenstande, der das Herz erfüllt, immer und immer wieder zu reden. Deshalb sind solche Wiederholungen gerade eine Eigenthümlichkeit der Dichtung der subjectiven Leidenschaft, der Lyrik. Daher die öftere Wiederholung derselben Strophen, wie in Goethes „Meine Ruh' ist hin“ und „O neige, du schmerzensreiche“, daher der Refrain. Und in noch ausgedehnterem Grade hat sich bekanntlich die Musik, diese eigentlichste Darstellung der Empfindung und Leidenschaft, jener Technik der Wiederholung bemächtigt: hier ist die Wiederholung zum System ausgebildet: jede angeschlagene Melodie muss durchgearbeitet werden, zu ihrem Rechte kommen, sich ausleben. In Verbindung mit dem Texte zeigt diese Technik der Wiederholung ja jede Oper, jedes Oratorium, in Arien und Chören. Aber nicht nur in unserer Lyrik und Musik spielt die Wiederholung eine grosse Rolle, sie thut es fast in jeder Poesie, sie thut es vor allem in der Volkspoesie. Bekannt, und schon von Bamberger erwähnt, ist der Parallelismus der hebräischen Poesie; aber ganz Aehnliches zeigt die Sprache der indischen Dichtung, der vedischen sowol als der epischen, zeigt die finnische Volkspoesie im Kalewala, zeigt namentlich die eigenthümliche Sprache der altgermenischen Allitterationsdichtung, die sich in Parallelismen, Pleonasmen, Tautologien nicht genug thuen kann:

Dann war der Methsaal am Morgen darnach,
Wann der Tag erglänzte, beträuft mit Blut,
Mit Blut überflossen, die Bankdielen all,
Die Halle mit Heerschweiss: ich hatte der Holden minder,
Der theuern Tapfern, die der Tod mir geraubt. (Beowulf V. 484 ff.)

Trefflich redet über diesen Charakter der altgermanischen Dichtersprache W. Scherer: „Derjenige unter den anderen Schriftstellern, der zuerst die Leidenschaft ihren eigenen Dialekt sprechen liess, Rousseau, drückt sich darüber so aus: „Die Leidenschaft, voll von ihr selber, ist mehr redselig als beredt. Das Herz, voll von einer überströmenden Empfindung, wiederholt immer dasselbe und wird nie fertig es zu sagen, wie eine sprudelnde Quelle, die unaufhörlich fliesst und sich nimmer erschöpft.“ Das ist nur halb richtig. Die Leidenschaft ist allerdings keiner Befriedigung fähig: alles Erreichte wird ihr nur Vorstufe zu neuem Erreichbarem sein. Sie wird daher nie fertig mit dem was sie anstrebt: aber sie strebt immer nur auf einen Punkt hin, und was nicht dieser ist, das lässt sie bei Seite; sie ist insofern sparsam. Der Redselige hat vielerlei zu sagen; der von Leidenschaft Ergriffene sagt nur eins, dies aber oft und wiederholt.“

Und diese abgerissene monotone tautologische Sprache der Leidenschaft redet auch im griech. Drama nicht nur der Chor, sondern auch der tragische Held. Wiederholung derselben Gedanken, ja derselben Worte ist geradezu eine Eigenthümlichkeit des Stils der Monodien. Eine seltsame unbewusste Selbstironie ist es, dass Bamberger (Opusc. p. 18) selbst auf den genauen Parallelismus aufmerksam macht, in dem die ersten Strophen der vor dem Atridenhause schaudernden Kassandra in Aeschylos' Agamemnon sich entsprechen. Und so sehen wir dasselbe Motiv wiederholt in Strophe und Antistrophe α′ des Monologs des Philoktet 1051 ff., und zwar mit bewusster Kunst wiederholt, wie die ebenso kunstvoll beabsichtigte Antithese von Strophe und Antistrophe β′ beweist: so sehen wir in Sophokles Elektra 121 ff. die Heldin fortwährend in denselben Klagen sich ergehen: und wenn nun hier der Chor darauf antwortend in allen seinen Partien den Gedanken variiert: „Höre auf immer und stets um den Vater zu klagen und dadurch

Digitized by Google

deine traurige Lage noch zu verschlimmern“ — warum soll ihm nicht gestattet sein, was der Elektra? Warum soll bei ihm dies ein Zeichen sein, dass verschiedne Choreuten die verschiednen Partien singen? Oder wie kann man in folgendem Gespräch in Soph. Trach. 875 einen sicheren Beweis für Vertheilung unter verschiedne Choreuten sehen, wo die Amme zunächst mit etwas verhüllten Worten den Tod der Deianira meldet:

βέβηκε Δηιάνειρα τὴν πανυστάτην
ὁδὸν ἁπασῶν ἓξ ἀκινήτου ποδός,

worauf der Chor noch zweifelnd fragt:

οὐ δή ποθ' ὡς θανοῦσα;

und sie bestätigt:

πάντ' ἀκήκοας,

er aber noch einmal dringender seine Frage wiederholt:

τέθνηκεν ἡ τάλαινα;

um zum zweitenmale die Bestätigung zu hören:

δεύτερον κλύεις —

wenn man sich daran erinnert, wie häufig in der griechischen Tragödie gerade diese Wiederholung der Frage bei etwas unerwartet Gemeldetem ist, bei dem der Hörende gewissermassen seinen Ohren nicht traut, und deshalb um sich zu vergewissern noch einmal fragt?

Und ebensowenig sicher, wie die bisher betrachteten, ist schliesslich das letzte Kriterium, welches man ins Feld zu führen pflegt. Allerdings scheint es nicht zufällig sein zu können, wenn Strophe und Antistrophe des Chors in genau gleiche, durch Metrum, Interpunction, Gedanken getrennte Kommata zerfallen. Es drängt sich fast von selbst die Vermuthung auf, dass diese so augenfällige Gliederung des Textes auch durch die Art des Vortrages und der orchestischen Darstellung müsse markiert worden sein. Kommen nun noch die vorher beleuchteten Gründe dazu, Aufgeregtheit und Abgerissenheit des Inhalts, oder Wiederholung derselben Gedanken, so scheint dies mit Nothwendigkeit zur Annahme von Personenwechsel zu zwingen. Ich verkenne die Gewichtigkeit dieser Argumente nicht. Jedoch bedenke man, dass alle jenen anderen Kriterien schon als höchst unsicher erwiesen sind, und nun halte man dazu die Thatsache, dass gerade in Kommoi, in denen vor allem jene Entsprechung gleicher Kommata in den Chorpartien stattfindet, — dass gerade hier in der Regel nicht nur die Strophen des Chors, sondern auch die sich entsprechenden Partien einer und derselben Bühnenperson ausserordentlich häufig in solche genau respondierende Theile scharf zerschnitten sind. So zerfällt Strophe und Antistrophe der Antigone in dem Kommos 839 ff. in je drei genau entsprechende Theile, ebenso die Strophen der Sophokleischen Elektra 129 ∼ 145 und 201 ∼ 221, der Euripideischen V. 112 ∼ 127, V. 140 ∼ 157; je zwei Theile hat Strophe und Antistrophe des Aias V. 394 ff. Und ich könnte noch viele Beispiele dafür anführen. Sie sehen: ein Beweis für Personenwechsel ist dies Zerfallen in gleiche Kommata nicht.

Ich habe versucht, möglichst objectiv die für und gegen die Ansetzung mehrerer einzelner Choreuten sprechenden Indicien darzulegen. Sie haben, wie ich hoffe, daraus ersehen, wie sehr unsicher dieselben sind, und dass man, von sehr wenigen Fällen abgesehen, über eine mehr oder weniger wahrscheinliche Vermuthung nicht hinauskommen kann. Und trotzdem finden Sie in den Werken, welche dies Thema behandeln, ganz

Digitized by Google

genau angegeben, wie an jeder Stelle die χορικά vorgetragen sind, ob vom ganzen Chor oder von Halbchören, ob vom Koryphaios oder den Parastaten, ob von 3 oder 5, oder, si dis placet, 12 oder 15 Choreuten nach einander. Was gibt diese Zuversicht? auf welches sichere Kriterium gestützt kann man solch Wagniss unternehmen?

Dies Kriterium, m. H., ist die Zahl! Spielt die Zahl ja doch überhaupt jetzt auf dem Gebiet der Wissenschaft eine Rolle wie kaum zu den Zeiten des Pythagoras. Und wer wollte den Werth der Zahl als Beweismittel für die Wissenschaft, auch abgesehen von der statistischen Methode, bezweifeln? Allerdings, es ist in vieler Hinsicht richtig, dass Zahlen beweisen. Um aber aus der Zahl der Chorkommata auf die Zahl der einzeln sprechenden Choreuten schliessen zu können, dazu gehört doch noch eine ganze Anzahl von Voraussetzungen, die erst bewiesen sein müssen, eben jene Voraussetzungen, deren sehr zweifelhafte Natur sich uns im Vorigen ergeben hat. Und dies gilt namentlich von der Vertheilung eines χορικόν unter sämmtliche einzelne Choreuten.

Den Ausgangspunkt für diese Annahme gab jene bekannte Stelle in Aeschylus Agamemnon, wo die den Chor bildenden Greise bei den aus dem Hause erschallenden Hilferufen sich berathen, was zu thun sei. Dass hier eine ganze Anzahl von Choreuten sprechen, ist sicher, dass alle zu Worte kommen, nicht unwahrscheinlich (obwol schon hier die Unsicherheit beginnt, da man sowol 12 als 15 Choreuten herausbringen kann). Hiermit verband man die durch bestimmte Zeugnisse belegte Thatsache, dass der Einzug des Chors nicht immer in Form eines geschlossnen Rechtecks stattfand, sondern auch mitunter καθ' ἕνα ἑποιοῦντο τὴν πάροδον, wie Pollux sagt. Und hierfür glaubte man in einer der uns erhaltenen Tragödien ein sicheres Beispiel zu haben. Denn im βίος Αἰσχύλου wird erzählt, seine Eumeniden hätten deswegen einen so besondren Schrecken im Publicum hervorgerufen, weil er sie σποράδην habe auftreten lassen. Und deshalb hat man das erste χορικόν in den Eumeniden geglaubt unter sämmtliche Einzelchoreuten vertheilen zu müssen. Jedoch — ganz abgesehen davon, dass jene Nachricht sich offenbar nur auf das zweite χορικόν beziehen kann, wo die Eumeniden, Jagdhunden gleich der Spur des Orestes folgend, die Bühne betreten — folgt aus dem Einzelauftreten der Choreuten doch keineswegs, dass sie auch das ganze Chorlied einzeln gesungen haben müssen, und eben so wenig ist aus jener Nachricht zu schliessen, dass alle Choreuten einzeln hätten auftreten und singen müssen.

Die Voraussetzungen also, von denen ausgehend man Einzelvortrag sämmtlicher Choreuten annahm, sind nicht gerade der Art, um als allgemeine und sichere Grundlage dienen zu können. Trotzdem dehnte man diese Art der Vertheilung bald auf immer mehr Chorlieder aus und glaubte einen sicheren Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme darin zu finden, dass die Zahl der einzelnen vom Chor vorgetragenen Kommata mit der Zahl der Choreuten übereinstimmte, also namentlich wenn sich 12 oder 15 oder 24 Kommata ergaben. Ja man glaubte noch weiter gehen zu können und zu der Schlussfolgerung berechtigt zu sein, dass, wenn beispielsweise von 15 Kommata je 5 in engerer Beziehung zu einander ständen, der Chor κατὰ στοίχους aufgestellt sei, wenn je 3, κατὰ ζυγά: — und so baute man noch viel mehr Folgerungen eben auf jene Vertheilung unter sämmtliche Choreuten.

Nun wird zwar zunächst das Gefühl eines jeden unbefangen Urtheilenden sich

Digitized by Google

gegen die Annahme sträuben, dass der griechische Sinn für Schönheit und Harmonie anders als ganz ausnahmsweise eine so wunderliche und unschöne Art des Vortrags zugelassen habe, dass ein ganzes Chorlied in lauter einzelne Stückchen zerpflückt würde, von denen jedes wieder von einem anderen vorgetragen sei. Doch vor solchen Geschmacksurtheilen muss man sich um so mehr hüten, je öfter die starke Verschiedenheit des griechischen ästhetischen Geschmacks von dem unseren auf den verschiedensten Gebieten schon sich durch unzweifelhafte Beispiele erwiesen hat. Wir haben nur nüchtern und objectiv die Kriterien zu prüfen, welche jene Annahme zulassen oder stützen. Und da würde es allerdings zu ihren Gunsten schwer in die Wagschale fallen, wenn wirklich in all jenen Chorliedern, die man an einzelne Choreuten vertheilt, die Zahl der Kommata mit der Zahl der Choreuten übereinstimmte. Aber es sind bei dieser Vertheilung zwei üble Fehler gemacht worden.

Erstens geht man dabei von dem Grundsatz aus, dass stets jeder Choreut nur ein Komma erhalte und nur einmal zum Worte komme. Nur dem Koryphaios wird allenfalls mehr eingeräumt. Man hat G. Hermann in neuerer Zeit scharf getadelt, dass er von jenem Principe abgewichen sei und in seinen Diathesen öfter einen Choreuten mehr als einmal sprechen lasse. Aber dies ist eine petitio principii, von einer Voraussetzung ausgehend, die weder beweisbar ist, noch überhaupt wahrscheinlich. Denn warum soll nicht nach irgend einem symmetrischen Verhältniss der eine oder der andere Chorent mehr als einmal zum Worte gekommen sein? Zu welchen Wunderlichkeiten die Durchführung jenes Principes führt, beweist u. a. die seltsame Behandlung, welche die Parodos von Aristophanes Wespen durch Arnoldt erfahren, indem er das Gespräch, das nur zwischen einem Choreuten und seinem Jungen stattfinden kann, unter drei Heliasten und drei Jungen vertheilt.

Und dies führt uns auf den anderen grossen Fehler, der die ganze Arbeit des Zählens meist illusorisch macht, auf die grosse Willkürlichkeit, mit der die Kommata, die den einzelnen Choreuten zukommen sollen, bestimmt werden, mit der zusammenhangende Gedankenreihen zerpflückt, zusammenhangendes Gespräch, das in Frage und Antwort ruhig zwischen zwei Personen sich bewegt, unter mehrere vertheilt wird, oder erst durch kritische Kunststücke, durch Einschieben von Versen, durch Athetesen, durch Emendationen die nöthige Anzahl von Kommata beschafft wird. Beispiele hierfür sind fast eben so zahlreich als Chordiathesen, doch ist dieser Ort nicht geeignet dazu, in diese Details einzugehen. Einzelnes der Art findet sich in Recensionen zerstreut: eine ausführlichere Darstellung speciell dieses Punktes behalte ich mir auf eine andere Gelegenheit vor.

Zu diesen Fehlern also in den Chordiathesen kommen jene Bedenken hinzu, denen, wie ich vorher zu erweisen gesucht habe, die Kriterien unterliegen, die für den Vortrag einzelner Choreuten und die Theilung des Chors überhaupt vorhanden sind. Sie sehen: das Resultat ist ein rein negatives: weitaus in den meisten Fällen sind wir durchaus nicht im Stande, uns ein einigermassen klares Bild vom Vortrag des Chores zu machen. So betrübend dies Resultat ist, so zwingt uns unser wissenschaftliches Gewissen, es auszusprechen; denn es ist der deutschen Philologie nicht würdig, ein unsicheres, wenn auch glänzendes Phantasiegebilde mit dem trügerischen Schimmer wissenschaftlicher exacter Forschung zu bekleiden.

Digitized by Google

Darauf ertheilt der Vorsitzende das Wort Herrn Professor Osthoff aus Heidelberg zu einem Vortrag über das physiologische und psychologische Moment in der sprachlichen Formenbildung und ihr gegenseitiges Verhältniss. Der wesentliche Inhalt des Vortrages, welcher gesondert erscheinen wird, war der folgende:

Es ist die Absicht des Vortragenden, Interesse zu erwecken für zwei Grundsätze der neueren Sprachwissenschaft. Ersteus: Der historische Lautwandel des formalen Sprachstoffs vollzieht sich innerhalb derselben zeitlichen und örtlichen Begrenztheit nach ausnahmslos wirkenden Gesetzen (physiologisches Moment). Zweitens: Alle Unregelmässigkeiten der Lautentwickelung sind nur scheinbar solche. Sie beruhen darauf, dass die Wirkungen der physiologischen Gesetze Durchkreuzung erfahren von dem psychologischen Triebe, demgemäss auf Sprachformen im Momente ihres Gesprochenwerdens andere Sprachformen mittelst der Ideenassociation lautverändernd einwirken. Um das Verhältniss klar zu stellen führt Redner zwei Beispiele vor, ein deutsches und ein griechisches. Der germanische Laut *h*, vordem *ch*, welcher aus indogermanischem *k* entstanden ist, hat beständig nur noch den Lautwerth des Spiritus asper, aber im Auslaut stehend behauptet er seinen alten Lautwerth, sodass wir *hoch*, aber *höher* sprechen. In Gemässheit desselben Gesetzes muss aus althochdeutsch *rôch* neuhochdeutsch *rauch* werden. Diese lautgesetzlich entstandene Form liegt bekanntlich in der Sprache Luthers (Esau war *rauch* von Fell) noch vor, jetzt noch in *Rauchwaaren*. Wenn wir heute *rauh* sagen, so darf das nicht so angesehn werden, als erleide jenes Gesetz eine Ausnahme, vielmehr ist dies nhd. *rauh* auf psychologischem Wege herbeigeführt worden, indem das alte *rauch* beeinflusst worden ist durch flectierte Formen wie *rauher, rauhe, rauhes*. Im Griechischen wird εα zu η (τένεα = τένη). Mithin ist Σωκράτη die strikt lautgesetzliche Accusativform. Die Form Σωκράτην ist anderer Art, nicht von einem Lautgesetz zu Stande gebracht. Die Ideenassociation hat dies Wort in die Analogie von Worten von Φιλοκτήτης, Σπαρτιάτης herangerückt. Man pflegt solche Formen bald als Formübertragungen, bald als Analogiebildungen, bald als Associationsbildungen zu bezeichnen. Der Terminus „falsche Analogiebildung" ist verwerflich, weil er mit der Sache ein nicht zu rechtfertigendes Odium verbindet. Die Alten hatten für eine bestimmte Art solcher Entgleisungen den Ausdruck „Metaplasmen".

Redner geht nun zunächst zur Begründung des erstgenannten Gesetzes über, für dessen Richtigkeit sich zwar kein induktiver Beweis erbringen lasse, das aber durch Wahrscheinlichkeitsgründe genügend gestützt werden kann. Er weist betreffs der strikten ausnahmslosen Geltung der Lautgesetze auf Beobachtungen an der modernen Sprachentwickelung im Gegensatz zur antiken (die romanischen, germanischen, slawischen Grammatiker waren die ersten, welche die absolute Bindlichkeit der Lautgesetze statuierten), und besonders auf das Verner'sche Lautverschiebungsgesetz (im XXIII. Bande von Kuhns Zeitschrift für vergl. Sprachforschung) hin, wodurch es gelungen sei eine Lauterscheinung als durchgreifend zu erweisen, von der man früher Ausnahmen annehmen zu müssen glaubte.

Bei der Formenbildung unter Einfluss psychologischer Momente muss der Versuch einer systematischen Eintheilung aller einschlägigen Fälle gemacht werden. Wir haben es entweder mit einer Association durch stoffliche oder mit einer Association durch formale Ausgleichung zu thun. Im ersteren Falle ist die Gemeinsamkeit des Wortstoffes das Agens, wie in *rauh* statt *rauch*, *Schuh* statt *Schuch*, *wir starben* statt *wir sturben*, *er*

Digitized by Google

fliegt statt *er flieget* u. s. w., im letzteren der gleiche functionale Werth der Formen, so in Σωκράτην von einem Nomen auf -ης, das in Anbetracht der Nominativendung sowol nach der dritten als nach der ersten Declination gehen kann. Dahin gehört die grosse Menge der Metaplasmen, Heteroklisien und aller Uebergänge aus einer Declination oder Conjugation in die andere. Zum Belege folgt eine grosse Zahl neuhochdeutscher und griechischer Beispiele. Bisweilen wirkten beide Arten der Ausgleichungen in einem Worte und schufen z. B. aus dem einen Verbum *stellen* die beiden Composita *bestellen* und *bestallen*. Bei *bestellte* (Präteritum) nämlich und *bestellt* (Participium) als Neubildungen statt *bestalte*, *bestalt* mochte sowol einfach das Präsens *bestelle*, *bestellen* stofflich ausgleichend wirken, als auch das Verhältniss von *loben*, *lobte* u. a. als Factor der formalen Ausgleichung gedacht werden kann.

Ausser der bisher behandelten totalen Ausgleichung gibt es auch noch eine partielle, nach deren Verschiedenheit von der totalen man die oder eine Unterabtheilung machen könnte. Ein Beispiel der partiellen formalen Ausgleichung ist die vermeintliche Contraction von χρυσέα in χρυσᾶ. Da sonst εα in η übergeht, hier aber in α, so hat die Analogie von Formen wie καλά eingewirkt. Indess ist die Quantität des Vocals gewahrt worden, die Ausgleichung demnach nicht total vollzogen.

Der Vortrag erfreute sich des ungetheilten Beifalls der Zuhörer. Eine Debatte darüber verbot die vorgerückte Stunde.

Nach einer Pause von fünf Minuten erhält das Wort Herr Prof. Weissenborn aus Erfurt.

Herr Prof. Weissenborn: Seit beinahe 4 Jahren besteht in der preussischen Provinz Sachsen eine historische Kommission, deren Vorsitzender Prof. Dümmler in Halle ist und welche aus einem vom Provinziallandtage bewilligten Fonds die Publikation von Urkunden und Quellenschriften zur Geschichte der einzelnen Landestheile, sowie die Beschreibung ihrer Kunstdenkmäler nach einem gemeinsamen Plane, endlich Ausgrabung und Ankauf von Alterthümern für ein Provinzial-Museum in Halle unterstützt. In derselben sitzen auch Vertreter der 5 alterthumsforschenden Vereine in der Provinz (des thüringisch-sächsischen in Halle, des altmärkischen, Magdeburgischen, Erfurtischen und des Harzvereins in Wernigerode). Diese Kommission hat mein Anerbieten, die Studenten- und Fakultäts-Matrikeln der uralten Universität Erfurt herauszugeben, gebilligt und den Druck der Acta Universitatis Erfordiensis bis 1607 aus dem Universitätsfonds zu unterstützen verheissen. Als ich mir nun schon brieflich von dem verehrten Präsidium das Wort zu einer kurzen Ansprache an die 33. Versammlung der Philologen und Schulmänner erbat, war es mein Wunsch, das Zusammentreffen so vieler wissenschaftlicher Männer — von denen so mancher grössere öffentliche Bibliotheken oder bedeutende und werthvolle Büchersammlungen von Privaten zu durchmustern Gelegenheit und Veranlassung schon gehabt hat, oder in den nächsten Jahren noch haben wird, dazu zu benutzen, dass ich Sie bäte,

> mir Auskunft zu ertheilen oder Erkundigungen einziehen zu helfen, wo sich noch Fakultäts- und Statutenbücher aus den beiden ersten Jahrhunderten der alten Universität Erfurt (gegründet 1392, bis zur Mitte des 16ten Jahrhunderts in hoher Blüthe, aufgehoben durch Kabinetsordre vom 24. Sept. 1816) finden möchten?

Auf der Erfurter königl. (ehemals von Boineburgischen Universitäts-) Bibliothek, deren Verwaltung mir übertragen ist, sind noch vorhanden 5 Bände der Studenten-Matrikel

Digitized by Google

(von 1392—1800), deren erster auch Verzeichnisse der älteren Doktoren in den 3 höheren Fakultäten und der Magistri in Artibus der ersten Jahrhunderte enthält, ausserdem auf der Erfurter Magistrats-Bibliothek ist das Dekanats- und das Statutenbuch der medizinischen Fakultät, doch nicht das Verzeichniss der Baccalaurei und Doktoren der Medizin. In Berlin ist die Matricula Bacalariorum et Magistrorum der philosophischen Fakultät. Dagegen fehlt uns noch und ist anderswohin verschleppt das theologische und juristische Fakultätsbuch und das vollständige Verzeichniss der in den höheren Fakultäten promovirten Baccalaurei Licentiati und Doctores, endlich aber auch die Studenten-Matrikel von 1801—16.

Noch sei es gestattet, eine geschäftliche Mittheilung hinzuzufügen, zur Berichtigung eines Missverständnisses, welches dem Bureau verschiedene vergebliche Nachfragen wegen meiner Festschrift über „Amplonius Ratingk und seine Stiftung, Erfurt 1878“ verursacht hat. Ich hatte nur ein Exemplar dieser kleinen Schrift dem Präsidium übergeben als Geschenk an die Versammlung, welches nach dem alten Herkommen dieser Wanderversammlungen der Gymnasialbibliothek des Versammlungsortes zu Theil werden sollte. Ich habe diese kleine Schrift im Namen der Erfurter königl. Bibliothek, welche an dem Programmentausche Theil nimmt, den Gymnasien und Realschulen als Gegengabe angeboten und 200 Exemplare an Teubner gesandt, so viele bestellt waren. Ich will aber gern, so weit der Vorrath reicht, ein Exemplar an diejenigen senden, welche ein Interesse an dem Schicksale dieses ehrenwerthen Gründers eines Kollegiums für 15 Studenten (1412) und einer Bibliothek von Handschriften nehmen, welche noch jetzt oft von Gelehrten benutzt werden. Ich ersuche daher diejenigen Herren, welche ein Exemplar dieser Schrift zugesandt haben wollen, ihren Namen, Titel und Wohnort, sowie Angabe der Buchhandlung ihres Wohnorts, durch welche sie dieselben zu beziehen wünschen, auf einem Bogen zu bemerken, damit ich es ihnen von Erfurt aus zusenden kann. (Nachträgliche Bemerkung des Verfassers: Wer die Schrift nicht erhalten haben sollte, möge ihm dies durch Postkarte anzeigen.)

Nach einigen kleineren geschäftlichen Mittheilungen bemerkt der Vorsitzende:

Aus Herford ist ein Schreiben eingelaufen, in welchem gewünscht wird, die Versammlung möge auf eine Veränderung der neu eingeführten Ferienordnung hinwirken, durch welche die Gymnasiallehrer Westphalens verhindert werden, an unseren Versammlungen theilzunehmen. So bedauerlich auch nun diese Thatsache ist, scheint es doch nicht räthlich, den Versuch einer Einwirkung auf die preussische Regierung zu machen, da dieser Versuch schwerlich Erfolg haben würde. Wir schlagen vor, in diesem Sinne zu antworten. Ferner ist ein Schreiben aus Wiesbaden von dem Präsidenten der vorigen Versammlung eingelaufen, worin er die Versammlung bittet, dahin zu wirken, dass die Aufmerksamkeit der Schuldirektoren gerichtet werde auf das Nationaldenkmal auf dem Niederwald, zu dem der Kaiser selbst den Grundstein gelegt, um durch Sammlungen die erhebliche Summe zu schaffen, die noch zur Vollendung des Denkmals nöthig ist. Wir sind der Meinung, dass ein bindender Beschluss nicht gefasst werden könne, sondern schlagen vor: Die Philologenversammlung legt den Direktoren der höheren Unterrichtsanstalten ans Herz zu erwägen, ob solche Sammlungen angebracht und ins Werk zu setzen sind.

Nach einigen weiteren geschäftlichen Mittheilungen wird die Versammlung geschlossen.

Digitized by Google

Vierte allgemeine Sitzung.

Donnerstag, den 3. October, Vormittags 8 Uhr.

Präsident Grumme ertheilt das Wort Herrn Dr. Lewy aus Berlin zu folgendem Vortrag:

Ueber die Spuren des griechischen und römischen Alterthums im talmudischen Schriftthum. Die Grundlage der talmudischen Literatur, in der Spuren des griechischen und römischen Alterthums hier nachgewiesen werden sollen, bildet die Halacha „der Gang, die Führung, der Brauch", d. h. die herkömmliche Art der Ausübung der religiösen und rechtlichen Bestimmungen der Tora, wie sie besonders im nachexilischen Judenthum unter dem Einflusse und der Leitung der Soferim, der „Schriftkundigen", nach den verschiedenen Anschauungen und Anforderungen der Zeiten, den Verhältnissen und Bedürfnissen des Lebens, dem Bildungsgrad und der Culturstufe der Bevölkerung und je nach der politischen Selbstständigkeit oder Abhängigkeit des Landes allmählich im Laufe der Jahrhunderte nach mannigfachen Kämpfen und Parteistreitigkeiten sich gestaltete und ausbildete, bis sie, im Allgemeinen zur festen unverbrüchlichen Norm für das praktische Leben erhoben, von den Schulhäuptern und sonstigen Lehrern gesetzlich fixirt und als Mischna oder richtiger Mischnasammlungen, — von שנה „wiederholen, auswendig lernen" —, mündlich überliefert und dem Gedächtniss anvertraut wurde. Von diesen Sammlungen besitzen wir jetzt die vom Patriarchen R. Jehuda etwa zwischen 205—215 nach üblicher Zeitrechnung zum Abschluss gebrachte, dann allgemein rezipirte und darum schlechthin also genannte Mischna, und die wahrscheinlich von R. Chija nicht lange nach der Redaktion der Mischna verfasste, später aber wohl im Anschluss an dieselbe überarbeitete, nur als Supplement erachtete und darum also bezeichnete „Tosifta".

Die durch das Leben geheiligte, von der Schule überkommene Mischna gesellte sich solchergestalt zur Tora als eine zweite, die mündliche Lehre, תורה שבעל פה, und wurde von ihr zum grossen Theil nicht sowohl auf geschichtlichem, als auf exegetischem Wege abgeleitet. Nach bestimmten Interpretationsregeln, sprachlichen Worterklärungen und gedanklichen Auffassungen wurde die Tora im besten Glauben gemäss den Bestimmungen der Halacha erläutert, und es entwickelte sich somit der Midrasch „die Deutung", die halachische Interpretationsweise, wie sie uns besonders in den Werken der Mechilta, Sifra und Sifre zum zweiten, dritten, vierten und fünften Buche der Tora vorliegt.

In ähnlicher Weise, wie der gesetzliche Theil der Tora, wurden auch die andern biblischen Abschnitte nach den herrschenden Anschauungen, Zuständen und Begebenheiten der Gegenwart erklärt, in den öffentlichen, an die gottesdienstlichen Vorlesungen aus der heiligen Schrift sich anschliessenden Vorträgen homiletisch, nicht selten allegorisch verwerthet, wobei der Gesichtspunkt leitend war, dass die ganze Zukunft, die Geschichte der Menschheit in der heiligen Schrift verhüllt enthalten sei, und dass ihre Worte einen mannigfachen Sinn nicht nur zulassen, sondern auch wirklich haben. Neben der Halacha entfaltete sich somit die Haggada, wie sie sich zum Theil in den letztgenannten älteren Midraschwerken in kurzer, einfacher Form, dann in den späteren, noch bis in das

Digitized by Google

12. Jahrhundert sich erstreckenden, fast ausschliesslich der Haggada gewidmeten Midraschim in mehr combinirter, künstlich verschlungener Fassung sich findet. Dia Haggada schloss sich aber nicht immer als eigentlicher Midrasch an die Bibel an, sondern wurde auch gelegentlich in Verbindung mit der Halacha, oder selbstständig in besonderen Traktaten und Schriften ethischen[1]) und geschichtlichen Inhalts behandelt, wie z. B. in der Mischna Abot, Abot d'R. Natan, Derech Arez und Seder Olam, und wurden haggadische Sammlungen ausnahmsweise schon frühzeitig auch schriftlich angelegt.

Die als Norm und Gesetz gültigen, in kurzer, gedrungener Sprache abgefassten Bestimmungen der gewissermassen den Mittelpunkt des Studiums bildenden Mischna bedurften aber alsbald einer näheren Erläuterung, einer eingehenden Erörterung, einer sorgfältigen Ergänzung, — zumal bei genauerem Vergleichen mit anderen Halachasammlungen Einzelnes hinzuzufügen war, manche Abweichung sich zeigte, manche Schwierigkeit hervortrat, und zuweilen in der Mischna selbst Widersprüche zu sein schienen, die eine Lösung verlangten, öfter auch neue Fragen auftauchten, die erledigt werden sollten — und es erhoben und gestalteten sich die beiden Talmude: in Palästina, in Galiläa, bis gegen Ende des vierten Jahrhunderts der palästinänsische, oder, wie er sonst genannt wird, der Jerusalemische, und im Lande der Parther bis etwa zum 6ten Jahrhundert der babylonische.

Ausser dieser Literatur, die allgemein mit der talmudischen bezeichnet wird, weil später der Schwerpunkt auf den Talmud gelegt wurde, ist, wenn wir von Targumim, den aramäischen Bibelübersetzungen, und Masora, den Regeln und Bemerkungen über die Rechtschreibung des überlieferten Bibeltextes, absehen, oder besser dieselben hinzufügen, kein anderer Literaturzweig aus den talmudischen Lehrstätten dieser Zeit, die lediglich den religiösen Interessen dienen sollten, auf uns gekommen. Mögen die einzelnen Lehrer noch andere wissenschaftliche Disziplinen mit Eifer gepflegt, mit Erfolg gefördert haben, mag es ferner ausserhalb der Schulen der Gesetzeslehrer noch andere Kreise, wie z. B. der der öfter erwähnten, zuweilen zu Rathe gezogenen Aerzte, gegeben haben, die mit anderen, so zu nennenden profanen Wissenschaften sich befassten, immerhin besitzen wir jetzt wenigstens kein einziges Werk von den damaligen talmudischen Lehrhäusern, das einer anderen wissenschaftlichen Doktrin gewidmet wäre, und werden Aussprüche und Bemerkungen aus anderen Lehrfächern nur zerstreut in Anwendung auf eine Halacha oder gelegentlich nebenbei angeführt. Kaum wird eine Schrift von sonstigem speziell wissenschaftlichem Inhalt im Talmud deutlich genannt, und bestimmte technische Bezeichnungen für anderweitige wissenschaftliche Disziplinen treffen wir nur selten an. An dem Orte, wo das umfangreiche Wissen des R. Jochanan b. Zackaï[2]), wozu vielleicht auch die Naturkunde gehörte, rühmlich hervorgehoben wird, wie auch Abot 3, 18 findet sich die Benennung: תקופות ונימטריאות[3]), etwa Astronomie und Messkunst, Mathematik, und

1) b. Nidda 69ᵇ werden דברי דרך ארץ den דברי אגדה gegenübergestellt, und könnte es demnach wie nach b. Berachot 22ᵃ scheinen, dass die הלכות דרך ארץ einen Bestandtheil für sich bildeten. cf. Trakt. Kalla ed. Coron. fol. 15ᵇ; bei der gewöhnlichen Aufzählung von talmudischen Lehrgegenständen wurden jedoch die הלכות דרך ארץ nicht besonders aufgeführt und scheinen sie damals in das Gebiet der Halacha gehört zu haben.

2) b. Sucka 28ᵃ. Vgl. Trakt. Soferim 16. 8. 9

3) Cf. חשבון גימטריא j. Terumot 5, 3.

Digitized by Google

im bab. Talmud Schabbat 75ᵃ wird die Kenntniss der חקוקות ומחלות[4]), vom Umlauf der Sonne und der Planeten anempfohlen, weil durch sie die Grösse und Allmacht Gottes in der Schöpfung erkannt werde. Ausser dem Buche Sirach, den Evangelien und judenchristlichen Schriften, die wohl auch unter der Bezeichnung: ספרים חיצונים[5]) zu begreifen sind, den nur ein Mal genannten, wie es etwa scheint, einen ähnlichen Inhalt behandelnden Büchern der Versammlungsstätte בני אבידן[6]), den mit Abscheu genannten Zauberbüchern, ספרי קיסמין[7]), den nur zwei, nach einer anderen, weniger richtigen Leseart drei Mal erwähnten, mit dem dunkeln Worte: המהרוס[8]) bezeichneten Büchern, worunter Einige die Homerischen Gesänge verstanden, und den nur ein Mal erwähnten, ganz unbekannten, aber wahrscheinlich apokryphischen Büchern des בן לענה[9]), oder wie eine andere Leseart lautet, בן חגלה[10]), ausser diesen Büchern also dürfte der Name eines bestimmten Werkes kaum noch im Talmud anzutreffen sein[11]), obwohl noch andere Schriften jedenfalls bekannt waren, wie es aus den Worten des j. Talmud: „Wenn aber Jemand die Bücher המהרס und alle später geschriebenen liest, ist es, als wenn er einen Brief läse", ersichtlich ist. In der Tos. Ab. Zara (c. I) findet sich noch die Ausdrucksweise ספר יווני „griechisches Buch", wofür wir im j. Talm. (Sota 9, 15.) schlechtweg יווניות „griechisch" und im b. Talmud (Menachot 99ᵇ) חכמת יוונית „griechische Weisheit, griechisches Wissen" lesen. Die Stelle in der Tosifta lautet: R. Josua wurde gefragt, ob Jemand seinen Sohn in einem griechischen Buche unterweisen lassen dürfe, und er erwiederte darauf: Es geschehe zu einer Zeit, die weder Tag noch Nacht ist, denn es heisst ja (Jos. I, 8.): „Ueber das Buch der Tora sollst du sinnen Tag und Nacht".[12]) Die Beschäftigung mit profaner Literatur, die der j. Talmud a. a. O. für unschuldig und harmlos erklärt, scheint demnach nicht zu allen Zeiten von Allen gebilligt worden zu sein, und R. Eliezer (Berachot 28ᵇ) ermahnte einst seine Schüler, für die damalige Zeit wohl nicht ohne Grund, dass sie ihre Söhne von der Lectüre fern halten, und dieselben dem Schosse der Gesetzeslehrer zuführen mögen. Die Mischna ferner berichtet (Sota 9, 14.), dass es nach dem Kriege des Titus[13]), oder besser nach Grätz (Geschichte d. Jud. Bd. 4. Not. 14.) des Quietus, verboten wurde, die Söhne in der griechischen Sprache unterrichten zu lassen.

Dieses Verbot scheint aber keine allgemeine Geltung erlangt zu haben[14]); denn abgesehen von einer dem Patriarchen-Hause des R. Gamliel ob dessen Beziehungen zur

4) Cf. b. Erubin 56ᵃ. 5) Synhedrin 10, 1. 6) B. Schabbat 116ᵃ.

7) Tos. Chullin c. 2. b. das. 13ᵃ. j. Ma'aserot 3, 10.

8) Jadajim 4, 6. j. Shynhed. 10, 1 und b. Chullin 60ᵇ nach Aruch s. v. — Cf. dagegen En Jaakob z. St. Jalkut II, Remez 13.

9) J. das.

10) Kohelet Rabba zu 12, 12. Diese Stelle ist dem jerus. Talm. entlehnt, und müsste hiernach lauten: שבל חשבונים בתוך ביתו יותר מב"ל ספרים טרוסים תיא מבונים בבירתי בנין ספר בן סירא ספר בן חגלא [אבל ספרי המהרס יבל ספרים שנתחבו מהאן יתילך תקויא בתך בקייא באגדת מאי מעמא] לותב תיובתא ירמיה משה לתורת ניתנו רבי.

11) ספר ראשאת סיד תשבורי b. Pesachim 50ᵇ (wie R. Haschana 20ᵇ) kann hier nicht in Betracht kommen; für ספר יצירה b. Synhedrin 65ᵇ ist wohl, wie das. 67ᵇ, חלבות יצירה zu lesen, vgl. Zunz gdstl. Vorträge S. 164. Rabbinowicz Dikduke Sopherim z. St.

12) Cf. Sifra zu Levit 18, 4. Sifre Debarim Piska 37.

13) Cf. eine andere Angabe in J. Schabb. 1, 7. b. Sota 49ᵇ.

14) Vielleicht ist es später ganz aufgehoben worden, vgl. j. Sota daselbst מי שיהיו את תיאשונית יבי.

Digitized by Google

römischen Herrschaft gestatteten Ausnahme, erklärte später R. Jochanan (J. das.), dass man die Töchter in der griechischen Sprache unterrichten lassen dürfe, weil deren Kenntniss denselben zur Zier gereiche. Der Patriarch R. Jehuda äusserte sich sogar (b. das. Ende), dass man in Palästina anstatt der syrischen Sprache (לשון סורסי) sich lieber der hebräischen oder griechischen bedienen solle, und R. Jonatan aus Bet-Gubrin meinte (j. Meg. I, 12.) vier Sprachen wären geeignet fürs Leben: die hebraische für den Gesang, die römische für den Krieg, die syrische für das Klagelied und die hebraische für das Gespräch, den Umgang. Griechische Poesie scheint ihnen demnach nicht ganz unbekannt gewesen zu sein, wie ja auch vom Apostaten Elischa b. Abija (Acher) erzählt wurde (b. Chagiga 15[b]), dass er griechischen Gesang stets im Munde geführt hätte und ketzerische Schriften im Busen. Von den Mitgliedern des Synhedriums wurde, wie angegeben wird, verlangt, dass sie recht vieler Sprachen kundig sein sollen, und einige von ihnen werden namhaft gemacht, die in der Aneignung fremder Sprachen eine besondere Fertigkeit besessen haben sollen, wie z. B. ben Azaï, ben Zoma, und selbst die bereits genannten, der griechischen Sprache weniger zugethanen Lehrer R. Eliezer und R. Josua.[15]) Letztere sollen sich auch über die griechische Bibelübersetzung des Aquila anerkennend geäussert haben (j. Meg. 1, 11.), aus der mehrere Citate im jer. Talm. und in Midraschim wörtlich angeführt werden.[16]) An griechische Ausdrücke anklingende Worte der Bibel werden zuweilen haggadisch wie Fremdwörter behandelt und gedeutet mit dem ausdrücklichen Bemerken, dass sie in der griechischen oder hellenischen Sprache (בלשון יווני, אלינוסטי) eine solche Bedeutung hätten.[17]) R. Ismael berichtet (Schekalim 3, 2.), dass Tempelgeräthe mit den griechischen Buchstaben Alpha, Beta, Gamma bezeichnet gewesen wären; Mischna, Gittin 9, 8. wird die Gültigkeit einer in hebräischer Sprache abgefassten, mit griechischen Zeugenunterschriften versehenen, oder einer in griechischer Sprache abgefassten mit hebräischen Zeugenunterschriften versehenen Scheidungsurkunde besprochen; Tos. B. Batra (c. 9.) behandelt ein in griechischer Sprache abgefasstes Testament; das. (c. 11.) wird gestattet, einen hebräischen Schuldschein in einen griechischen zu übertragen, wie wiederum einen griechischen in einen hebräischen, so er vom Gerichtshof beglaubigt wird, und in Caesarea Palaestinae, dem Sitze der römischen Statthalter, wurde sogar das tägliche Gebet „Höre Israel" Deut. 6, 4—9. 11, 13—21. Num. 15, 37—41) in griechischer Uebersetzung gesprochen (j. Sota 7, I).

Griechische und lateinische Lehnwörter treten im talmudischen Schriftthum überall entgegen, zuweilen stossen wir auf griechische Sätze, sehr selten auf einen lateinischen. Zu Jes. 47, 1. „Steige herab und setze dich in den Staub, jungfräuliche Tochter Babels", bemerkt Midr. Cand. (zu 3, I.) in ironischer Auffassung der Worte: „Jungfräuliche Tochter", es hätte Jerusalem Babel zugerufen: Πόρνη παλαιὰ καθὲς χαμαὶ μοίχα „alte Dirne lasse dich zur Erde nieder und buhle". Dass Babel in griechischer Sprache angeredet wird, darf uns hier eben so wenig befremden, als in der Schilderung des Midrasch Threni (Einleitung), dass die unter dem Könige Jojachin nach Babylonien geführten Exulanten dem Nebukadnezar, als er 11 Jahre später nach der zweiten Eroberung Jerusalems unter

15) Cf. Tos. Synhed. c. 8. j. Schekalien 5, I. b. Synh. 17[a]. Sifre Debarim Piska 17

16) Cf. De' Rossi, Meor Enajim ed. Cassel p. 385. 387.

17) Cf. Sachs Beitr. I, p. 19 ff

Digitized by Google

Zidkia mit den Gefangenen Judäas heimkehrte, entgegen ziehen mussten in schmuckem, hellem Gewande, aber mit schwarzen Trauerkleidern darunter, und ihm zuriefen: (נקיטא ברברין) ניקתא בארבריי „Sieger der Barbaren!“ Im j. Talm. (Rosch Haschana 1, 3) bedient sich ein Lehrer anlässlich einer haggadischen Erklärung des vielleicht sprichwörtlich gebrauchten Satzes: (l. אמא בסלוקי/ אי נימרי אי גריסים (אגריסים „Πρὸ βασιλεὺς (βασιλέως) ὁ νόμος ἄγραφος“. — Für einen König ist das Gesetz nicht geschrieben, er, der Repräsentant des Gesetzes, hat sich nicht darum zu kümmern. Als Beispiel für einen unsinnigen Schwur (סבי'ת שוא) wird daselbst (Scheb. 3, 9) angeführt, dass Jemand, wenn es regnet unnütz betheuert: קיירי טילי ביירכסין (אברוכסיר) Κύριε πολὺ ἔβρεξεν „bei Gott! es regnet sehr“ (fing an sehr zu regnen). Der zuweilen eine witzige Sprache liebende R. Abbahu aus Caesarea erwidert (j. Jebam. 4, 2.) auf die von griechisch Redenden an ihn gerichtete Frage, woher die jüdischen Lehrer behaupten können, dass ein zu 7 Monaten ausgebildeter Embryo lebensfähig sei: „Aus dem Eurigen (eurem Alphabet) will ich es beweisen“: „Ζῆτα ἑπτά ἦτα ὀκτώ“, indem ζῆτα, anklingend an „ζῆν“ „leben“, 7 bedeutet.[18]) Derselbe bezeichnet in einem Schreiben an seine Collegen (j. Meg. 3, 2.) die Namen dreier Delatoren: Εὔτοκος, Εὐμαθὴς und Θαλάσσιος mit der hebräischen Uebersetzung dieser Namen, טוב ילך טוב לנך ויתישים.[19]) Auf die von den Minim im Hinblick auf den Trinitätsglauben an R. Simlaï gestellte Frage, wie wohl die drei Gottesnamen Jos. 22, 22. zu verstehen seien, antwortete dieser: wie wenn Jemand sagt: βασιλεὺς Καίσαρ Αὔγουστος, und Midr. Threni (zu 1, 4.) begrüsst R. Jochanan b. Zackaï den Vespasian mit den Worten: Vive domine imperator![20])

Der in Palästina verbreitete heidnische Götzencult, gegen den einige halachische Bestimmungen erlassen wurden, musste natürlich die Aufmerksamkeit auf die heidnischen Cultformen und Bräuche lenken, und dürfte die Art, wie man sich zuweilen in jüdischen Kreisen diesen Cult nach jüdischen Anschauungen erklärte und zurecht legte, unsere Beachtung verdienen.

18) Die Worte „ἦτα ὀκτώ“ scheint er nur umwillen des näheren Hinweises auf das Alphabet bei der sonst weniger verständlichen Ausdrucksweise: טורידיכין „aus dem Eurigen“ gebraucht zu haben.

19) Die Stelle lautet: כגון אימני לשלמה ליטרין לטיב ילך טיב לנך ויתישים אבוריקים אבטמין (אבטיחים) חלתחבב (חלמיים).

20) Zu beachten wäre ferner die Ausdrucksweise: כך קיירי אלסאר h. Ab. Zara 11b, wofür wohl (κάτις κυρίου πλαυτωρ[ός]) zu lesen ist, wie es aus der darauf folgenden Uebersetzung: אחיה דטרונא „der Bruder unseres Herrn ist ein Betrüger“ hervorgeht (cf. Hechaluz Jhrg. 5. p. 70): קיירי בריא ויחיבנא (בריא) Κύριε χαίρε Tanchuma zu 1. M. 43. 14. cf. Kohut Aruch compl. S. 124: Es pflegt der Eine zum Anderen zu sagen: כיריסתי בריה j. Nedarim 3, 3. wohl: χρῆσθι βιῶ „iss ein wenig“ [βρῶσθι βιώσ᾽ nach N. Brüll Jhrb. I, S. 131. cf. jedoch Fleischer Nachträge zu Levy's talm. Wrtb. II, S. 458]: כסיקוסא לאסקיוסא Midr. Thren. zu 3, 12 (parma, sparus) für das biblische בתנרה לחץ; ferner die grammatischen Formen: טלסון, טלסון על דטלסון „und es strafte der Herr den Pharao (Gen. 12, 17), weil er sich erkühnte (ἐτόλμησεν zu berühren den Leib der Matrone“, cf. Levy, talm. Wrtb. s. v. טלסם: אטנוסין (Pes R. c. 31) ἀνάντησεν (Sachs, Beitr. I, S. 26 und Levy das.): אסם ἄφες (Sachs das. S. 21): קטבאה κατάβα (das. S. 28); die etymologischen Erklärungen für: מלסטין μηλοπέπων j. Kilajim 1, 2: אינוסיא ἀθανασία Meg 2, 1: קלנדס Calendae Ab. Zara 1, 2; vgl. noch Ber. R. c. 18. Midr. Thr. zu 2, 1: כיתונא בסמיסא (= θάνατος) zur Erklärung des Wortes „חי“ (Ezech. 9, 4) nach der Emendation des Muss. s. v. סמיסין, j. Baba Batra 10, 2 (b. daa. 164b), Midr. Cant. zu 2, 15 und hierzu Neubürger in Frankels Mschr. Jhrg. III, S. 73. worauf Herr Dr. Egers so freundlich war mich aufmerksam zu machen. ([ס]ציירי scheint jedoch nicht in ἐζήτουν aufgelöst werden zu dürfen, sondern in ἐθήρων, וייטורד וה nicht in ἐθηρώντο, sondern in ἐθηρώθησαν. Der ganze Satz würde demnach griechisch lauten: Κυνήγιον μεγάλα ἐδιάρτα ἐθήρων μέν βλαβαροὶ δὲ διώκται ἐθηρώθησαν.)

Digitized by Google

Mischna Ab. Zara (3, 3) lesen wir: „Wenn Jemand Geräthe findet, die mit dem Abbilde der Sonne, des Mondes oder eines Drachen versehen sind, so führe und werfe er sie in's todte Meer"; in der Tosifta das. c. 6 heisst es bestimmter: „Wenn Jemand einen Siegelring findet, worauf die eben genannten Abbildungen sich befinden, wozu noch R. Jehuda nach der richtigen Leseart im bab. Talm. (das. 73ª) das Abbild der Säugenden und des Sarapis: דמרת מדקא וסר אזיס hinzugefügt hätte. Der Talmud bemerkt nun hierzu: „Er (Sarapis) müsse aber einen Modius halten und messen, sie (die Säugende) einen Sohn, einen Knaben halten und säugen. Offenbar ist unter der Säugenden die „Isis", unter dem Knaben „Horus" zu verstehen[21]), nach dem Talm. jedoch soll die „Säugende" die Eva vorstellen, die „Säugemutter der ganzen Welt", „Sar apis" den Joseph סבר ומדים את כל חעולם כולו „der da sah" voraus sah „und beruhigte" versorgte, indem er Getreide messen und verabreichen liess „die ganze Welt". Im Göttercult der Aegypter scheint man damals eine Verehrung Josephs erblickt zu haben, weshalb man ihn einerseits mit Sarapis identificirte — eine Ansicht, die auch Suidas s. v. Σάραπις mittheilt: Οἱ μὲν Δία ἔφασαν εἶναι οἱ δὲ τὸν Νεῖλον διὰ τὸ μόδιον ἔχειν ἐν τῇ κεφαλῇ καὶ τὸν πῆχυν ἤτουν τὸ τοῦ ὕδατος μέτρον ἄλλοι δὲ τὸν Ἰωσήφ — andererseits, was Jellinek (bei Weiss Mechilta Einleitung S. 21) und Güdeman (das. S. 26 ff.) richtig erkannten, mit Osiris, indem die Erzählung (Mechilta zu II, M. 16, 19 und Parallelstellen), wie Joseph nach seinem Tode von den Aegyptern in einem metallenen Sarge in den Nil gesenkt, und dann wieder mühsam, wunderbar aufgefunden wurde, lebhaft an die Erzählung von Osiris erinnert. Die Auffassung, dass Joseph von den Aegyptern abgöttisch verehrt wurde, mag vielleicht den Midrasch (Ber. R. C. 96) zur Annahme veranlasst haben, dass Jakob deswegen nicht in Aegypten bestattet sein mochte, damit ihm die Aegypter keine göttliche Verehrung erweisen könnten.

Von dem in der Mischna erwähnten Drachen kennt der j. Talm. (z. St.) mehrere Abbildungen, und soll (nach der Tos.) nur diejenige als Götzenbild zu betrachten sein, die צידין „Flossfedern, Flügel" hat. Das aus dem Jaspis geformte, in den Siegelring eingefasste, mit sieben Strahlen, ἀκτῖνες, radii, versehene Abzeichen des der Sonne heiligen Drachen diente, wie Sachs (Beitr. II, S. 116) nachgewiesen, als Amulet, und unter den Flossfedern, den Flügeln am Halse sind eben diese Strahlen zu verstehen.[22])

Die Mischna das. 3, 1 verbietet die Benutzung der Bilder, die einen Stab, einen Vogel, oder einen Ball in ihren Händen führen, und die Talmude fügen noch nach der Tosifta hinzu: das Schwert, die Krone und den Siegelring, und erklären zugleich die Symbole dieser Abzeichen; der Stab soll auf die Zucht und Herrschaft hinweisen, der Vogel auf das Fangen und Fassen der Welt gleich einem Vogel (bab.) oder Vogelneste (jer.) im Hinweis auf Jes. 10, 14; der Ball auf die Macht über die Erd-

21) Vgl. Sachs, Beitr. II, S. 39. Güdemann, Religionsgeschichtliche Studien S. 22. 26.

22) Von einem leicht zu erklärenden und zu entschuldigenden Versehen verleitet, hat der brave, selige Sachs צידין mit Schuppen übersetzt und in Folge dessen die Analogie mit den Strahlen ausser Acht gelassen. Der Drache pflegte wohl auch auf den Schuhen abgebildet zu werden (cf. Pesikta d'R. Kahana ed. Buber 192ᵇ. Midr. Thr. zu 4, 16. Waj. Rabba c. 16 in Bezug auf יבילחים יעבמנה (Jes. 3, 18), und im j. Talm. Schabb. 6, 4 wird darauf hin עבשים (Jes. 3, 18) durch „Schuhe" (קנדריקיות) (מסה דיסרי יבילחים יעבמנה) erläutert, entsprechend dem שמוא des Targum (vgl. Sachs, Beitr. I, S. 25. II, S. 52). Die Emendation Bubers das. ist daher weniger zu billigen.

Digitized by Google

kugel[23]), das Schwert auf die Gewalt, die Krone auf das königliche Diadem und der Siegelring auf den Beschluss und Vollzug der Dekrete.

Mischna das. 1, 3 werden heidnische Festtage aufgeführt, an denen der Verkehr zwischen Juden und Heiden gehemmt sein sollte, wie: קלנדא וסטרנורא וקרטסים גניסיא של מלכים „die Kalenden, Saturnalien, das Eroberungs-Siegesfest und die Geburtstage verstorbener Könige“ (γενέσια). Von der richtigen Voraussetzung ausgehend, dass unter קלנדא hier nur die Januar-Kalenden zu verstehen seien, giebt nun der bab. Talm. an, dass die Kalenden 8 Tage nach der Wintersonnenwende, die nach der Meinung der Chaldäer mit dem 24. Dezember eintritt, stattfanden, die Saturnalien 8 Tage vorher, und zieht darauf zur Begründung folgende Baraita an: Als der erste Mensch, Adam, sah, wie der Tag immer mehr abnahm, da fürchtete er und sagte: Vielleicht wird die Welt um meiner Sünde willen immer finsterer um mich und kehret zurück in das Tohu Wabohu, und er brachte 8 Tage mit Fasten und Beten zu; als aber die winterliche Sonnenwende eintrat und er den Tag immer länger werden sah, da rief er aus: „Es ist der natürliche Weltenlauf“, und beging wiederum 8 Festtage. Im darauf folgenden Jahre feierte er nun zur Erinnerung 8 Tage vor und nach Eintritt des Winters; er, Adam, setzte sie ein um Gottes Willen, sie, die Heiden, aber bestimmten sie für Götzen. Abweichend lautet die Relation im j. Talm., wo קלנדס — so wird das Wort im j. Talm. geschrieben — noch etymologisch dadurch erklärt wird, dass Adam, als er den Tag länger werden sah, ausgerufen hätte (l. דיאא קלין דיאי) „Hübsch! Tag!“ R. Jochanan aber, heisst es dort ferner, erklärte es (den Ursprung der Kalenden) anders: „Das ägyptische und römische Reich führten gegenseitig Krieg, da sagten sie zu einander: 'Wozu sollen wir uns im Kriege aufreiben? Wohlan! wir wollen das Abkommen treffen, dass dasjenige Reich obsiege, dessen Feldherr sich freiwillig in das Schwert stürzen wird.' Der ägyptische Feldherr mochte es nun nicht thun, der römische aber war ein greiser Mann Namens 'Januar', ינובריס, und hatte 12 Söhne — entsprechend den Monaten des Jahres —, da sagten sie zu ihm: 'Willfahre uns und wir wollen deine Söhne zu unseren Führern ernennen'. Er that es, und sie nannten darum das zu seiner Erinnerung eingesetzte Fest קלנדס ינובריס 'Januar-Kalenden'. Am darauf folgenden Tage aber begingen sie, trauernd um ihn, טלני איטורא μέλαινα ἡμέρα.“ R. Judan Antodrija sagte: Die an diesem Tage gesäeten Linsen — welche Hülsenfrucht an Trauertagen gespeist zu werden pflegte[24]) — gedeihen nicht gut.

In diesem wahrscheinlich von heidnischer Seite herrührendem Mythos dürfte wohl, abgesehen von einigen Verwechselungen, eine Verschmelzung zweier anderer Mythen, etwa von Janus und Codrus, oder P. Decius Mus zu erblicken sein.

In dem genannten Traktat, wie auch an anderen Orten, findet sich noch manche auf den heidnischen Cult sich beziehende Notiz, wovon Folgendes zu erwähnen statthaft sein mag.

Die Mischna 4, 2 bespricht die Zulässigkeit der Benutzung der auf den Bildsäulen des מרקוליס „Mercurius“ sich befindenden Aehrenkränze und anderer Weihgeschenke, wie Weinranken, Geld, Gewänder und Geräthe. In den Talmuden (z. St.) wird die Construction der Hermen näher bezeichnet, dass sie aus einem auf 2 anderen ruhenden Steine bestehe, und werden im j. Talm. die Worte der Schrift Lev. 26, 1: „Und einen

23) So nach dem j. Talm., nach dem bab. hingegen, auf das leichte Fassen und Halten der Welt einem Balle gleich.

24) Cf. J. Ber. 3, 1. B. R. c. 63.

Digitized by Google

Stein mit Bildwerk sollet ihr nicht setzen in eurem Lande" auf diese Merkursäule gedeutet. Die Erklärung im Sifra: אילו המרקולים שעל גבי הדרכים ר׳ שמעון בן גמליאל אומר אילו החמנים שבראשי חנויות „Es sind gemeint die Hermen an den Wegen, nach der Ansicht des R. Simon b. Gamliel aber die Sonnenbildsäulen auf den Dächern", sollte demnach mehr auf diese Worte der Bibel, als, wie der Text bei uns lautet, auf die vorhergehenden zu beziehen sein. Im j. Talm. wird ferner als Merkmal des Merkurbildes angegeben (אזוד היא מרקולים כל שהיא סג את הים יאת הדרכים), dass dasselbe umzäune das Meer und die Wege, was wohl besagen will, dass es an des Meeres Strand und an der Wege Grenzen und Enden aufgestellt zu werden pflegte; am ersten Orte vielleicht dem Beschützer des überseeischen Handels, am letzten bekanntlich dem Beschützer der Landstrassen zu Ehren. Die Verehrung des Merkur bestand nach der Angabe der Mischna (Synh. 7, 12) darin[25]), dass seiner Bildsäule Steine zugeworfen wurden. Nach dem b. Talm. (Ber. 57[b]. Synh. 64[a][26])) muss dieser Merkurcult auch in Babylonien verbreitet gewesen sein.

In der angeführten Mischna Synh. geschieht auch des Priapus Erwähnung unter der Bezeichnung des biblischen Peor, in welchem man ob des ihm erwiesenen lasvicen Cultes, wie Hieron. (zu Hos. 4, 14. 9, 10) angiebt, den Priapus wiederzufinden glaubte, und soll dessen Verehrung im Sich-Entblössen bestanden haben. Das an den griechischen Phallos anklingende biblische פשלגת (I. Kön. 15, 18. Thr. 15, 16) wird im bab. Talm. durch „כמין זכרות", von זכר „männlich", erklärt und dem entsprechend von der Vulgata durch „sacris oder simulacrum Priapi" wiedergegeben, wie Perles (Etym. Studien S. 100) richtig bemerkt, der auch um den Nachweis der öfteren Erwähnung des allerdings ursprünglich syrischen, unanständigen Majuma-Cultes in den Midraschim ein Verdienst sich erworben hat. Palästinensische Badehäuser waren, wie es aus dem j. Talm. (Ab. Zara 7, 3) erhellt, mit Götzenbildern versehen, und die Mischna (das. 3, 9. cf. j. Schebiit 8, 11) spricht von einem nach dem darin aufgestellten Venusbilde benannten „Badehaus der Aphrodite" zu Acco. Erwähnt wird ferner (j. das. 3, 3) ein Trinkgefäss mit der Abbildung der טרטי דרטי, wahrscheinlich der römischen Themis.[27]) Die Mechilta (zu Ex. 12, 30) weiss, dass Bilder (איקונין εἰκόνες, imagines, aber nicht gerade aus Wachs) verstorbener Erstgeborenen in den Wohnungen aufbewahrt wurden, welche Sitte man sich als eine alte, in den Tagen der Pharaonen zu Aegypten bestehende dachte, und Gleichnisse mit אנדריאנטס (אנדרמא, ἀνδριάς) wurden haggadisch öfter verwerthet.

Die den Göttern dargebrachten Opfer wurden (Tos. Chullin c. 2) wohl im Hinblick auf diese Ausdrucksweise im Ps. 101, 28 und das hänfige Vorkommen der Todtenopfer, schlechthin זבחי מתים „Todtenopfer" genannt. Das Blut der den unterirdischen Gottheiten und den Todten gewidmeten Opfer wnrde in eine Grube gegossen, und die Mischna (das. 2, 9) verbietet daher, das Blut eines geschlachteten Thieres in eine Grube fliessen zu lassen שלא יחקה את המינין, auf dass man nicht nachahme den Minim, worunter hier Heiden zu verstehen sind; ferner verbietet die Mischna beim Schlachten das Blut in

25) Cf. Tos. Ab. Zara c. 7. 26) Cf. Ab. Zara 26[a].

27) Nach einer im Aruch s. v. טר aus Ber. R. c. 15 erhaltenen Stelle scheint man in dem von Esau, dem Typus für Rom, gebrauchten Worte: יקים אבי (Gen. 27, 17) „es erhebe sich 'אבי' mein Vater" eine Beziehung zu dem Schutzgotte der Römer gefunden zu haben; etwa zu Jovis? Die Ausdrucksweise das.: ראת קאים dürfte wohl ein Euphemism für הזיא קאים sein.

Digitized by Google

das Meer oder einen Fluss strömen zu lassen, damit es nicht den Anschein gewinne, als wenn damit dem Meer- oder Flussgotte ein Opfer gebracht werden sollte.

Viele heidnische, abergläubische Bräuche galten als verboten unter der Bezeichnung: „דרכי אמרי“ „Sitten der Amoriter“, denen die Tos. im Anschluss an die Mischna Schabb. 6, 10 beinahe 2 Capitel (7 und 8) widmet.[28])

Der Aufmerksamkeit Sachkundiger dürften diese zum Theil dunkelen Stellen zu empfehlen sein, und mag hier nur um einer Veranschaulichung willen Einzelnes angeführt werden. „Dass Jemand das Haus mit einem Querriegel (בסירא, sera) verschliesst, Eisen an die Füsse des Bettes einer Wöchnerin bindet, und eine Tafel vor ihr deckt,“ gilt als heidnischer Brauch; dass Jemand sage: „Schlafe in der Bahre“[29]), oder nach einer anderen Leseart, auf die auch der Jalkut-Text hinweist, „küsse die Bahre[30]) eines Todten, damit du ihn siehst in der Nacht, setze dich auf den Besen, damit du träumest,“ gilt als heidnischer Brauch. Ob man einem Niesenden „Zur Gesundheit!“ zurufen darf, ist in der Tos.[31]) Gegenstand einer Controverse, indess es allgemein gestattet wird, in heiterer Gesellschaft die Gesundheit zuzutrinken. Bei Leichenbestattungen Gegenstände zu verbrennen, war verboten, im Hinweis auf Jerem. 34, 5.[32]) wurde jedoch, wie früher den Königen, so später den Patriarchen gegenüber die Ausnahme gestattet, diejenigen Geräthe, deren sie sich während ihres Lebens bedienten, den Flammen zu überweisen, trotzdem die Leichname selbst der Erde übergeben wurden, und scheint diese Ausnahme, wie besonders aus Semachot erhellt, der Proselyt Aquila R. Gamliel dem Aelteren gegenüber eingeführt zu haben. Zu den verbotnen heidnischen Sitten gehörte auch nach Sifra (zu Lev. 18, 3) die Errichtung und der Besuch der Theater, Circus und der Rennbahn (תיטריות וקרקסאות והאסטדיות), die bereits von Herodes zum Verdrusse der Frommen in Palästina hergestellt wurden (cf. Joseph. Antt. 15, 8, 1). Die Theater galten zum Theil als Stätten des Götzendienstes, zum Theil als Sitz der Spötter (im Hinblick auf ψ 1, 1. cf. Tos. Ab. Zara c. 2. j. das. 1, 7), und die Zuschauer der grausamen Gladiatorenspiele und Thiergefechte wurden gewissermassen als (שופך דמים) „Blutvergiesser“, Mörder bezeichnet (das.).[33]) In den talm. Schriften geschieht dieser Spiele öfter Erwähnung, und in einem späteren pseudographischen Midrasch (כסא של שלמה in Grätz Mschr. Jahrg. 21, S. 122) wird der angebliche Hippodrom des Königs Solomo ausführlich beschrieben. Ferner ist die Benennung für Secularspiele (in den verstümmelten Worten בלורין סלגורין b. das. 18ᵇ, wofür לודין סגלורין „ludi seculares“ zu lesen ist) und eine sonderbare Schilderung derselben (das. 11ᵇ[34])) im b. Talm. zu finden.

Die Theater und Circus dienten aber auch zu öffentlichen Versammlungen zu

---

28) Vgl. noch ausser den Varianten in den Talmuden und Jalkut (I, Remez 587) Traktat Semachot c. 8 und Chullin 4. 7.

29) תישן בארוני של מת.

30) נשוק בארוני, Tos. nach der Erfurter Handschr. ed. Zuckermandel; im Jalk. lesen wir: חשוק ארונו, weiter aber: תחשוקני.

31) In den Talmuden hingegen (j. Berach. 6, 6. b. das. 53ᵃ) gilt es als erlaubt.

32) Cf. II. Chr. 16, 14. 21, 19.

33) Gestattet wurde der Besuch der אסטדין zu dem Zwecke, dass dadurch möglicherweise Menschenleben (auf einen Hilferuf) gerettet, oder der Tod eines Mannes constatirt werde, auf dass dessen Wittwe eine andre Verbindung eingehen könne.

34) Cf. Rapoport, Erech Millin S. 29. Perles, Etymolog. Studien S. 101.

Digitized by Google

gemeinnützigen Zwecken, und es wurde daher gestattet (Schabb. 150ᵃ), selbst am Sabbat Theater und Circus zu besuchen, um über öffentliche Angelegenheiten zu berathen.[35]) Ber. R. c. 80 wird sogar das Theater als Stätte der Unterhaltung für die Heiden, und darum als Schutzwehr gegen müssigen Wortwechsel und Zank anerkannt, und in Midr. Thr. (Einleit. und zu 3, 14) ist uns noch ein Bruchstück einer wahrscheinlich auf dem Theater zu Caesarea gegen die Juden aufgeführten Komödie erhalten, wo über deren Armuth und Sabbatfeier gespottet wird, dass sie mit Johannisbrod sich begnügen müssten und ihr Sabbatkleid ein so hohes Alter erreicht, wie die Menschen es sich nur wünschen können. Ferner heisst es daselbst: „Die Heiden führen ein Kameel mit einer Trauerdecke auf's Theater und fragen: 'Warum trauert denn das Kameel?' und man antwortet darauf: 'Weil die Juden das Sabbatjahr feiern (das Land also nicht bebauen) und darum nicht einmal Kräuter (Gemüsearten) haben, da nehmen sie diesem Kameele die Sträucher weg zum Essen, und darum trauert es;' und sie führen den Mimos auf's Theater mit geschorenem Haupthaar und fragen: 'Warum ist dessen Haupthaar geschoren?' und man antwortet darauf: 'Die Juden feiern den Sabbat, und was sie die Woche über erarbeiten, verzehren sie an ihm, und so haben sie nicht einmal Holz, die Speisen zu kochen, da zerbrechen sie ihre Bettstellen, um damit zu kochen; nun müssen sie aber auf der Erde schläfen und im Staube sich wälzen, darum streichen sie sich mit Oel (um sauber zu sein), und das Oel ist deshalb theuer (so dass der Mimos, um nicht theures Haaröl kaufen zu müssen, sich lieber das Haupthaar scheeren lässt).'"[36])

Hellenische Anschauung und römische Lebensweise wurden also, wenn sie fremdartig und feindlich in heidnischer Rüstung dem jüdischen Geiste und Leben entgegentraten, mächtig bekämpft und zurückgewiesen; aber nicht alles, was aus Rom und Hellas stammte, hatte schon desswegen einen heidnisch-religiösen Charakter. Bei dem täglichen Umgang und Zusammenleben mit heidnischen Völkerschaften musste man sich allmählich an deren Sitten gewöhnen, zum Theil sich damit befreunden. Unter der Herrschaft der Römer wurden alle öffentlichen Einrichtungen für das Land, die einzelnen Städte und den allgemeinen Verkehr nach römischem Vorbilde getroffen und geleitet, und römische Gerichtshöfe wurden in Palästina eingesetzt, die den Juden jedenfalls zugänglich waren, öfter auch, wie aus einzelnen Stellen zu ersehen ist, von denselben angegangen wurden, obgleich ihnen keineswegs, abgesehen etwa von einer kurzen Unterbrechung unter Marc Aurel, die eigene Gerichtsbarkeit entzogen wurde. Die Fortschritte der Cultur sind, wenn man sich so ausdrücken darf, international und confessionslos, und werden früher oder später von allen Nationen und Glaubensgenossenschaften anerkannt und angeeignet; bei den Juden aber, deren Religionsgesetze auf alle Beziehungen des Lebens sich erstrecken, mussten auch die veränderten Culturzustände das religiöse Leben berühren, zuweilen sogar bedingen. Hiernach wären wir schon berechtigt zu schliessen, dass der von Griechen-

35) In diesem Sinne ist die Stelle (Tos. das. c. 2. b. 18ᵇ): הולכין לקרקסים בשני וישיב בדינה zu nehmen „zum Zwecke der öffentlichen Ordnung".

36) Ob diese geschmacklose Aufführung die Juden: oder das Theater zu Caesarea, die heidnische Frivolität, oder den durch das Elend noch gesteigerten jüdisch-religiösen Ernst dem Spotte preis giebt, bleibe dahingestellt. Jedenfalls ist daraus zu ersehen, dass wenigstens in späterer Zeit auf dem Theater in Palästina Dramen aufgeführt wurden (cf. dagegen Winer, Realtz. II. S. 497); vgl. noch b. Kidduschin 63ᵇ, wo für כרדיסון (מחוסן לפני רקוד לפני עקדת כרדיסון הזה) wohl כנרסיון gelesen werden muss.

Digitized by Google

land und Rom auf Judäa geübte Einfluss, wenn auch nicht gerade in literärischer, so doch immer in culturhistorischer Beziehung bedeutsam gewesen sein muss, und erhält dieser Schluss seine volle Bestätigung, wenn wir in das talmudische Schriftthum hinabsteigen. Scheinen doch manche Institutionen entlehnt zu sein, wenngleich sie in einer dem jüdischen Geiste und Gesetze angemessenen Form näher bestimmt und durchgeführt wurden, wie z. B. die Freilassung der Sklaven, die Errichtung der Testamente (דיתיקי διαθήκη) und die Bestellung der Mitgift, und selbst eigentlich heidnische Vorstellungen wussten sich hier und da in vermummter Gestalt einzuschleichen.

Zu heidnischen Gottheiten erhobne Naturkräfte traten, allerdings nur höchst selten, als untergeordnete Genien wieder auf. Neben dem Fürsten, dem Genius des Feuers und des Hagels, erscheint (b. Pesachim 118[b]) der Fürst, der Genius des Meeres (שר של ים), von Wassermassen bedeckt (B. Batra 74[b])[37]) und nach einer eigenthümlichen Erzählung im Siphré (Balak) soll der Genius des bereits genannten Peor einem gewissen Pinchas oder Merachem (j. Synhedr. 10, 2) in einer Nacht erschienen sein.[38]) Der b. Talm. weiss vom Gebirgsgenius (גוא דהר), dem Heiden Opfer darbrachten, und spricht in harmloser Weise von עיטא דגוא, einer Art lectisternien (Moed Katan 27[a]), deren eigentliche Bedeutung wohl schon unbekannt war.

Mythische Erzählungen wurden hin und wieder aufgenommen. Die drei ersten Geschlechter, heisst es in Ber. R. (c. 23), hatten die rechte, menschliche Gestalt, dann aber, als die Geschlechter entarteten, entstanden die Centauren (קינטורין). Remus und Romulus, die auch sonst erwähnt werden[39]), sollen nach dem spät abgefassten Midr. Ps. c. 10 nach dem Tode ihrer Mutter von einer Wölfin genährt worden sein. Bemerkenswerth ist ferner, dass das Procrustesbett für Wanderer nach Sodom verlegt wird (b. Synhed. 107[b]), der Ariadnefaden, wie Hercules am Scheidewege, in haggadischen Gleichnissen (Ber. R. c. 8. Midr. Cant. zu 1, 1. Koh. R. zu 1, 14) wieder zu erkennen sind. Die Auffassung, dass der erste Mensch als אנדרוגינוס, ἀνδρόγυνος mit 2 Gesichtern ohne Rücken erschaffen und dann erst in 2 Hälften, in Mann und Weib, getheilt worden wäre, stimmt mit der Dichtung des Aristophanes im platonischen Symposion überein[40]), und die Schilderung des Kindes vor der Geburt, im Hinweis auf Hiob 29, dass ihm zu Häupten ein Licht strahle, wodurch es in seliger Freude die ganze Welt von einem Ende bis zum andern schaue, und dass es die ganze Tora erlerne, bis es hinaustritt in die Welt, ein Engel ihm auf den Mund schlägt und es wieder alles vergisst (b. Nidda 30[b]), erinnert an die platonische ἀνάμνησις.

Der im Einzelnen durchzuführende Nachweis der verschiedenen Beziehungs- und Berührungspunkte zwischen Griechenland und Rom einerseits und Judäa andererseits in wie weit dieselben im talm. Schriftthum sich kundgeben, dürfte nicht nur ein besseres Verständniss des Talmuds fördern, sondern auch zur besseren Erkenntniss mancher Einzelheit in der spät-griechischen und römischen Literatur, wie jedenfalls zu einer besseren

37) Cf. Mechilta Beschallach c. 4. Tosaphot Chullin 7[a].

38) Cf. Pirke d'R. Eliezer c. 45 und hiernach Targ. Jonat. zu Deut. 34, 6.

39) Sifre Debarim Piska 52. j. Ab. Zara 1, 2. Cf. Midr. Cant. zu 1, 6 und die eigenthümliche Sage das. über רומי בבלאי „das babylonische Rom", vgl. j. Jebamot 9, 9. b. Maccot 24[a] und Apokalypse Joh. 14, 8 u. a. a. O.

40) Vgl. Sachs Beitr. I, 52. 53. 55. 57. Freudenthal, Hellenistische Studien S. 69.

Digitized by Google

Würdigung der culturhistorischen Bedeutung von Hellas und Rom einen schätzbaren Beitrag liefern, und wäre es erwünscht, wenn Philologen von Fach einer solchen Aufgabe sich unterziehen wollten.

Darauf erhält Herr Dr. G. Bernardakis aus Athen das Wort zu folgendem Vortrage:

Hochansehnliche Versammlung! Ich bin im Begriffe Sie mit einer kurzen Rede über eine Entdeckung zu beschäftigen, deren Wichtigkeit Sie hoffentlich nach Gebühr schätzen werden. Diese Entdeckung bezieht sich auf den Berg Sinai und namentlich auf die Klosterbibliothek. Darum bitte ich Sie mir Ihre Aufmerksamkeit und freundliche Nachsicht in mehr als einer Beziehung schenken zu wollen.

Ich habe zweimal den Berg Sinai besucht, zuerst im Sommer des Jahres 1874, indem ich in dem Sinaikloster vierzig Tage geblieben bin, eigentlich um die dort vorhandene Bibliothek zu erforschen. Zum zweiten Mal im Jahre 1875, indem ich von Seiner Eminenz dem Erzbischof vom Sinai, Kallistratos, zur Aufnahme und Begleitung Seiner Hoheit des Prinzen Arthur von England hingesandt, ihm alle Sehenswürdigkeiten ebenso im Kloster, als auch in den heiligen Umgebungen gezeigt hatte.

Ich unternehme hier weder die poetischen Schönheiten der Wüste, noch die Gefühle und die Eindrücke überhaupt zu beschreiben, von welchen der Reisende erfüllt und in Anspruch genommen wird. Eine solche Beschreibung würde sowohl mich von meinem Zwecke entfernen, als auch Ihnen vielleicht überflüssig scheinen. Darum werde ich gleich zu meinem Aufsatze übergehen.

Das Kloster ist in der Mitte des sechsten Jahrhunderts vom Kaiser Justinian gegründet worden, welcher es mit vielen Vorrechten und Einkünften ausgestattet hat. Nur die Mauer grössten Theils, die Kirche und einige Kapellen sind aus jener Epoche erhalten. Aber alle die anderen Theile, z. B. die Zellen, die Fremdengemächer und andere Zimmer zum anderen Gebrauch bestimmt, sind oftmals erneuert worden und bis heute werden sie den Bedürfnissen des Klosters gemäss erneuert. Aber diese neuen Stockwerke haben nicht alle gleiche Höhe, sondern die einen sind höher, die andern niedriger, z. B. die Fremdenzimmer sind höher als die anderen.

Unter den im Parterre befindlichen Zimmern sind drei vorzüglich für die Erhaltung der Bücher bestimmt. Ein besonderes für die Bibliothek bestimmtes Gebäude giebt es noch nicht. — Die meisten Bücher sind gedruckt, nur wenige sind Handschriften. Von den letzten sind viele gestohlen worden, weil die Mönche mit seltener und vorzüglicher Gastfreundschaft und mit unbeschränktem Vertrauen gegen die Fremden, welche das Kloster besuchten, ihnen nebst den Schätzen und Kleinodien auch die Handschriften zeigten und ihnen alle Freiheit erlaubten, um die letzten zu gebrauchen. Einige von diesen, das Vertrauen der Mönche missbrauchend, schnitten die Blätter verschiedener Handschriften heraus, und oftmals schafften sie auch heimlich ganze kostbare Handschriften bei Seite. Seitdem es aber dem Professor Tischendorf den berühmten Codex Sinaiticus zu nehmen gelang, haben die Mönche ebenso die Bücher als ihre Seiten gezählt, und überhaupt behandeln sie die Fremden mit einem gewissen Misstrauen, wenigstens was den Gebrauch der Handschriften betrifft.

Die Handschriften sind ungefähr zwei tausend, von denen ich einige verzeichnet habe, die meisten davon sind griechisch, die anderen sind arabisch, syrisch, koptisch,

Digitized by Google

slavisch und armenisch. — Es ist der Mühe werth, hier Ihnen etwas Genaueres über den Ursprung einiger Handschriften mitzutheilen. Der Codex Sinaiticus und noch einige andere kostbare Handschriften kirchlichen Inhalts mit anderen Kleinoden waren nicht lange Zeit vor der Ankunft Tischendorfs in einem verdeckten, unterirdischen Orte, der sogenannten Κρύπτη, gefunden worden. Die Mönche vom Sinai, welche früher den Anfällen der arabischen Stämme ausgesetzt waren, hatten die Vorsicht, solche Krypten bauen zu lassen, worin sie ihre Kleinode und Schätze und darunter auch die kostbarsten Handschriften niederlegen konnten. Von diesen Krypten sind viele dem jedesmaligen Schatzmeister, dem sogenannten Σκευοφύλαξ, bekannt, welcher bis heute die kostbarsten Kleinode des Klosters darin verbirgt, von denen er nur einige den Fremden vorzeigt. — Diese Gewohnheit besteht seit langer Zeit. Ausserdem ist der Σκευοφύλαξ durch einen Eid gebunden, Niemandem, auch dem Erzbischof selbst nicht, diese Krypten zu offenbaren. Nur seinem Untergebenen, dem sogenannten Ὑποτακτικός, welcher ihm im Amte nachfolgt, zeigt er zuerst nur einige unbedeutende, und wenn er sein Ende nahe fühlt, offenbart er ihm auch die anderen, welche die wichtigsten sind. Da es sich aber bisweilen ereignet, dass der Σκευοφύλαξ plötzlich stirbt, oder dass er nicht im Stande ist, diese Krypten seinem Nachfolger zu offenbaren, sind einige von diesen aller Wahrscheinlichkeit nach unbekannt geblieben. Wenigstens vor nicht langer Zeit ist jene Krypte, worüber ich oben gesprochen habe, neben dem Eingange der Kirche entdeckt worden. Meiner Meinung nach ist es höchst wahrscheinlich, dass auch andere alte Handschriften irgendwo in einer Krypte verborgen sein können. Das Kloster ist in der Mitte des sechsten Jahrhunderts vom Kaiser Justinian errichtet und von demselben ausgestattet worden. Die Mönche der ersten Zeiten, mag man sie sich noch so unwissend vorstellen, müssen wenigstens die ihrer Profession unentbehrlichen Bücher gehabt haben, vielleicht auch einige andere Erbauungsbücher. Was ist also aus diesen alten Büchern, welche höchstens aus dem sechsten Jahrhundert stammen, geworden? Müssen wir annehmen, dass alle diese Bücher, einige Ueberbleibsel ausgenommen, vernichtet worden sind? Wenn ich die oben angedeuteten Umstände in Betracht ziehe, so bin ich für meinen Theil geneigt zu glauben, dass manche von diesen Büchern allerdings in irgend einer Krypte niedergelegt sein müssen, welche heutzutage zu entdecken am schwersten sein wird. Nämlich innerhalb der Mauer des Klosters, namentlich in den Zellen der Mönche und in den Fremdenzimmern, machte man früher und macht noch heute viele Verbesserungen, so dass nur die Grundmauern dieser letzten Gebäude alt sind. Auch ihre Einrichtungen sind sehr verschieden von den alten. Darnach muss derjenige, welcher etwas entdecken will, einen grossen Theil des Inneren des Klosters zu Grunde richten. Diese kurzen Andeutungen über die Krypten mögen Ihnen genügen. Vielleicht aber giebt es einen kürzeren Weg, um zur Entdeckung alter Handschriften zu kommen.

Als ich mich nämlich zuerst nach dem Sinai begeben hatte, haben die Mönche mir nebst den anderen Sehenswürdigkeiten auch einen Papyrus, welcher als Buchdeckel diente, gezeigt. Dieser Einband, in Octav-Format, bestand aus vielen Papyrusblättern, so zusammengeleimt, dass sie eine Art von Brett ausmachten; er war sehr ähnlich mit denjenigen Brettern, welche die alten Buchbinder, vor der Erfindung des gewöhnlichen Papiers, nothgedrungen anstatt der heutigen Cartons gebrauchten. Nachdem ich aufmerksam diesen brettartigen Papyrus betrachtet hatte, fragte ich die Mönche, wo sie ihn

Digitized by Google

gefunden hätten. Diese haben mich unterrichtet, dass er in einem koptischen Psalmbuche gefunden worden war. Nachher habe ich um die Erlaubniss gebeten, diese zusammengeleimten Papyrusblätter loszumachen. Nachdem ich die Erlaubniss erhalten hatte, gebrauchte ich gewiss nicht die Mittel, welche ein erfahrener Chemiker gebrauchen würde; und ausserdem waren die Papyrusblätter so fest zusammengeleimt, dass, obschon sie viele Stunden lang im Wasser gelegen hatten, kaum ein oder zwei Blätter loszumachen mir gelang; die übrigen musste ich von neuem in laues Wasser werfen. Nach vielen solchen Versuchen gelang es mir, manche solcher Blätter auszureissen, welche wir später auf langen Brettern befestigten. Die meisten von diesen Papyrusstücken habe ich abgeschrieben und die Abschrift werde ich Ihnen zeigen.

Alles dieses hat bei mir natürlich folgende Gedanken aufkommen lassen. Erstens dass die ungelehrten Buchbinder jener Zeit, vielleicht aus Mangel an Brettern oder an anderen Einbänden, bisweilen auch vorhandene Papyrusstücke gebrauchten, um die Bücher zu binden; und zumal da es bekannt ist, dass der Werth und die Wichtigkeit von Papyrus sich nach der Erfindung und Verbreitung des Pergaments ziemlich vermindert hatte. Zweitens dass solche so fest zusammengeleimte Pypyrusstücke, dass sie kaum von den feinen Brettern sich unterscheiden lassen konnten, auch in anderen Handschriften existiren müssten. Das schien mir um so wahrscheinlicher, als man nach der Erfindung des Papiers, anstatt der vorigen Bretter als Einbände, bekanntlich Cartons, das heisst manche zusammengeleimte Blätter von Papier, zu gebrauchen anfing. — Diese Gedanken habe ich dem Σκευοφύλαξ mitgetheilt, und nachdem ich ihm auch die Wichtigkeit der Sache hervorgehoben hatte, bat ich ihn um die Erlaubniss, auch die anderen Handschriften in dieser Beziehung zu untersuchen. Der tugendhafte und ehrwürdige Σκευοφύλαξ hat ungesäumt mir diese Erlaubniss ertheilt, und dazu hat er mir seinen Ὑποτακτικός zur Verfügung gestellt. Mit diesem untersuchte ich Tage lang die verschiedenen Handschriften und prüfte die Festigkeit der anscheinenden Bretter, indem ich durch ein Messer die äussere Haut zerriss und ein wenig auch das Brett selbst stach. Hie und da haben wir ausser Pergament auch einige unbeschriebene Spuren von Papyrus gefunden, aber nichts anderes. Mein Begleiter fing zu verzweifeln an. Ich aber dachte, dass wir auch die anderen Handschriften, die arabischen nämlich, die syrischen und übrigen nachsehen müssten, einerseits da die erste Papyrus in einem koptischen Psalmbuche gefunden worden war, anderentheils da die griechischen Mönche vielleicht auch den für unbrauchbar gehaltenen Papyrusstücken mehr Werth aufliegen. Dieser Gedanke hat mich zu dem ersehnten Ziel geführt, obgleich nicht so leicht. Ich erinnere mich, dass wir verzweifelnd drei Mal neben einer Reihe alter Handschriften vorbeigingen; dass ich zwei Mal eine alte Handschrift von dem klaffenden Riss der Haut aus untersucht hatte; alle zwei Mal schien es mir als ein Brett. Das dritte Mal aber, um keinen Gewissensbiss zu haben, durchstach ich tiefer das anscheinende Brett mit meinem Messer: Es war Papyrus. Jeder kann sich meine Freude vorstellen. Nachdem die Einbände der arabischen Handschrift losgemacht waren und wir die äussere schwarze Haut zerrissen hatten, nahmen wir mit Erstaunen wahr, dass die beiden Einbände fest zusammengeleimte Papyrusstücke waren. Leider aber war der eine Einband als Ganzes fest genug; einzeln aber je ein Blatt war er so mürbe, dass, obschon ich mich zwei Tage lang vergebens bemühte, auch ein Blatt loszumachen es mir nicht gelang; und trotz der grössten Aufmerksamkeit und Beharr-

Digitized by Google

lichkeit wurden nur Stückchen aus mehreren zusammengeleimten Blättern losgemacht. In dieser Beziehung war ich mit dem anderen Einbande glücklicher. Die Stücke, welche diesen letzteren ausmachten, waren ursprünglich nicht von gleicher Grösse; sie waren auch nicht von einem Codex, sondern von verschiedenen; auch der Papyrus war nicht von derselben Qualität; die Blätter dieses Papyrus loszumachen war immer noch schwer, aber im Vergleich mit dem anderen viel leichter. Diese Stücke enthielten theils private Urkunden, theils Lobgesänge und Hymnen von den Gebetbüchern der Kirche. Der Einband aber, dessen Blätter sich sehr schwer auseinander wickeln liessen, war viel kostbarer. Der Papyrus von grossem Octav-Format und ungefähr aus 40 Blättern bestehend sah schwärzer und viel älter aus; gerade darum war er auch mürber. Die Schrift wunderschön. Ein Theil, welchen ich gelesen hatte, enthielt das Evangelium Johannis. Nachdem ich mich lange vergebens bemühte, ihn loszumachen, habe ich auch diesen Einband, wie auch den anderen, dem Σκευοφύλαξ übergeben, welcher sie jetzt Jedem vorzeigen kann. Ich besitze nur einige kleine Stückchen, um sie Ihnen zu zeigen. — Dieses ist die Entdeckung, wenn man es so recht nennen kann, welche ich gemacht zu haben glaube. Wenn man bis jetzt nichts davon errathen hat, obgleich Pergament z. B. in Einbänden schon oftmals gefunden ist, kommt es daher, dass diese Papyrus-Cartons wie ein Brett aussehen.

Aus dem Vorhergehenden schliesse ich folgendes: Zuerst ist es höchst wahrscheinlich, dass dergleichen Papyrusstücke auch in den anderen Handschriften, welche meistens in Europa und daneben im Orient erhalten sind, existiren müssen. Wenn in 2000 Handschriften der Sinaitischen Bibliothek, abgesehen von den Spuren des ungeschriebenen Papyrus, zwei Handschriften gefunden worden sind, welche so viele Papyrus enthielten, als man in wenigen Bibliotheken finden kann, sollten dann nicht solche Papyrusstücke unter den Myriaden der Handschriften, welche in Europa und im Orient erhalten sind, existiren? Zweitens dass man vorzugsweise, den vorhandenen Angaben nach, die nicht griechischen Handschriften, wie die koptischen, arabischen, hebräischen und dergleichen, in Betracht nehmen muss. Und bekanntlich ist vieles davon vom Orient aus in Europa eingeführt worden. Drittens dass alle die Handschriften, deren Einband neu ist, aus dieser Untersuchung ausgeschlossen werden müssen. Viertens dass der Untersuchende nicht erwarten muss, gleich was er sucht zu finden. Zu diesem Zwecke und eigentlich nur um alte Einbände nachzusehen, habe ich die bedeutendsten Bibliotheken von Italien, wie die von Neapel, Rom, Florenz, Mailand und Venedig, und von Deutschland die Münchener und die Leipziger besucht. Aber gleich von Anfang an hatte ich mich überzeugt, dass es unmöglich wäre, die Handschriften meinem Wunsche nach zu untersuchen. Bei oberflächlicher Untersuchung habe ich gesehen, dass viele Handschriften mit altem Einband in diesen Bibliotheken existiren, und dass noch mehrere in den von mir nicht besuchten vorhanden sein werden. — Sie wissen, dass man in den Bibliotheken von Europa immer eine bestimmte Anzahl von Handschriften verlangen kann; aber diese muss man nachsehen mit grosser Vorsicht, geschweige denn auch Operationen zu machen, wie es nöthig wäre. Und für meinen Zweck wäre nothwendig gewesen, nicht eine kleine Anzahl von Handschriften, sondern tausende zu untersuchen.

Wie es damit stehen mag, habe ich für meine Pflicht gehalten, zu Gunsten der Wissenschaft Ihrem Urtheile diese noch unentwickelte Entdeckung anheimzustellen. Ich

Digitized by Google

sage unentwickelte, weil das Meiste und das Wichtigste noch zu entdecken ist. Aber nach dieser Enthüllung sind Sie im Stande, die besten und die zweckmässigsten Mittel zu finden, wodurch, wie ich wünsche und hoffe, nicht nur unedirte Handschriften zu entdecken, sondern auch die vorhandenen zu verbessern sind. Die meisten von den uns erhaltenen griechischen und lateinischen Handschriften fangen, wie Sie wissen, von dem tausendsten Jahre an, und gehen bis auf die neueste Zeit herab. Verhältnissmässig gehören nur wenige davon der älteren Zeit an. Sie können sich also den Werth und die Wichtigkeit für die Wissenschaft vorstellen, welche eine Papyrushandschrift auch von einem schon herausgegebenen Schriftsteller haben kann. Wenn z. B. auch nur ein Papyrusblatt von Sophokles gefunden wird, wie viel schwankende Meinungen wird man verbessern oder besser bestimmen! Aber ich für meinen Theil hoffe, dass wenn man mit Aufmerksamkeit und Fleiss diese Untersuchung der Handschriften anfängt, die Gewinne für die Wissenschaft in dieser Beziehung viel grösser sein werden. Wie es auch sein mag, werde ich meine Pflicht für erfüllt halten, wenn es mir gelingt, auch das Kleinste zu der Wissenschaft beizutragen. Jetzt ist es mir genug, dass ich in dieser Sache den ersten Anstoss gebe und noch auch die Art und Weise der Erforschung zu Gunsten der Wissenschaft ans Licht bringe.

Der Präsident spricht den beiden Rednern den Dank der Versammlung aus.

Es folgen die Referate über die Sectionsverhandlungen und zwar ergreifen nach einander das Wort die Herren Prof. Stoy-Jena als Referent der pädagogischen, Prof. Gildemeister-Bonn als Referent der orientalischen, Prof. Sievers-Jena als Referent der germanisch-romanischen, Prof. Gädechens-Jena als Referent der archäologischen, Realschuldirector Kiessler-Gera als Referent der mathematisch-naturwissenschaftlichen und Prof. Prien-Lübeck als Referent der kritisch-exegetischen Section.

Nach Abschluss dieser Mittheilungen ergreift das Wort der Präsident Delbrück: Er sagt, er habe die Aufgabe, der Versammlung einen Vorschlag über die Wahl des nächsten Tagungsortes der Philologenversammlung zu unterbreiten. Er sei in der angenehmen Lage, die Mittheilung machen zu können, dass diesmal ein Anerbieten vorliege und zwar von Seiten der Stadt Trier. Dieselbe werde besonders dadurch empfohlen, dass dort im nächsten Jahre die Blosslegung eines Kaiserpalastes stattfinde; da man nicht wissen könne, ob nicht in 2 oder 3 Jahren eine Verschüttung des blossgelegten Gebäudes erfolge, so sei es rathsam, die Aufforderung zu acceptieren und im nächsten Jahre in Trier zu tagen. Das Präsidium habe sich nun, da es über die Verhältnisse in Trier nicht hinreichend orientiert gewesen sei, mit Prof. Bücheler in Bonn in Verbindung gesetzt und habe von diesem die Zusage erhalten, dass er gern bereit sei, das Präsidium zu übernehmen. Hinsichtlich der Wahl eines Collegen werde er sich mit Genehmigung der Versammlung an die massgebenden Persönlichkeiten der Stadt Trier wenden.

Der Vorschlag findet allgemeinen Beifall.

Ehe nun der Präsident zum Schluss der Sitzung übergeht, ertheilt er noch Herrn Prof. Eckstein-Leipzig das Wort zu folgender Ansprache:

Meine Herren! Ich habe die Ehre gehabt, neulich als Prologus die Stadt Gera zu begrüssen, wo wir noch in der Erwartung dessen standen, was wir hier erleben würden; heute habe ich volles Recht, als Epilogus die verehrten Auditores et Spectatores zu dem üblichen Plaudite aufzufordern. Ich glaube, wir können auf die vergangenen Tage

Digitized by Google

doch mit grosser Befriedigung zurückblicken, nicht bloss wegen des wissenschaftlichen Resultats, sondern auch in Bezug auf das, was auch mit in Betracht kommen muss, in Bezug auf das gesellige Leben, das wir hier geführt, das uns nahe an einander gebracht und alten Freunden neue gewonnen hat. Wenn wir mit Befriedigung auf die Tage zurückblicken, so gebührt natürlich unser Dank zunächst dem hohen Präsidium, dem Manne, der von Jena aus sich so gerne dieser Angelegenheit unterzogen hat, seinen Collegen, die so bereit gewesen sind, unsere Verhandlungen zu leiten; dann aber vor allen Dingen den Männern, die hier alles Mögliche gethan haben, um uns die Tage recht angenehm, bequem und genussreich zu machen. Ich müsste, wenn secundum ordinem zu verfahren ist, vor allem des durchlauchtigsten Fürsten und Herrn gedenken, der verhindert war, unsern Versammlungen seine persönliche Theilnahme zu schenken, ich müsste gedenken des Staatsmannes, der in unserer Mitte zu erscheinen nicht aufgehört hat, ich müsste gedenken des Gymnasiums, seines Leiters, seiner Collegen, der gesammten Schulen, die hier in seltener Eintracht für uns gesorgt haben; aber nicht bloss die Schulen, sondern aus allen Verhältnissen dieser Stadt heraus, vom Bürgermeister an, haben ja Alle Alles gethan, um uns die Erinnerung an die Geraer Tage werth und lieb zu machen: die Erholung hat uns ihre schönen Räume gastlich geöffnet, sie hat uns geistige und leibliche Genüsse gewährt in reicher Fülle, das Comité hat sogar zu den wenigen exotischen Pflanzen eine reiche flora Gerana uns vorgeführt in wahren Prachtexemplaren und ältere und jüngere Collegen haben dadurch Gelegenheit gehabt, auch ihre botanischen Studien in diesem Sinne zu erweitern und ihre orchestische Fertigkeit von neuem zu bewähren. Ich denke, wir dürfen nicht von diesem Orte scheiden, ohne den herzlichsten Dank auszusprechen allen denen, die uns die reichen Genüsse geboten haben. Ists doch gegangen bis in die Färbereien und Webereien hinein und die Herren Fabrikanten haben es nicht verschmäht, auch dem Laien einen Blick in ihre Werkstatt zu öffnen. Wir werden zwar noch nicht am Ende sein; mit der jüngeren Linie wären wir fertig, die ältere steht uns noch bevor, aber nach dem, was wir jetzt gesehen, dürften wir auch von dem, was uns noch bevorsteht, zumal die Sonne wieder so freundlich scheint, erwarten, dass auch dies ein reicher Genuss sein wird. Sie finden es gerechtfertigt, wenn ich den herzlichsten Dank ausspreche allen denjenigen, welche uns ihre Theilnahme, Sorgfalt und Fürsorge gewährt haben und wenn ich schliesse mit dem herzlichen Wunsche, dass auch die Stadt Gera und das Reussenland uns ein freundliches Andenken bewahren möge. Das Reussenland, Gera und seine Bewohner, sie leben hoch!

Die ganze Versammlung stimmte begeistert in das Hoch! ein.

Präsident fragt an, ob noch jemand das Wort zu ergreifen wünsche. Da das nicht der Fall ist, so dankt er für die dem Präsidium gewährte Nachsicht und erklärt die 33. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für geschlossen.

Digitized by Google

Verhandlungen der Sectionen.

I. Pädagogische Section.

Die pädagogische Section constituierte sich Montag d. 30. Septbr. nach der ersten allgemeinen Sitzung. Zum Vorsitzenden wurde der Schulrath Prof. Stoy (Jena) gewählt.

Erste Sitzung.

Einem bei der Constituierung gefassten Beschlusse zufolge tagte die pädagogische Section Dienstag d. 1. Octbr. gemeinsam mit der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section. Die Verhandlungen s. unten s. VI.

Zweite Sitzung.

Morgens 8¼ Uhr.

Schulrath Prof. Stoy: Obwohl die Verhandlungen über die gestern angehörten Betrachtungen über die Kegelschnitte noch nicht zu Ende geführt sind, habe ich doch geglaubt in Aller Interesse zu handeln, wenn ich die Herren nicht eingeladen habe, der weiteren Abschliessung jener Debatte beizuwohnen, sondern heute in besonderer Sitzung in die Berathung einzutreten. Zu derselben liegen vor:

1) die bereits angekündigten Mittheilungen von Gymnasiallehrer Dr. Zelle über eine neue Projection von Schulwandkarten;
2) die von Oberlehrer Dr. Koldewey zur Schul-Geschichte;
3) eine Ankündigung discussionsfähiger Mittheilungen des Herrn Director Grosser über griechische Extemporalien und Exercitien.

Ich darf die Reihenfolge dieser Vorträge so festsetzen, dass zuerst die Mittheilungen des Director Grosser zum Vortrag und zur Berathung kommen, dann der Vortrag von Dr. Zelle und sodann die Ankündigungen von Dr. Koldewey. Ehe wir jedoch in die Tagesordnung eintreten, ertheile ich dem Oberlehrer Dr. von Kampen das Wort zu einer kurzen Mittheilung über ein literarisches Unternehmen.

Dr. v. Kampen: Es sei den Herren vor einigen Wochen das Probeblatt einer Zeitung zugegangen. Das Unternehmen bezwecke, zu dem, was auf der Schule gelesen werde, und zu den classischen Schriftstellern Spezialkarten zu liefern, welche neben das Buch gelegt werden könnten, um den Schülern Klarheit zu schaffen, vor allen Dingen, um Alles, was der Text an Schwierigkeiten biete, zu lösen. Das Blatt, welches den

Digitized by Google

Herren zugegangen sein werde, zeige, in welcher Weise diese Aufgabe zu lösen versucht werde. Von verschiedenen Seiten seien ihm zustimmende Urtheile zugegangen, auch Bestellungen eingelaufen.

Es habe ihm Leid gethan, jetzt nicht die erste Lieferung mitbringen zu können. Dieselbe werde erst in etwa 14 Tagen fertig sein. Sie werde in einem Einschlag gegeben, auf welchem die nothwendigsten Angaben sich finden werden. Das 2te Blatt habe er in 2 Exemplaren hier liegen.

Für den Gebrauch in der Schule werde es jedenfalls angenehm sein, dass die Blätter einzeln zu haben seien und zwar zu einem mässigen Preis, es koste das Blatt 12 Pfennige, so dass es für die Schüler keine Schwierigkeit habe, die Blätter anzuschaffen. Er bittet, sich dieses Unterrichtshilfsmittels bedienen zu wollen. Er hoffe, dass es bis Ostern oder doch jedenfalls bis zum Sommer fertig sein werde.

Ob sich noch andere Blätter anschliessen würden, hänge davon ab, welche Aufnahme das Unternehmen finden werde.

Vors. Schulrath Stoy theilt mit, dass er einen Bogen circulieren lassen wolle für diejenigen, welche sich noch für die Section einzeichnen wollen. Darauf ertheilt er das Wort dem

Director Grosser: Ich bitte zunächst um Entschuldigung, wenn ich ohne Vorbereitung und ohne eine der Sache ganz angemessene Form, mehr aphoristisch nach dem, was ich noch gestern Abend in der Eile zusammengestellt und aufgeschrieben habe, eine Materie zur Discussion vorlege, welche schon mehrfach behandelt worden ist, aber die Betheiligten immer noch nahe genug angeht. Es kommt mir im Sinne meiner bereits vorgestern gemachten Aeusserungen in erster Linie darauf an, dass die philologisch-pädagogische Section nicht lediglich passiv sich unterordnend an dem an sich trefflichen und interessanten Gedankenaustausche der mathematisch-pädagogischen Section participiere, sondern auch selbstständig und activ sich aussprechen möge. Es hat diesmal an gehörig präparierten Vorlagen gefehlt, und da muss die Praxis, die Empirie aushelfend eintreten. Ich bin der Ueberzeugung, dass gewisse Dinge in der Pädagogik, so oft sie auch behandelt und bekämpft worden sind, immer wieder auf's Neue auf die Tagesordnung gesetzt und unter alten wie neuen Gesichtspunkten beleuchtet zu werden verdienen. Sachen und Personen wachsen und ändern sich, und auf jeder Stufe sieht sich das Object anders an. Ich will heute einige Mittheilungen machen über die Methode, welche ich selbst in Prima für griechische Uebungen anwende, wie sie auch mutatis mutandis im Allgemeinen auf unserem Gymnasium nach dem von mir im Jahre 1875 ausgearbeiteten Lehrplane gehandhabt wird, und zwar nach den Grundsätzen, die ich im Wittstocker Osterprogramm 1876 auseinandergesetzt habe unter dem Titel: Beobachtungen auf dem Gebiete des altsprachlichen Unterrichts.

Die Methode muss nach meiner Ueberzeugung bestrebt sein, die deutsch-griechischen Uebungen mit Nachdruck zu betreiben, ohne der Lectüre zu viele Zeit zu rauben Dies ist der Kern- und Brennpunkt der folgenden Mittheilungen, welche im Einzelnen durchaus nicht den Anspruch auf kanonische Geltung erheben, sondern nur ein Exemplum liefern wollen, wie es in jenem Sinne gemacht werden kann resp. gemacht wird.

1. Es liegt nun bestimmte Veranlassung vor, diesen Mittheilungen noch eine These über die Nothwendigkeit des Scriptums vorauszuschicken. „Das griechische

Digitized by Google

Scriptum ist auch in Prima und im Abiturientenexamen durchaus unentbehrlich, wenn der griechische Unterricht überhaupt Früchte tragen soll.“ — Darüber sollte ein Zweifel eigentlich nicht mehr möglich sein; gleichwohl wird ein solcher von manchen Seiten immer noch erhoben; immer noch tauchen Stimmen auf und nicht bloss aus realistisch angelegten Kreisen, welche die griechischen Uebungen als unnützen Ballast verwerfen wissen möchten, trotzdem alle Verhandlungen von wirklich sachverständigen Fachgenossen über diesen Gegenstand eine Ablehnung jener Forderung ergeben haben. Man möchte fast glauben, solchen Stimmen lägen bisweilen mehr persönliche als sachliche Interessen zu Grunde.

Man behauptet von gegnerischer Seite wohl, ein griechisches Extemporale schreiben zu können, sei überflüssig und nicht Lebenszweck. Es müsse die Lectüre erweitert, die Grammatik und ihre Uebungen eingeengt und mit Secunda abgeschlossen werden. Aber welche Erfahrungen hat man denn dabei gemacht, dass bis zu der Circularverfügung vom 12. Januar 1856 etwa 20 Jahre lang das griechische Extemporale nicht von den Abiturienten verlangt worden ist? Verflachung und Vernachlässigung der Grammatik, Oberflächlichkeit im Verständnisse einer weit ausgedehnten Lectüre, Rathen, Pfuschen, Sinnverdrehungen aller Art waren an der Tagesordnung und mussten es sein, wenn die Aufmerksamkeit auf die Constructionen, Formen und Partikeln mit allen den feinen Nüancen des Gedankens verloren ging.

Ich selbst habe als Schüler des vortrefflichen Ameis unter jener Einrichtung sehr viel gelesen auf der Schule; aber einen bleibenden Gewinn habe ich damals nicht behalten. Damit soll freilich nicht gesagt sein, dass während der Lectürestunde selbst grammatische Uebungen anzustellen seien; vielmehr halte ich daran fest, dass sich grammatische wie sachliche Erläuterungen nur dienend dem Geiste und Sinne der betreffenden Schriftstelle unterzuordnen haben.

Das griechische Extemporale ist allerdings nicht Lebenszweck, wohl aber ein durchaus nothwendiges Mittel zu der Befestigung und der sie ergänzenden Documentierung der grammatischen Sicherheit, des Schlüssels, ohne welchen ein tieferes Verständniss der Autoren und der in ihnen dargestellten Gedankenwelt nicht wohl möglich ist. Die Composition muss der Exposition dienen; denn gleichwie im gewöhnlichen Leben der beste Sachverständige in einer Berufssphäre derjenige ist, welcher sie nicht bloss theoretisch kennt, sondern auch praktisch sie beherrscht und selbst produktiv darin gewirkt hat, so lässt sich auch durch die Selbstthätigkeit des Schreibens ein tieferes Verständniss erreichen als durch bloss receptive Lectüre. Man bilde sich nicht ein, dass der grammatikalische Unterricht mit Secunda abgeschlossen werden könne; dazu ist die Arbeit zu schwer, die Sache zu wichtig, der Schüler zu unreif. Man trifft nicht kostspielige Anstalten zum Bergwerksbetriebe und steigt nicht in die Schachte, um in halber Tiefe mit taubem Erz und Schlacken sich zu begnügen. Ebenso bedeutsam als der materiale ist der formale Gewinn. Die einzelnen Formen freilich kommen vielleicht im späteren Berufsleben abhanden; aber der an und aus ihnen gewonnene Geist entwickelt sich gewaltig weiter, gleichwie der im Kerne eingeschlossene Keim die schützenden Schalen und Hülsen selbst durchbricht und zertrümmert bei Seite wirft, wenn diese ihre Schuldigkeit gethan haben, und er selbst lebensfähig genug geworden ist, sich selbstständig fortzuentwickeln. Erst wenn die Glock' soll auferstehen Darf die Form in Stücke gehen, und dann: Quo

Digitized by Google

semel est imbuta recens, servabit odorem Testa diu! Dies habe ich zur ersten These zu bemerken.

Ich komme nun zur Methode, welche bezweckt, dass der Lectüre möglichst wenig Zeit geraubt, trotzdem aber die Extemporal-Uebung mit Nachdruck betrieben werden möge.

II. Schriftliche Extemporalien. Die Formenübungen müssen zwar in Quarta und Tertia vom Satze ausgehen, die Formen der Extemporalien müssen auf dieser Stufe, in Gestalt von Sätzen, wenn auch noch so kurzen, auftreten. Dagegen können aus äusseren Gründen, nämlich aus Rücksichten der Zeit, die in Secunda und Prima bisweilen noch erforderlichen Repetitionsextemporalien den Rahmen der einfachen Formen nicht wohl überschreiten. — Die Formen sind die Bausteine zum Satze; um sie zu befestigen, muss repetiert werden. Dazu ist es aber nothwendig, nacheinander einzelne ganz bestimmte Verbalklassen, z. B. die Verba contracta, liquida, μι, die Verba anomala tabellenweise den Secundanern aufzugeben, und dass diese begrenzte Repetition wirklich vollzogen ist, durch die begrenzten Formextemporalien documentieren zu lassen und erst zum Schluss des Schulsemesters grössere Gruppen zum Gegenstande einer Uebung zu machen. Grossen Repetitionsaufgaben gegenüber wird der Schüler schliesslich die Grammatik gar nicht ansehen, er wird vor der Masse erschrecken und es lediglich auf die frühern Kenntnisse von den Elementarstufen her ankommen lassen.

Das Formextemporale darf also in Secunda nicht ganz ausgeschlossen werden, sondern soll neben den syntaktischen Extemporalien gelegentlich hergehend zum Repetieren dienen, es ist aber auf den Raum von einer viertel bis einer halben Stunde innerhalb 2—3 Wochen zu beschränken; die regelmässigen Conjugationen werden übrigens ohnehin bei den Verbis anomalis wieder mit eingeübt. Z. B. bei γαμέω die Stämme γαμε- und γαμ-; bei ὁράω die Stämme ὁρα-, ἰδ-, ὀπ-. (Redner zeigt dies noch an verschiedenen Verben.)

Die Satzextemporalien lehnen sich in Secunda an die successiv durchgenommenen syntaktischen Pensa an. Die Sätze sind möglichst von dem Lehrer selbst aus dem Stoffe der Klassenlectüre zu entnehmen oder danach unzubilden. In Prima sind vorwiegend zusammenhängende Stücke dazu zu benutzen; womöglich entlehne auch hier der Lehrer den Stoff der Lectüre. Doch sind in deren Ermangelung auch von der Lectüre unabhängige Stücke nicht unzulässig, sie sind namentlich dann nöthig, wenn die Extemporalia zur Repetition bestimmter Capitel der Casus- oder Moduslehre berechnet werden müssen. Letzteres hat sich zur Anregung des häuslichen Fleisses ausserordentlich bewährt.

Die Extemporalien sind in Quarta und Tertia gewöhnlich Subito-Extemporalien, d. h. der Schüler schreibt die dictierten Worte sofort griechisch in das Reine nieder. Auch in Secunda ist dies Verfahren in der Regel anzuwenden theils der Zeitersparniss halber, theils zur Erlangung der erforderlichen Schlagfertigkeit. Nur für die Klausurarbeiten halte ich es für nothwendig, den Text [illegible]her zu dictieren und dann erst ausarbeiten zu lassen, weil dies als Vermittlung zw[illegible]chen Extemporale und Exercitium das ungetrübteste Bild der wahren Kenntnisse gibt.

In Prima dagegen wird der deutsche [illegible]xt von mir dictiert und sofort von den Primanern griechisch — aber erst ins Unrei[illegible] — niedergeschrieben. Nach einer kurzen Revisionszeit wird es dann mundiert. Bei [illegible]r Revision hat der Schüler erst die syntaktische und dann die formale Seite vorw[illegible]end ins Auge zu fassen.

Digitized by Google

Diese regelmässig von mir angewendete Methode vereinigt die Vortheile der beiden andern. Der Schüler gewöhnt sich an Schlagfertigkeit, aber er behält nachher Zeit zum Nachdenken und Revidieren der doch schwierigeren Aufgaben.

III. Mündliche Extemporalia. Von grosser Bedeutung sind die mündlichen Extemporalia oder Retroversionen nicht bloss bereits übersetzter Capitel, sondern auch noch unübersetzter oder erst zum Präparieren aufgegebener Stücke, je nachdem sich ein Capitel dazu eignet; es geschieht nicht regelmässig, sondern je nach Bedürfniss und meist unverhofft für den Schüler.

Diese Methode hat mehrere Vortheile: der Fleiss der Präparation der Schüler wird mehr controliert und erheblich gesteigert, wenn sie wissen, dass sie für alle Fälle gesattelt sein müssen, sie werden infolge dessen zum Nachdenken veranlasst, sie werden leichter gewöhnt, schlagfertig zu sein. Die Retroversion ist das schnellste Extemporale. Die Lectüre schreitet dabei selbst fort, da die Retroversion an ihre Stelle tritt. Ist nemlich der Lehrer mit der häuslichen Uebersetzungs-Aufgabe fertig geworden und hat noch Zeit übrig, so lasse er die Bücher zuschlagen und das folgende Capitel retrovertieren, wenn es sich dazu eignet.

IV. Schriftliche Exercitia. Die Exercitien betreffend stellt sich vielfach ein Uebelstand mit der Zeit heraus; die Zeit reicht nicht aus, um, was an sich das Beste wäre, geeignete Stücke zu dictieren. Der Zeitverlust ist unverantwortlich. Eingeführte Uebungsbücher halten nur eine Zeit lang vor. Es ist nicht zu vermeiden, dass ganze Hefte corrigierter Exercitien sich in den Händen der Schüler von Generation zu Generation forterben und als Eselsbrücken benutzt werden. Ich halte zwar streng darauf, dass jedesmal am Schluss des Semesters von sämmtlichen Schülern des Gymnasiums die verschiedenen Hefte eingezogen und mir zum Cassieren übergeben werden. Trotz aller Vorsicht ist es aber nicht zu vermeiden, dass das Heft eines abgegangenen oder erkrankten Schülers nicht eingezogen oder sonst wie zurückbehalten wird. Was nützt es aber, wenn vor dem Diebe 11 Thüren verschlossen werden und die 12te offen bleibt?

Mit den Uebungsbüchern zu wechseln hat auch seine grossen Bedenken; es kostet Geld und nützt nur für die erste Zeit, nicht für die Dauer. In Wittstock ist seit 10 Jahren Seyfferts treffliches griechisches Uebungsbuch eingeführt; davon aber existierten, wie ich mich überzeugt habe, als ich eintrat, schon seit längerer Zeit corrigierte Hefte; ich habe das schliessen müssen aus der Natur der gelieferten Exercitien und habe sofort eine Aenderung eintreten lassen. Aus Seyfferts griechischem Uebersetzungsbuche werden daher Exercitien längst nicht mehr gemacht.

Um nun sowohl dieses Uebungsbuch, als auch das zeitraubende Dictieren zu vermeiden, lasse ich aus andern Büchern, die bereits in den Händen der Schüler sind, Exercitien anfertigen, so aus Seyfferts deutsch-lateinischem Uebungsbuche in Prima, aus v. Grubers deutsch-lateinischem Uebungsbuche in Secunda. Wo ein anderes z. B. von Süpfle eingeführt ist, kann natürlich auch dieses wohl benutzt werden. Der Lehrer hat freilich die Pflicht, mit Umsicht nur geeignete Stücke auszusuchen, an denen es nicht mangelt, event. schwierige Stellen wegzulassen oder vorher zu besprechen. Aus Seyfferts deutsch-lateinischem Uebungsbuche habe ich z. B. Stücke wie XI, XIX, XXI, XXXII, XXXIII, L—LV brauchbar gefunden. Die Stilistik kommt ja im Wesentlichen nicht in Betracht, obwohl barbarisches Griechisch nicht zu dulden ist; der Schüler soll einfach und natürlich schreiben. —

Digitized by Google

Ich habe die Beobachtung gemacht, dass dies den Schülern nur ganz im Anfange Schwierigkeiten machte, dass sie aber beim zweiten oder dritten Male sich leicht hineinfanden. Ich habe längst nicht mehr nöthig, vorher ein Stück zu besprechen.

Ein wesentlicher Vortheil ist dabei, dass die geringste Uebereinstimmung der Arbeiten leicht controliert werden kann, da der Schüler nicht an bestimmte Ausdrücke gebunden ist, sondern in freier Weise die Phrasen und event. die Sätze umgestalten soll.

Die Rückgabe der Arbeit darf in Prima nicht zu viel Zeit in Anspruch nehmen und somit der Lectüre entziehen.

Der Schwerpunkt der Correctur muss hier im Hause des Schülers liegen und seine Selbstthätigkeit herausfordern. Die Schüler werden angewiesen, zu einem bestimmten Tage die angestrichenen Fehler mit Hülfe der Grammatik durch eigenes Nachdenken im Hause selbst zu verbessern. Je eine Seite des Scriptums bleibt leer, damit die Correctur darauf bequem und übersichtlich eingetragen werden könne.

Ein Gedankenaustausch über dubia unter den Mitschülern wird als anregend empfohlen und ist jedenfalls nicht verboten. Ich habe gesehen, dass ganze Gruppen von Schülern zusammenstanden und grammatische Berathung hielten, die sie nur fördern konnte.

Die wirklichen Schwierigkeiten oder die von Vielen gemachten Fehler werden allerdings gleich bei der Rückgabe erläutert; die von den Schülern nicht gefundenen Verbesserungen bleiben dann hinterher allein zur Besprechung übrig; das ist aber in einer viertel bis halben Stunde abgemacht.

In Secunda ist es natürlich etwas anders. Eine allgemeine Besprechung der gemachten bedeutenderen Fehler, die die Schüler sich notieren dürfen, ist der Rückgabe der Hefte selbst vorauszuschicken. Während einer solchen Besprechung aber bekommen die Schüler die Hefte noch nicht in die Hand. Ich habe beobachtet, dass die Schüler, während ein Satz noch erklärt wurde, neugierig schon nach den nächsten Sätzen sich umsahen und daher nicht wussten, wovon die Rede gewesen war; ohne die Hefte sind sie aber genöthigt, streng aufzupassen. Die Sätze selbst sind ja ihrem Gedächtnisse und Interesse nicht mehr fremd. Dann wird es gemacht wie in Prima; die Secundaner bekommen die Hefte zurück und corrigieren sie zu Hause. Es ist aber nothwendig und bei allen Correcturen unseres Gymnasiums angeordnet, dass die schriftliche Nachcorrectur, welche die Schüler vorzunehmen haben, controliert und mit dem Vidi des Lehrers unterzeichnet werde.

Ich lege hierauf fast soviel Gewicht wie auf das Scriptum selbst, obwohl ich recht gut weiss, dass bei stark frequentierten Klassen dadurch eine Mehrarbeit von Belang entsteht. Aber die Fortschritte der Schüler werden sicherer, weil die Arbeit der Schüler-Correctur sorgfältiger wird. Eventuell müssen die Schüler zum zweiten Male verbessern.

V. Mündliche Exercitia. Wie die Retroversion zu dem Extemporale, so verhält sich die mündliche Uebung zum Exercitium. Hierzu ist, da schriftliche Notizen verboten sind, das eingeführte, wenn auch veraltete, griechische Uebungsbuch immer wieder von Neuem zu benutzen. Ich bediene mich dabei folgender Methode: Für die eine alle 2 Wochen stattfindende mündliche Uebungsstunde bekommen die Schüler ein grösseres Stück aus Seyffert zur Präparation auf. Dann liest je ein Schüler eine grössere Periode

Digitized by Google

vor, stellt dabei unaufgefordert kurz andeutend die Arten der darin vorkommenden Nebensätze fest und nennt ebenso kurz die dazu erforderlichen Conjunctionen nebst den dazu gehörigen Modis. Andere Schüler können dann herangezogen werden, um die möglichen Variationen einer Construction anzugeben. Ich halte dies für erspriesslich, weil so viele auf Oberflächlichkeit beruhende Verwechselungen, z. B. bei dem deutschen „dass", „wenn" u. s. w., durch das Nachdenken abgewöhnt werden. Nachdem jenes schnell geschehen ist, lässt man nicht den Schüler, der gelesen hat, sondern einen anderen die Periode übersetzen. Dabei darf der Lehrer ihn nur ganz selten unterbrechen, ausser wenn der Schüler eben gar nicht weiter kommen kann. Die eigentliche Berichtigung erfolgt erst am Ende der Periode oder auch des ganzen Stückes, und zwar wieder durch andere Schüler. Mein Princip ist dabei, möglichst viele Schüler heranzuziehen, theils um den Fleiss derselben zu controlieren, theils um sie jeden Augenblick bei der Sache zu halten. Es macht dem Schüler Freude, etwas zu corrigieren, was der Andere verfehlt. In Prima sicherlich wird die Kameradschaftlichkeit nicht gestört durch dieses an wissenschaftliches Disputieren grenzende Verfahren.

In Prima reicht 1 grammatische Stunde in der Woche aus, und zwar wird alternierend das eine Mal aus Seyfferts Uebungsbuche übersetzt, das andere Mal (in der nächsten Woche) wird ein grösseres grammatisches Pensum besprochen. Gewisse Dinge werden aber bei jeder Gelegenheit betont, z. B. der Unterschied von οὐ und μή sowie der Präteritumbedeutung und der Zeitlosigkeit der Nebenmodi des Aoristes, je nachdem sie dem Urtheilssatze oder dem Begehrungssatze angehören, also je nachdem sie den Indicativ oder den Imperativ logisch vertreten u. a. m. (Redner giebt ein kurzes Bild der Art und Weise wie dies geschieht.) In Secunda hat sich dagegen herausgestellt, dass die im frühern Lehrplane festgesetzte 1 grammatische Stunde nicht ausreicht; es sind 2 Stunden erforderlich und jetzt eingerichtet. Extemporalien schreiben, die Arbeiten zurückgeben und Grammatik treiben, das lässt sich in 1 Stunde nicht abmachen.

Wenn ich die Resultate dieser Methode übersehe, so kann ich jetzt zufrieden sein. Die Abiturienten-Arbeiten fallen im Durchschnitte befriedigend, theilweise gut aus. Freilich einzelne Formenfehler sind so leicht nicht auszurotten. Vor allen Dingen aber arbeiten die Schüler schnell, nachdem sie so schriftlich und mündlich geübt worden sind. Die Abiturienten stehen nicht rathlos vor ihrer Aufgabe. Ja fast in jedem Semester haben mir einzelne Primaner privatim freie griechische Aufsätze abgeliefert, z. B. Περὶ Ἀχιλλέως, περὶ Ὀδυσσέως, περὶ Ἕκτορος τοῦ Ὁμηρικοῦ, Περὶ τῆς Ἀντιγόνης, Περὶ τῆς ἐκ τῶν Ἑλληνικῶν λόγων τε καὶ ποιημάτων ὠφελίας u. dgl. m.

Der Vorsitzende bemerkt: er habe geglaubt, dass der Vortragende eine Formulierung in bestimmten Sätzen vornehmen werde.

Director Grosser trägt hierauf These 1 vor: „Das griechische Scriptum ist auch in Prima und im Abiturientenexamen durchaus unentbehrlich, wenn der griechische Unterricht überhaupt Früchte haben soll." Redner bemerkt dazu: er halte aber daran fest, dass der Lectüre nicht zu viel Zeit geraubt werden dürfe, und dies solle die Methode verhüten.

Geh. Rath Schrader (Königsberg): Ich möchte dem Referenten meinen und aller Dank dafür aussprechen, dass er uns einen Einblick in seine Schulpraxis gestattet hat.

Digitized by Google

Für mich ist es immer interessant und belehrend gewesen zu sehen, wie andere Männer es machen. Ich gestehe, das Hauptgewicht lege ich auf diese Belehrung. Ich würde in Verlegenheit sein noch etwas zur Vertheidigung der These zu sagen, da ich glaube, sie müsse von Kundigen ohne weiteres angenommen werden. Doch es sind Stimmen Unberufener laut geworden, welche das griechische Scriptum in Prima in Frage gestellt haben. Ich muss sagen, ich halte die Beibehaltung des griechischen Scriptums in Prima für ein günstiges Ergebniss des griechischen Unterrichts für nothwendig, ja geradezu für eine Lebensfrage. Ich beziehe mich in dieser Hinsicht auf das, was Director Grosser angeführt hat, und auf das, was ich selbst erlebt habe, auf die Erfahrung, die ich von 1834 bis 1856 und von da an wieder in entgegengesetztem Sinne gemacht habe. Ich weiss, wie schwach die Leistungen der Schüler gewesen und wie sie allmählich besser geworden sind. Ich habe, da ich gerade 1856 in mein gegenwärtiges Amt eingetreten bin, genug Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie sich von da an die Verhältnisse wieder gebessert haben und zwar nicht bloss hinsichtlich des Scriptums, sondern hinsichtlich des griechischen Unterrichts überhaupt. Ich behaupte, dass das Scriptum resp. die Zeit, welche darauf verwendet wird, keineswegs zur Beeinträchtigung der Lectüre, sondern zu deren Förderung dient. Erst dann, wenn der Schüler Gelegenheit hat, sich durch die Anwendung des Erlernten im Schriftlichen als fest zu zeigen, gewinnt er die rechte Aufmerksamkeit auf das, was ihm in der Lectüre geboten wird. Ich kann es nur für einen verunglückten Vorschlag halten, wenn in Secunda mit der Grammatik abgeschlossen werden soll. Ich will auf Einzelheiten kein besonderes Gewicht legen, ich weise nur darauf hin, dass die feinere Fühlung der Sprache in Satzverbindung, Satzbau und Partikelanwendung erst in Prima dem Schüler zum Bewusstsein gebracht werden kann. Die Lectüre wird dann vom Schüler gründlicher betrieben, wenn er durch fortgesetzte schriftliche Uebung in den sicheren Besitz der Sprache gebracht ist.

Auf die Einzelheiten möchte ich nicht eingehen, weil sie in dem Vortrage des Referenten genügend behandelt worden sind und weil ich vor Kundigen spreche, die einer Belehrung nicht bedürfen.

Ich würde mich freuen, wenn von der Versammlung ein Zeugniss für die Unentbehrlichkeit des griechischen Scriptums in Prima abgelegt würde.

Director Eckstein: Zunächst will ich meine Freude darüber aussprechen, dass hier ein Gegenstand zur Besprechung vorliegt, der allgemein interessiert und praktische Bedeutung hat. Aber ich möchte davor warnen, in eine genaue, eingehende Besprechung der vor uns entwickelten Methode einzutreten. Es ist da eine Menge von Dingen, gegen die man grosse Bedenken haben kann und über die zu streiten ohne Werth wäre. Die Methode ist der Lehrer. Wenn Director Grosser es so macht, so macht er das gewiss vortrefflich; ein anderer macht es wieder anders. Mein Wunsch ist der, dass der Satz, der vor einigen Jahren in Leipzig angenommen worden ist, noch einmal mit grosser Majorität angenommen werde: das griechische Scriptum ist in Prima unentbehrlich, und zwar nicht um des Scriptums willen, sondern um Sicherheit in der Lectüre zu erzielen.

Es freut mich hervorgehoben zu sehen, dass die Lectüre das Wichtigere ist und dass Werth darauf gelegt werden müsse, die Schüler hierin zu fördern.

Wenn ich einen Wunsch aussprechen darf, so geht er dahin, dass wir uns über

Digitized by Google

den Satz einigen: „das griechische Scriptum ist in Prima und bei den Abiturientenexamen unentbehrlich". Dass wir eine Motivierung beifügen, ist gar nicht nöthig.

Director Grosser erklärt sich mit dem Herrn Vorredner einverstanden und bemerkt, er habe die Bemerkungen über die Methode nicht als Hauptsache zur Discussion bringen, vielmehr nur ein Beispiel geben wollen, wie man es machen könne. Er möchte aber doch noch hinzufügen, dass wenigstens der Kern- und Brennpunkt der methodischen Bemerkungen als Zusatz zur Resolution gelangen möge: „die Methode muss darauf bedacht sein, dass der grammatische Unterricht der Lectüre nicht zu viel Zeit raube, sondern mehr durch intensive Betreibung wirke".

Director Oberdick erklärt sich einverstanden mit Prof. Eckstein und hält nur den Zusatz für nöthig: „im Interesse der Gründlichkeit der Lectüre".

Prov.-Schulrath Kruse: Mit der These haben wir uns schon einverstanden erklärt; ich habe auch nur meine Zustimmung dazu zu erklären, dass wir das griechische Scriptum beibehalten. Dem Antrage, dass in der Debatte nicht in die Methode eingegangen werde, trete auch ich bei; doch könnte es nicht schaden, wenn hervorgehoben würde, dass es auf die Art der Arbeit ankommt, die wir im Abiturientenexamen verlangen. Ich halte es nicht für nöthig, dass in jeden Satz eine Masse von Schwierigkeiten und „Verschmitztheiten" hineingearbeitet werde.

Ich meine also, dass das griechische Scriptum auch im Abiturientenexamen beibehalten, dass aber ein Stoff aus einem Schriftsteller oder sonst etwas vorgelegt werde, woraus der Lehrer wirklich ersehen kann, wieweit der junge Mann es im Verständniss der Sprache gebracht hat.

Etwas möchte ich noch hervorheben, was mir aufgefallen ist. Ich habe alle Achtung vor der Praxis des Redners, verstehe aber nicht, wie man aus Grubers lateinischem Uebungsbuche griechische Exercitien anfertigen lassen kann; namentlich sind doch Abschnitte wie über den Gebrauch der Futura und ihrer Conjunctive dazu nicht geeignet. Ich weiss nicht, wie das auf das Griechische anzuwenden sein würde.

Director Grosser: Ich glaube, der Vorwurf, der mir gemacht worden, ist ziemlich erledigt durch den Zusatz, den ich oben gemacht habe: dass es Sache des Lehrers sei, mit Sorgfalt und Umsicht geeignete Stücke auszuwählen. Es versteht sich von selbst, dass solche, welche sich nicht dazu eignen, nicht gewählt werden und dazu gehört der Gebrauch der Conjunctive der Futura. Es handelt sich hier hauptsächlich um Einübung der Casuslehre: dazu, meine ich, reicht Gruber aus, wenn auch Süpfles Uebungsstücke noch zweckmässiger erscheinen. Es kommt aber doch hauptsächlich darauf an, ein Buch zu benutzen, welches bereits in den Händen der Schüler ist.

Vorsitzender Schulrath Stoy: Ich möchte vorschlagen, ehe wir in derartige Details eingehen, doch zunächst die erste und wichtigste These zum Abschluss zu bringen, eine Erklärung abzugeben über die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit des griechischen Scriptums. Darauf ist schon der Antrag gestellt. Ich füge hinzu, dass ich mich über die These selbst ausserordentlich gefreut habe, von deren Wichtigkeit ich überzeugt bin.

Ich unterstütze auch den Antrag des Director Eckstein, dass die These trotz des Vorganges von Leipzig erneuert werde, weil die Angriffe gerade gegen das griechische Scriptum sich neuerdings wiederholt und verstärkt haben. Es ist dies der Punkt, bei welchem eine Bresche geschossen werden soll.

Digitized by Google

Ich bitte die Versammlung, falls sie damit einverstanden, dass über diesen Punkt abgestimmt werde, die Hände zu erheben. (Es geschieht.)

Der Vorsitzende stellt dann die Frage: ob die Versammlung der Meinung sei, dass das griechische Scriptum, Extemporale und Exercitium in Prima und im Abiturientenexamen als durchaus unentbehrlich angesehen werden müsse.

Director Eckstein hält diese Fassung für nicht ausreichend: Die Sache steht so, dass von denjenigen, welche Front gegen das Griechische machen, gesagt wird: wozu sollen die Schüler in Prima noch griechische Exercitien und Extemporalien anfertigen? dafür können sie etwas mehr in Mathematik leisten. Das ist der Punkt, von welchem aus die Agitationen der Realschulen gegen die Gymnasien erfolgen. Deshalb muss ganz bestimmt ausgesprochen werden, dass das griechische Scriptum (ohne Parenthesis über Extemporalien und Exercitien) in der Prima und bei der Abiturientenprüfung unentbehrlich ist, hauptsächlich „im Interesse der Gründlichkeit und Sorgfalt der griechischen Lectüre".

Director Grosser zieht seine ohnehin nur wenig abweichende Fassung zu Gunsten derjenigen des Director Eckstein zurück.

Bei der darauf folgenden Abstimmung wird die These so wie sie von Director Eckstein formuliert worden, einstimmig angenommen.

Die zweite These wird nach einer durch Prof. Hischfelder und Director Eckstein vorgeschlagenen Fassung, dahingehend: „Es ist zu verhüten, dass an die Kraft und Zeit der Schüler zu hohe Anforderungen gestellt werden", ebenfalls einstimmig angenommen.

Realschullehrer Dr. Wittich aus Cassel: Ich möchte mir eine kleine persönliche Bemerkung erlauben. Die Realschule ist in einer gewissen Weise angegriffen worden, als ob sie Front mache gegen das Gymnasium. Ich glaube mich für die Realschule dagegen verwahren zu müssen, dass sie das Gymnasium bekämpfe. Wir kämpfen für die Realschulen, nicht gegen die Gymnasien. Obgleich ich keinen griechischen Unterricht ertheile, hätte ich gerne Gelegenheit genommen, schon an den Vortrag des Director Grosser anzuknüpfen, da ich mit dem grössten Theile dessen, was Direstor Grosser gesprochen hat, sehr einverstanden bin, so weit es den sprachlichen Unterricht überhaupt betrifft. Dieselben Thesen wie über das Scriptum im Griechischen und die Grammatik im Verhältniss zur Lectüre möchte ich auch betreffs des Lateinischen für die Realschule ausgesprochen sehen. Bisher hat vorschriftsmässig kein lateinisches Scriptum für die Realschule bestanden und dasselbe, was vorhin bezüglich des griechischen Scriptums bei den Gymnasien ausgesprochen worden, gilt auch hier: es ist bei dem Schüler nicht der nöthige Respect vor der Sprache vorhanden, so lange er nicht Zeugniss abzulegen hat, dass er sich darin geübt hat. Der Respect wird erst dann vorhanden sein, wenn die Bestimmung getroffen wird, dass in Zukunft eine Abiturientenarbeit im Lateinischen zu machen ist, wie bei uns in Hessen-Nassau. Es werden die Schüler dadurch nicht mehr belastet werden, aber die grössere Achtung vor der Sprache wird ihnen grössere Aufmerksamkeit und grösseren Fleiss geben, und wenn in ähnlicher Weise, wie Director Grosser vorgeschlagen hat, mit Nachdruck vom Lehrer die Retroversion, das Extemporale und Scriptum getrieben wird, wenn die Aufmerksamkeit der Schüler waehgehalten wird auch durch Aeusserlichkeiten wie in der Art, dass die Arbeit bei der Besprechung nicht in die Hände der Schüler gegeben wird, wenn überhaupt eine einheitliche, richtige Methode

Digitized by Google

geübt wird, dann wird man auch im Lateinischen auf der Realschule mehr zu leisten im Stande sein, als bisher leider vielfach möglich gewesen ist.

Vorsitzender: Obgleich dies mehr als eine persönliche Bemerkung gewesen, wird doch davon mit Freude Act genommen.

In der Tagesordnung weitergehend, legt demnächst Gymnasiallehrer Dr. Zelle-Berlin der Section seine in einer neuen Projection entworfene Wandkarte von Europa vor. Er verpönt die bisher übliche Darstellung sei es der Meridiane oder der Parallkreise oder beider zugleich mit krummen Linien und empfiehlt statt deren den Gebrauch der geraden Linien, um von Sexta an eine gleichmässige geographische Anschauung zu erzielen. Besonders werde auf diese Weise dem Uebelstande abgeholfen, dass dem Schüler in der Klasse ein Land in ganz anderer Gestalt und Lage erscheint als zu Hause auf seinem Atlas, weil dort — wegen der meist unzureichenden Hilfsmittel beim geographischen Unterricht — die Wandkarte des Erdtheils benutzt werde, der Schüler aber zu Hause im Interesse der Gründlichkeit der Repetition die Specialkarte des betreffenden Landes zu Rathe ziehen werde. Dazu komme, dass die Absicht jener Darstellung, dem Schüler einen Begriff von der Kugelgestalt der Erde beizubringen oder vielmehr ein wirkliches Kugelstück in effigie vorzuführen, auf gedachte Weise gar nicht erreicht werde, weil der Schatten nicht angewandt werden könne, ein einzelnes Bild ohne Schatten uns aber nie den Begriff einer Kugel gebe.

Vorsitzender Schulrath Stoy dankt dem Herrn Vortragenden für die durchaus neuen Gedanken, welche die betheiligten Lehrer offenbar einer weiteren Achtung und Prüfung würdig finden würden. Auf eine Discussion einzugehen, sei keine Zeit mehr, wenn dem Herrn Koldewey noch einige Zeit verstattet werden solle, um wenigstens das Hauptsächlichste seiner Mittheilungen vorzutragen.

Dr. Koldewey aus Wolfenbüttel*): Ich habe nicht aus der Schule eine Mittheilung zu machen, sondern zur Schulgeschichte. Es ist jetzt, wenn man die Programme durchsieht, eine reiche Thätigkeit auf diesem Gebiete zu bemerken. Es werden viele Specialgeschichten angefertigt, meistens mit grosser Gründlichkeit und grossem Fleiss, und es kann dies nur zur Förderung eines noch zu schreibenden zusammenfassenden Werkes der Geschichte der Pädagogik dienen. Einer der Hauptmängel, welche die bisher erschienenen grösseren Geschichten der Pädagogik aufweisen, hat darin seinen Grund, dass theils die Detailforschungen, die Geschichten der einzelnen Gymnasien nicht genügend berücksichtigt sind, theils aber auch viele der bei der Abfassung jener Werke benützten Specialabhandlungen Manches unberücksichtigt lassen, was mehr ins Licht gestellt zu werden verdient.

Man kennt die Führer Melanchthon u. A., aber wie nun die hinter diesen Führern stehende Armee der Schulmänner die Sache durchgeführt hat, darüber weiss man bis jetzt sehr wenig; man hört wohl den Commandoruf der Offiziere, aber wie nun die Truppen exerciert haben, ob die Haltung adrett, der Schritt gleichmässig gewesen ist, das sieht man nicht, mit einem Worte, man weiss nicht, wie der gewöhnliche Schulmeister die Ideen der pädagogischen Koryphäen ausgeführt hat.

*) Bei der vorgerückten Zeit konnte Dr. K. die von ihm beabsichtigten Mittheilungen nur in sehr fragmentarischer Gestalt vortragen. Sein Vortrag findet sich so, wie er ihn zu halten sich vorgenommen hatte, abgedruckt in den Jahrbb. f. Phil. und Päd. Abth. II. 1878 No. 56.

Digitized by Google

Auf Einzelheiten kann ich mich wegen der vorgerückten Zeit nicht einlassen, ich will mir aber erlauben auf einen Punkt aufmerksam zu machen, der in diesen Specialgeschichten nicht berücksichtigt ist, das ist eine Kenntniss der Schulbücher, welche seit der Reformationszeit in den protestantischen Gymnasien Deutschlands die Grundlage des Unterrichts gebildet haben. Ich meine nun, es müsste die Aufgabe sein, um gerade die Methodik und Technik des Unterrichts kennen zu lernen, dass bei der Abfassung von Schulgeschichten die Aufmerksamkeit auf die Fragen gerichtet werde: welche Schulbücher sind in den einzelnen Schulen eingeführt, wie lange sind sie gebraucht worden, wann sind sie durch andere ersetzt worden, welches ist der Inhalt und die Absicht dieser Bücher, welche pädagogischen Intentionen finden sich namentlich in den Vorreden ausgesprochen? Wenn diese Punkte von den einzelnen Anstalten festgestellt würden, dann würde in zusammenfassender Weise eine Statistik der Schulbücher hergestellt werden können, es würde zu erkennen möglich sein, in welchen Kreisen und wie lange eine pädagogische Richtung die Geister beherrscht hat. Ganz besonders wichtig wird solches für die Geschichte des Religions-Unterrichts sein. Man wird z. B. sehen, wie lange und wie weit die Melanchthon'sche Richtung, wie sie unter andern in den Werken des Chytraeus vertreten ist, geherrscht, wann und wo die strenge Orthodoxie sie verdrängt, wo und wann diese wieder durch die calixtinische oder pietistische Richtung verdrängt worden ist und dergl.

Bis jetzt findet man in den grösseren Werken auf diesem Gebiete fast immer nur vage Redensarten. Es heisst z. B.: „dieses Werk war in ganz Deutschland verbreitet". Damit ist aber nichts gesagt.

Mit Sicherheit kann hier nur etwas geschehen durch die Statistik der Schulbücher. Darauf aufmerksam zu machen und die Herren zu ersuchen, auf Mittel und Wege zu denken, wie sich eine solche Statistik möglich machen lässt, ist der Kernpunkt dessen, was mitzutheilen mein Wunsch gewesen ist.

Director Eckstein: Die Ausführung dieses Wunsches ist nicht so leicht, wie der Herr Redner sich dies denkt. Er hat ja selbst einen prächtigen Versuch gemacht, über einige in der Wolfenbüttelschen Schule im 16. und 17. Jahrhundert gebrauchte Lehrbücher eine bibliographische Zusammenstellung zu machen. Ich selbst bin nun einen guten Schritt weiter gegangen und habe mich bemüht, für den lateinischen Unterricht das Material von vorreformatorischer Zeit zusammenzubringen. Ich weiss recht gut, was für Lücken ich in meiner Sammlung noch habe. Der Grund davon ist, dass die grossen Bibliotheken nicht darauf geachtet haben, Schulbücher zu sammeln. Und es ist ein reiner Zufall, wenn ältere Schulen in ihren Sammlungen zerlesene Exemplare von diesem oder jenem Buche noch haben. Die grösseren Grammatiken, Rhetoriken, Stilistiken u. s. w. sind meist noch vorhanden, aber Sammlungen von Schulbüchern sind rar und vielfach verloren gegangen. Aber der ausgesprochene Wunsch ist sehr gerechtfertigt, und ich möchte es gern unterstützen, dass die Herren, welche Sammlungen haben, ihre Aufmerksamkeit darauf richten. Uebrigens danke ich dem Hrn. K. für die Anregung, die er gegeben hat.

Vorsitzender: Ich danke dem Herrn Koldewey Namens der Versammlung für die von ihm gegebene heilsame Anregung, von der zu hoffen ist, dass sie mit nach Hause

Digitized by Google

genommen und weiter verbreitet werde. Denn nur durch mühsame Arbeit vieler lässt sich auf diesem Felde etwas erreichen.

Die Zeit ist nunmehr abgelaufen und ich schliesse mit Freuden diese Sections-Versammlung. Es hat Anfangs geschienen, als werde dieselbe an Mangel an Stoff leiden, doch hat eine merkwürdige Vielseitigkeit der Betrachtungen stattgefunden. Wir haben nun noch einen nicht zu verachtenden Einblick in die Geschichte der Pädagogik gethan. Ich wünsche, dass uns die Früchte am Orte der nächsten Versammlung zu gute kommen mögen.

Director Eckstein: Wenn wir am vorgestrigen Tage noch mit etlicher Besorgniss auf die Existenz unserer pädagogischen Section geblickt haben, so können wir am heutigen Tage nicht ohne Befriedigung auseinander gehen. Der Herr Vorsitzende hat hervorgehoben, was erreicht worden ist. Dass dies erreicht ist, verdanken wir aber zumeist ihm und deshalb ist es unsere Pflicht, dem Herrn Schulrath Stoy für die Freundlichkeit, mit welcher derselbe die Sache in das rechte Geleise gebracht habe, den herzlichsten Dank zu sagen und ihm zu wünschen, dass er die Frische und Kraft, mit welcher er die Versammlung geleitet hat, sich noch recht lange bewahre.

Schluss der Sitzung $10^1/_4$ Uhr.

Digitized by Google

II. Archäologische Section.

Erste Sitzung.

Montag, den 30. September 1878, 11¼ Uhr Vormittags.

Herr Prof. Gaedechens aus Jena, der die Vorbereitung der Sitzungen übernommen hatte, begrüsst die Versammlung und wird auf Vorschlag des Herrn Prof. Bursian aus München zum Präsidenten gewählt. Er schlägt vor eine Vereinigung der archäologischen mit der kritisch-exegetischen Section in der Weise vorzunehmen, dass die Mitglieder beider Sectionen bei einander hospitieren, und es wird demgemäss beschlossen, Dienstag der Sitzung der kritisch-exegetischen Section beizuwohnen, Mittwoch früh 8 Uhr eine Sitzung der archäologischen Section abzuhalten.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 2. October, 8 Uhr Vormittags.

Herr Prof. Gaedechens eröffnet die Sitzung mit der Mittheilung, dass die Buchhandlung von Calvary in Berlin ihren neuesten Katalog über Epigraphik und Inschriften in einer grössern Anzahl von Exemplaren für die Mitglieder dieser Section übersandt hat. Auf Vorschlag des Präsidenten wird Herr Gymnasiallehrer Dr. Rud. Menge aus Eisenach zum Schriftführer gewählt. Auf einem umlaufenden Bogen zeichnen sich folgende Herren ein als

Mitglieder der archäologischen Section.

1. Prof. Dr. Gaedechens. Jena.
2. Prof. Dr. C. Bursian. München.
3. Dr. Oette. Eisenberg.
4. Dr. P. Weizsäcker. Heidenheim a/Br.
5. Dr. Oscar Brugman. Leipzig.
6. Dr. S. Herrlich. Berlin.
7. Prof. Dr. C. Prien. Lübeck.
8. Dr. Fulda. Sangerhausen.
9. Dr. Eduard Heydenreich. Freiberg i. S.
10. Prof. Dr. Studemund. Strassburg.
11. Prof. Dr. Gerhard. Liegnitz.
12. Dr. Fr. Witten. Erfurt.
13. Genther. Wittenberg.
14. Dr. Richard Meister. Leipzig.
15. Dr. Preuss. Leipzig.
16. Dr. G. Kiessling. Berlin.
17. Dr. Georg Jaehkel. Zeitz.
18. Dr. P. Schwenke. Greifswald.
19. Dr. Rud. Menge. Eisenach.
20. Dr. Hachtmann. Seehausen i. Altmark.
21. Dr. K. K. Müller. Würzburg.
22. Dr. Chr. Belger. Berlin.
23. H. Guhrauer. Waldenburg i/Schl.
24. Prof. Blass. Kiel.
25. Prof. Blümner. Zürich.
26. Dr. Wolff. Gera.
27. Dr. Anhalt. Bernburg.
28. Dr. Frohwein, Prof. Gera.
29. Dr. Cnerr. Frankfurt a/Main.
30. Tröbst. Hameln a. d. W.
31. Tschiersch, Oberl. Luckau.
32. Gropius, Gymn.-L. Weilburg.

Digitized by Google

Prof. Bursian aus München übernimmt auf Ansuchen das Präsidium und gibt das Wort Prof. Gaedechens aus Jena, zu einem Vortrage über eine noch nicht edierte πυξίς.

Prof. Gaedechens: Das Privatmuseum des Herrn Philemon in Athen ist reich an allerlei Schalen und Vasen, besonders an πυξίδες. Eine solche, die noch nicht veröffentlicht ist, lege ich Ihnen in einem Steindrucke vor. Der Deckel derselben zeigt 8 Figuren, welche in zwei Gruppen von 5 und 3 Personen zerfallen. In der grösseren Gruppe erblicken wir einen Jüngling, welcher knieend zu drei Göttinnen flieht, die untereinander berathen und zweifeln, ob sie ihn erhören sollen. Da erscheint Pallas Athene von links, welche wohl Entscheidung bringen wird. Die zweite Gruppe besteht aus Poseidon und Hermes und der dritte ist wohl der Repräsentant des Gefolges des Poseidon, wahrscheinlich Nereus. Was stellt das Ganze dar? Charakteristisch ist, dass der Jüngling Flussflügel trägt; es kommt wohl vor Allen in Betracht Perseus. Dieser hat öfter mit Triaden von Frauen zu thun, die er durch Bitten, List oder Gewalt bewegen musste, nämlich mit den Graeen, den Nymphen und den Gorgonen. Die Graeen erscheinen sehr selten dargestellt, viel seltner, als ich früher selbst geglaubt habe; von den Gorgonen kann hier selbstverständlich nicht die Rede sein, also sind es Nymphen. Nicht überall freilich werden die Nymphen in der bezüglichen Sage erwähnt; aber bei einigen Schriftstellern sind die Graeen die Wegweiser zu den Nymphen, die den Helden dann erst ausrüsten. Die Hütung der Ausrüstungsgegenstände durch Nymphen hat allerdings etwas Auffälliges. So gehören die πέδιλα πτερόεντα ja doch dem Hermes und werden sonst auch wohl von diesem direct dem Perseus gegeben; ja er leiht ihm sogar einen seiner eignen; die Ἄιδος κυνῆ, den Helm des Hades, muss Perseus nach Andern sich auch von Hades selbst erbitten. Nach Andern besorgen Hermes oder Athene die ganze Ausrüstung. Aus alle dem folgt, dass die Nymphen erst später von der Sage eingeschoben sind. Die Nymphen sind von der Kunst verhältnissmässig selten dargestellt worden; so aber doch mit Sicherheit am oder im Tempel der Athene χαλκίοικος in Sparta; freilich erzählt uns Pausanias darüber nur wenig; verschiedene Vermuthungen von Panofka und Welcker über Nymphendarstellungen sind zweifelhaft; wir sind angewiesen auf eine Londoner Vase mit schwarzen Figuren, die von Gerhard veröffentlicht ist. Dort überreichen die Nymphen die drei Gegenstände und als Gegenstücke zu dieser Gruppe findet sich auf der Rückseite Herakles und Geryones.

Auf unserm Bilde ist wohl dargestellt, wie sich Perseus von den Nymphen die drei Gegenstände erbittet.

Der Schmuck der Scepter, des gewöhnlichen Abzeichens der Göttinnen, ist bei den Nymphen nicht auffallend in einer Scene, wo sie die Hauptrolle spielen. Die Kleidung des Perseus ist angemessen für einen Helden, der auf Wanderung und Abenteuer auszieht. Hierdurch findet auch die sonst nicht vorkommende Lanze ihre Erklärung. Aber die Fussflügel! Diese soll er sich ja erst erbitten. Das erklärt sich wohl so. Der Künstler musste, wollte er diese vorbereitende Scene darstellen, den Perseus auf irgend eine Weise charakterisieren. Er that dies, indem er das bekannte Attribut ihm zufügte. Die gewissermassen zur Unterstützung herbeieilende Athene passt gut zu dieser Erklärung. Aber Hermes, der sonst fast nie fehlt, ist nicht zugegen. Er ist an andrer Stelle für den Perseus thätig. In der andern Gruppe erscheint er im Palast des Poseidon, um diesen abzuhalten der Gorgo-Meduse Hilfe zu leisten, denn diese ist dessen Geliebte; Chrysaor

Digitized by Google

und Pegasos werden als seine Kinder bezeichnet. Nur auf wenigen Bildwerken bekümmert sich Poseidon um das Loos der Gorgo, er eilt höchstens nach der That des Perseus hinzu, mehr um sich zu erkundigen als um entgegenzutreten oder zu rächen. Unsere Scene ist aber zu deuten: Hermes findet sich ein im Palast des Poseidon, um denselben zur Neutralität zu bestimmen vielleicht durch die Hinweisung auf Perseus Abstämmung von Zeus, obgleich eine directe Einwirkung des Zeus sich nicht angedeutet findet. Der Palast des Poseidon aber ist kenntlich gemacht durch die Delphine und den Nereus, denn ein andrer Name dürfte sich für diesen weissbärtigen Greis nicht leicht finden.

Prof. Bursian: Die Deutung ist in den Grundzügen gewiss richtig, doch möchte ich die acht Figuren eintheilen in Gruppen zu je vier: Perseus mit den drei Frauen und die vier andern Gestalten. Aber warum sollen die Frauen nicht die Graeen sein? Die gewöhnliche Art der Ueberwältigung der Graeen, die gemeinschaftlich nur ein Auge und einen Zahn haben, war für die Kunst nicht darstellbar; also musste man durch Bitten den Perseus die Graeen überwinden lassen. Perseus wendet sich mit seiner Bitte an die in der Mitte sitzende, auch durch das Gewand etwas hervorgehobene Schwester. Die drei berathen miteinander. Ob der Erfolg ein günstiger sein wird oder nicht, ist noch im Zweifel. Dass er günstig sein wird, zeigt erst die andre Scene, die eine Götterversammlung darstellt: Athene will hinweg, um zu helfen; Hermes bittet den Poseidon nichts in den Weg zu legen. Aber Schwierigkeiten bereitet die vierte Figur in dieser Gruppe. Ich würde sie für einen Zeus halten, in dessen Auftrag etwa Hermes zum Poseidon ging und Athene hinwegeilt. Rechts und links von Hermes sind Delphine. Hermes wird also dargestellt als schon eingetreten in das Reich des Poseidon. Mit Zeus steht er nur noch durch die Handbewegung in Verbindung. Die sitzende Stellung der Figur passt besser für Zeus als für Nereus, ebenso der lange Bart. Die Stellung des Perseus ist entschieden flehend; aber was soll die Beugung der Kniee? Sie wird angewendet, um schnelle, lebendige Bewegung auszudrücken. So passt sie namentlich für Perseus, der nach Hesiod kaum den Boden berührend dahinfliegt; sie bezeichnet die Eile der Ankunft.

Prof. Gaedechens: Die Theilung der Gruppe in vier und vier würde ja der gewöhnlichen Regel entsprechen, doch ist auch die Annahme einer Haupt- und einer Nebenscene wohl thunlich. Athene würde sowohl zu der einen wie der andern Gruppe gezogen werden können. Aber dass die Figuren als Graeen zu deuten wären, ist wohl nicht anzunehmen. Wollte der Künstler hier die Graeen darstellen, so musste er sie jedenfalls irgendwie charakterisieren, er musste entweder ihre Einäugigkeit und Einzahnigkeit hervorheben, wie dies auf der Zeichnung eines etruskischen Spiegels geschieht, oder er müsste sie als Halbschwäne gestalten, wie es, wenigstens nach meiner Ansicht, auf geschnittenen Steinen sich findet. Die Annahme, dass wir in der andern Gruppe eine Götterversammlung zu erblicken hätten, wäre sehr passend, wenn wir in der sitzenden Figur Zeus erkennen dürften. Aber erstens hat die Gestalt im Original einen weissen Bart, der sich nie bei Zeus findet, zweitens mangelt ihr durchaus die Grösse und Erhabenheit des Götterkönigs. Sie hat das Aeussere eines Mannes aus dem Gefolge. Die Delphine würden vollends bei jener Annahme schwer zu erklären sein, während sie nach der meinigen ganz passend das Haus des Poseidon bezeichnen, wo die Scene spielt.

Director Weniger aus Eisenach zählt die Athene der Hauptgruppe bei, weil

Digitized by Google

sie den andern den Rücken kehrt; bei der übrigen Gruppierung dürfe man die Stäbe nicht übersehen, durch welche jedesmal zwei Figuren zusammengestellt würden.

Prof. Bursian: Dass Athene der Gruppe, der ich sie beizähle, den Rücken kehrt, will nichts sagen; sie ist ja wegeilend dargestellt, musste also jenen den Rücken zuwenden. Das Gesetz des Ebenmasses und die Abgrenzung durch die emporgehaltnen Stäbe spricht für meine Auffassung. Dass der sitzende Alte und Hermes nicht zusammengehören sollen, beweisen die Delphine zwischen ihnen. Hermes befindet sich im Bereich des Meeres, zu dessen Beherrscher er sich wendet; der Zusammenhang mit Zeus, der ihn entsendet hat, wird angedeutet durch die rückwärts nach ihm zeigende Hand.

Prof. Gaedechens übernimmt wieder den Vorsitz und ertheilt das Wort an Prof. Bursian aus München, welcher spricht „Ueber die Funde in Dodona".

Prof. Bursian: Sind die Funde von Dodona auch geringer als die von Olympia und Mykenae, so sind sie doch besonders interessant wegen der Oertlichkeit, wo sie zum Vorschein gekommen sind: der Ausgangspunkt der ältesten griechischen religiösen Anschauungen ist endlich nachgewiesen. Die Funde haben allerdings nicht grossartige Gegenstände zum Inhalt, aber theils sind sie als Bronzewerke schon an und für sich interessant, theils sind die Inschriften von Wichtigkeit, weil sie uns in die Aeusserlichkeiten des Orakelwesens hineinführen.

Der Entdecker ist Konstantinos Karapanos, der Schwiegersohn des Banquiers Zographos in Constantinopel. Derselbe hatte schon vor Jahren an derselben Stelle, auf welcher er später systematische Ausgrabungen unternommen, vorläufige Nachforschungen angestellt. Von der Fortsetzung derselben wurde er abgehalten durch die Nöthigung sich in Constantinopel einen Ferman zu erwirken. Während hierüber geraume Zeit verstrich, hatten die Umwohner an jener Stätte mit Erfolg weitergegraben. Das Gefundene hat Karapanos fast Alles für sich erworben; einiges ist freilich unter der Hand weggekommen. So hat sich von einer Bronzeplatte, einem Weihgeschenke der Athener wegen eines Siegs über die Peloponnesier — Rangabis hat es auf den Sieg von Kekryphaleia bezogen — ein Stück in Berlin wiedergefunden. Karapanos hat seine Sammlung in Paris aufgestellt. Nach einem vorläufigen Berichte (vgl. Sitzungsberichte der kgl. bayer. Akad. d. Wiss., philosophisch-philologische Classe. 1877. S. 163—174 und Revue archéol. Juni 1877) hat derselbe in diesem Jahre einen Band Text und einen Band Tafeln veröffentlicht: Dodone et ses ruines par Constantin Karapanos. Paris, Hachette et Cie. 1878, besprochen von mir im Sitzungsberichte der kgl. bayer. Akademie der Wiss. 1. Juni 1878.*) Das wichtigste Resultat ist die endliche Fixierung der Lage von Dodona. Früher wurde dasselbe ins Thal von Jannina gesetzt; so auch noch von mir selbst (Geogr. von Griechenland, Bd. I, S. 20). Kiepert hat zuerst, gestützt auf Andeutungen des Reisenden Heinrich Barth, eine andre Stelle vermuthet, die nunmehr als die richtige erwiesen ist. Die ἑκατιά in der Landschaft Hellopia, welche von Hesiod (frgm. LXXX ed. Göttling; frgm. LVIII bei Flach) als Stätte von Dodona erwähnt wird, ist ein Hügelvorsprung ungefähr in der Mitte eines 12 Kilom. langen Thales, wechselnd in der Breite zwischen 300—1800 Met., am östlichen Fusse des Olytsikagebirges, des Tmaros oder Tomaros des Alterthums.

*) [Vgl. jetzt auch F. Wieseler, Ueber die Entdeckung von Dodona, in den Nachrichten von der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1879, N. 1.]

Digitized by Google

Es finden sich hier zunächst noch einige stattliche Ruinen; vor Allem eines der besterhaltnen griechischen Theater, gewöhnlich nach einem dabeiliegenden Dorfe das Theater von Drameschus genannt; doch wird das Thal gewöhnlicher nach einem andern Dorfe, Tscharakovista, benannt. Oberhalb des Theaters ist ein castrum, eine ἀκρόπολις, deren Ruinen Leake früher fälschlich auf Passaron, den Hauptort der Molosser, bezogen hatte. Ferner hat sich gefunden ein Temenos, östlich ans Theater sich anschliessend, welches als Stätte des alten Heiligthums jetzt erwiesen ist. Dieses selbst war sehr unscheinbar: ein länglich-viereckter Bau ohne Spuren einer äusseren Säulenstellung (wie das ursprünglich auch bei dem Mysterientempel von Eleusis der Fall war, dessen äussere dorische Säulenhalle aus der Zeit des Demetrius Phalereus stammt), im Innern zwei niedrige Parallelmauern und auf diesen Ueberreste von Säulen; aber wegen des geringen Materials sind dieselben so schlecht erhalten, dass sich nicht bestimmen lässt, welcher Ordnung sie angehören. Zwei Quermauern theilen das Innere in Pronaos, Cella und Opisthodomos. In der Cella hat sich das Meiste gefunden, es ist die Stelle des alten χρηστήριον. Ausserdem sind im Temenos zwei weitere viereckige Räume vorhanden, vielleicht ein Gymnasion und ein Prytaneion, ähnlich wie in Olympia. Gegen Süden bemerkt man sodann ein Paar Korridore. In dem einen derselben ist ein Weihgeschenk an die Aphrodite gefunden worden, ein kleines Rad aus Bronze mit der Inschrift Ὡρελίων Ἀφροδίτᾳ ἀνέθηκε; aber der Schluss des H. Karapanos, dass deshalb hier ein der Aphrodite geweihtes Heiligthum anzusetzen sei, ist falsch; auch die Stelle des Servius (ad Verg. Aen. III, 466) beweist dafür nichts, denn Veneri ist dort aufzufassen als Synonym für Dionae. Das Weihgeschenk aber ist der Aphrodite als der Tochter des Zeus und der Diona dargebracht. Die beiden Korridore sind blos bedeckte Räume zur Aufbewahrung der Weihgeschenke, die man dem Wetter nicht aussetzen durfte. Es sind wohl die von Polyb. IV, 67 erwähnten στοαί, die nicht immer als Säulenhallen zu betrachten sind. Ausserhalb derselben im Freien standen natürlich auch zahlreiche Weihgeschenke, von denen sich noch viele Basen erhalten haben.

Unter den Fundgegenständen ist zunächst zu bemerken eine Anzahl von Bildwerken; darunter ist nur eine Marmorstatue, eine 1½ cent. hohe weibliche Gewandstatue ohne Kopf, Arme und Füsse, und sonst einige Bruchstücke. Aber viele Bronzewerke, theils Reliefs, theils Statuetten, auf die wir, weil Bilder nicht vorliegen, nicht näher eingehn können. Unter den Reliefs findet sich vieles hoch und echt Alterthümliche. So eine Quadriga von vorn gesehn, ähnlich der dritten Metope vom ältesten Tempel in Selinunt, dann der Dreifussraub; sehr schön ist das Backenstück eines Helms, darstellend den Kampf von zwei Jünglingen, vielleicht Idas und Polydeukes. Vieles andre stammt wohl aus Dodona, was durch Handel nach Italien gekommen ist und dessen Fundort man geflissentlich verhehlt hat; so die Bronzen von Siris, so wohl auch der Apollo Stroganoff, als dessen Fundstätte man Paramythia, eine Stätte wo sich keine antiken Reste vorfinden, angegeben hat. In Dodona fanden sich ferner eine Flötenspielerin mit einem schön gearbeiteten Flötenfutteral, ein Schauspieler der alten Komödie, ein Satyr mit Pferdefüssen u. s. w.

Gehn wir zu den Inschriften über. Es findet sich unter ihnen nur eine Steininschrift, aber nicht auf Marmor, ein Dekret der Apeirotae. Die Form der Buchstaben ist jung. Es heisst dort: Ἀγαθῇ τύχᾳ. Στρατηγοῦντος Ἀπειρωτᾶν Ἀντινόου Κλαθιάτου. —

Digitized by Google

Dieser ist aus Polybius und Livius bekannt, er ist ein Zeitgenosse des Perseus von Macedonien, also um das Jahr 170 v. Chr. Das Dekret ist erlassen für Gaios Dazupos Rennios aus Brundisium. Gaios ist römisch, Rennios ist romanisiert, Dazupos scheint auf illyrischen Ursprung hinzuweisen; er hat sich in Brundisium italisiert. Weiter heisst es dort im Text: γραμματεύοντος δὲ συνέδροις Δοκίμου τοῦ Κεφαλίνου Τορυδαίου, Γαμιλίου ἓμ Βουνίμαις ἔκτι καὶ εἰκάδι. Hierbei ist Γαμιλίου wohl = Γαμηλίου zu fassen, ein Monatsname, der dem attischen Γαμηλιών entspricht. [Ἓμ Βουνίμαις ist zu lesen nach der mir freundlich mitgetheilten Bemerkung L. Weniger's: vgl. Steph. Byz. s. vv. Βούνεμα und Τραμπύα.] Weiter heisst es: ποθόδωμα γραψαμένου Λυσανία. Dieses Wort ποθόδωμα kommt auch sonst noch vor, es ist offenbar die dorische Form für προσόδωμα = Antrag, entsprechend dem gemeingriechischen πρόσοδος.

Die Inschriften von Metall zerfallen in drei Klassen: Bleiinschriften, welche Anfragen ans Orakel enthalten; Bronzeinschriften, theils eingegraben, theils punktiert, welche Freilassungsurkunden sind, und Inschriften, welche zu Weihgeschenken gehören. Die ersten sind die interessantesten. Karapanos hat angenommen, dass auch Antworten darunter sind. Das kann aber höchstens von einer gelten, welche lautet: τὸ μαντή(ι)ον ἐτὼ χρήω, merkwürdiger Weise also ionisch ist. Dass mehr Antworten sich nicht fanden, ist sehr natürlich, denn diese nahm man ja, wohl auch auf Blei geschrieben, mit sich. Auf mehreren dieser Plättchen stehen zwei bis drei verschiedene Inschriften übereinander, sie sind eine Art Palimpseste. Wer kam, benutzte die Plättchen, die er gerade fand, zu seinen Anfragen. Die Schrift ist sehr unregelmässig, verschieden im Dialekt, unrichtig in der Orthographie, weil die Fragenden selbst geschrieben haben. Die Anfragen beginnen meist mit der Formel: θεὸς (oder θεοὶ) τύχαν ἀγαθάν oder τύχᾳ ἀγαθᾷ. Dann folgt der Name des Anfragenden und dann das formelhafte ἐπικοινῆται oder ἐπικοινᾶται (ἐπικοινῶνται), offenbar eine Nebenform von ἐπικοινοῦσθαι, was die Herausgeber falsch verstanden haben. Dann: τῷ Διὶ τῷ Ναίῳ καὶ τᾷ Διώνᾳ περί etc. Daneben bemerkt man vereinzelt auch andre Formeln; so: ἐπερωτᾷ, oder: ἐροῦται, κλεοῦται, ἰστορεῖ; ein andermal ein förmliches Gebet in ionischem Dialekt, in dem neben Zeus und Dione auch die Dodonäer angerufen werden.

Was den Inhalt dieser Inschriften betrifft, so hat derselbe die Erwartung getäuscht. Es ist wenig Wichtiges gefragt worden, meist über sehr allgemeine Dinge. So zwar zunächst von Städten und Gemeinwesen. Die Tarentiner fragen (περὶ) παντυχίας; — dies Wort ist sonst unbekannt, erklärt sich aber nach Analogie von πανωλεθρία —; die Korkyraeer wollen wissen, welchem Gott oder Heros sie Opfer und Gebet darbringen sollen, um einträchtig zu werden; eine Gemeinde, deren Name verstümmelt ist, fragt, ob sie in συμπολιτεία mit den Molossern treten soll. Dann Privatleute. So ein Eubandros aus einem Volke, wo φ = θ, also φεῶν = θεῶν, φύοντες = θύοντες, welcher wissen will, zu welchem Gott oder Heros oder Dämon er beten und opfern soll, damit er und sein Haus λύιον καὶ ἀμεινόν κα πράσσοιεν. Dann fragt ein Einwohner von Ambrakia, welche Götter er sich günstig stimmen soll, um Vermögen und Gesundheit zu haben; ein Sokrates, welches Geschäft zu treiben für ihn und sein Geschlecht vortheilhaft sei; ein Andrer, ob er sich das Bürgerrecht in einer Stadt erwerben soll; ein Andrer, ob er sein Haus in der Stadt und sein Grundstück im eignen Besitze behalten soll. Zu bemerken sind hier die Worte τὰν ἐπόλι οἰκίαν; ähnlich heisst es in einer Inschrift von Olympia: ἐμαντινεῖᾳ und

Digitized by Google

anderswo ἐτᾶς = ἐκ τᾶς. Ein Andrer fragt wegen verloren gegangner στρώματα καὶ προσκεφάλαια, ein Andrer über Handelsgeschäfte, ein Andrer über Schafzucht. Auch das Weibliche spielt eine grosse Rolle. Einer fragt über weitere Nachkommenschaft; ähnlichen Inhalt hat eine corrupte Inschrift; dann einer, ob ein Kind, das ein Mädchen unter dem Herzen trägt, von ihm sei oder nicht; es ist da zu lesen ὃ Ἄννυλα κύει; Ἄννυλα = Aennchen. Der Name Ἄνα findet sich auch schon auf einer delphischen Inschrift. Karapanos liest falsch τὸ παιδάριον, ὃ ἂν Νύλα κύει, aber ἄν ist offenbar hier ganz unpassend. Der Inhalt ist also durchaus geringfügig, ähnlich wie bei den Nachfragen bei unsern Kartenschlägerinnen; das Orakel hatte damals schon seine alte politische Bedeutung verloren.

Die Freilassungsurkunden sind interessant für die Form der Freilassung und für die Verfassungsverhältnisse. Auf einigen Täfelchen werden noch Könige der Molosser erwähnt. Der hier genannte Alexander ist wohl Alexander II. und Neoptolemos der von Pyrrhos 295 v. Chr getödtete. Neben dem Könige wird ein προστάτας genannt; denn die Molosser hatten eine Art constitutionelle Einrichtung, wie das Plutarch schildert. Der Vertreter der Gemeinde gegenüber dem Könige ist dieser προστάτας. Bald darauf ist das Königthum abgeschafft worden und wir finden nur den προστάτας und daneben den γραμματεύς. Der eigentliche Vorsteher des gesammten epirotischen Landes ist der στρατηγός.

Auf zwei dieser Inschriften wird auch die ἐντέλεια verliehen. Was ist das? Jedenfalls ein Vortheil, den ein Fremder geniesst. Wahrscheinlich bilden die ἐντέλεια und die ἀτέλεια, die einem und demselben verliehen werden, zusammen die ἰσοτέλεια, welche ja besteht in Freiheit von den Lasten, welche die Fremden zu tragen haben, und Verpflichtung zu denen der Vollbürger. Denn was Egger vermuthet, ἐντέλεια, abgeleitet von ἐν τέλει, bedeute das Recht zur Bekleidung obrigkeitlicher Aemter, das ist unannehmbar, weil es gegen den Geist des antiken Bürgerthums ist und weil es sprachlich nicht passt.

Unter den Weihinschriften ist eine in Versen besonders interessant. Es ist eine unten mit einem Phallos versehene Bronzetafel, die offenbar an dem Weihgeschenk selbst irgend wie befestigt war. Nach Anrufung des Zeus des Herrschers von Dodone heisst es: ich Agathon der Sohn des Echephylos und meine Nachkommen, πρόξενοι der Molosser, wir senden dir dieses Geschenk; das Folgende ἐν τριάκοντα γενεαῖς ἐκ Τρωίας Κασσάνδρας γενεά bedeutet wohl: innerhalb eines Zeitraums von 30 γενεαί Abkömmlinge von der troischen Kassandra. Wenn wir wüssten, welcher Ansetzung der Zerstörung Troja's der Schreiber gefolgt ist, so würden wir, da 30 γενεαί = 1000 Jahre, ein bestimmtes Datum haben. So aber schwankt es zwischen 334 und 184. Die Stifter des Geschenkes, Zakynthier, leiten sich ab von Kassandra, wie ja auch die Römer gern ihr Geschlecht auf Troer zurückführen. Von Kassandra aber wissen wir blos, dass sie dem Agamemnon Zwillinge geboren habe, die aber Aegisthos ermordet hat: aus unsrer Inschrift ergibt sich also, dass nach andrer Tradition sich das Geschlecht der Kassandra fortgepflanzt hat. Dass Zakynthier sich von ihr herleiten, erklärt sich daraus, dass peloponnesische Achäer nach Zakynthos ausgewandert sind.

Prof. Gaedechens: Der nahe Beginn der allgemeinen Sitzung verhindert wohl eine Discussion über das eben Vorgetragene; ich glaube im Namen Aller zu sprechen,

Digitized by Google

wenn ich dem Herrn Vorredner für seine interessanten Mittheilungen ergebenst danke. Da aber der vorliegende Stoff noch nicht erschöpft ist, schlage ich vor eine weitere Sitzung heute Abend nach der Sitzung der kritisch-exegetischen Section zu halten. (Wird angenommen.)

Schluss der Sitzung um 10 Uhr.

Dritte Sitzung.

Mittwoch, den 2. October, Abends 6½ Uhr.

Herr Prof. Gaedechens ertheilt das Wort zunächst Herrn Dr. Herrlich aus Berlin zu einem Vortrage über

„Die Geschichte der Saalburg bei Homburg", die den Philologen in Folge ihres vorjährigen Besuchs von Wiesbaden aus besonders interessant ist. Sie liegt auf einem für die Vertheidigung wichtigen Punkte des Taunus und ist gut erhalten. Die Zeit ihrer Gründung ist nicht ganz sicher, doch ist sie wohl identisch mit dem im Jahr 10 v. Chr. ausser Aliso noch angelegten Kastelle im Lande der Chatten. In Folge der kriegerischen Ereignisse in diesen Gegenden ist sie mehrfach von den Germanen zerstört, aber von den Römern wiederaufgebaut worden. Inschriften, besonders aber Münzen, die von dem Triumvir Antonius bis zu Claudius Gothicus reichen, bestätigen uns, dass das Kastell bis in die Mitte des 3. Jahrhunderts in Besitz der Römer war, und zwar bestand die Besetzung abwechselnd aus Truppentheilen der VIII. und der XXII. Legion; dazu kamen noch Auxiliartruppen, und zwar wechselnd prima civium Romanorum, altera Rhaetorum civium Romanorum, und quarta Vindelicorum; diese letzte hat am längsten dort gelegen. Mehr als zwei Cohorten sind wohl niemals dort gewesen, denn der Raum fasst nicht viel über 800 Mann, zwei Cohorten sind aber etwa 900 Mann. Von den Kämpfen zwischen den Römern, Alemannen und Franken im 3. Jahrhundert ist sie nicht unberührt geblieben, das beweist die dreifache Schicht von Asche. Im Jahr 255, zur Zeit der Belagerung von Mainz, war die Saalburg bereits von den Römern aufgehoben, doch hat sie wohl der kriegerische Probus noch einmal aufgebaut, wie auch die Burg von Wiesbaden. Zerstört wurde sie wohl wieder von den Alemannen, die dort festen Fuss fassten, sie aber wohl in Trümmer liegen liessen. Die Backsteine wurden im Laufe der Jahrhunderte zum Theil weggeschleppt, um als Baumaterial zu dienen, so 1243 zum Bau des Marienklosters, auch zur Anlage der Strasse. Der Name Saalburg kommt seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts vor; seine Entstehung ist unklar. Ausgrabungen hat man vorgenommen seit den 50er Jahren dieses Jahrhunderts. Verdient gemacht haben sich um dieselben besonders der Spielpächter Blanc und der Landgraf Ferdinand. Nach längerer Pause hat dann die preussische Regierung die Sache in die Hand genommen. Geleitet werden die Ausgrabungen jetzt von Cohausen und Baumeister Jacobi.

Da eine Discussion nicht mehr möglich ist, so spricht der Vorsitzende Prof. Gaedechens nur dem Vortragenden den Dank der Versammlung aus und überträgt dann den Vorsitz an Herrn Prof. Blümner aus Zürich, um selbst einige unedierte Monumente vorzulegen und zu erklären.

Digitized by Google

Zunächst eine Lekythos aus Athen, im Besitz des archäologischen Museums zu Jena, mit folgender Darstellung: Hermes steht vor einem Fass; aber es ist kein Weinfass, denn Seelen flattern an der Oeffnung umher. Sie entströmen derselben oder stürzen sich hinein, oder klammern sich am Rande fest. Seelen sind es, wie wir sie finden auf den Charondarstellungen. Das Fass soll also den Eingang zur Unterwelt bedeuten. Davor steht Hermes nicht nur mit dem κηρυκεῖον, sondern auch mit dem ῥάβδος. Das letztere Attribut ist das ältere, vergl. Homer, Lucian und Vergil, in der bildenden Kunst aber ist es so gut wie verschwunden, der Heroldstab ist an seine Stelle getreten. Die Vereinigung beider Attribute ist besonders auffallend. Ob die Darstellung des Eingangs zur Unterwelt durch ein Fass absichtlicher Humor ist oder nicht, bleibt unklar.

Daran reiht sich noch die Vorzeigung einiger Stukkoreliefs aus Pompeji; von einigen sind nur noch die Eindrücke in die Wand erhalten, die Figuren selbst sind herausgefallen und es lässt sich deshalb die vorgestellte Scene schwer erkennen. Sie entstammen theils den Stabianer Thermen, theils den alten Thermen; zum grossen Theile dem Isistempel, aber auch Privathäusern. So wurden welche gefunden in einem im Jahr 1865 ausgegrabenen Hause in der Strada della fortuna, welche (von Heydemann herausgegebene) Fresken umgaben. Einiges lässt sich mit Sicherheit deuten, Anderes nicht. Oben links erfleht Priamos von Achill den Leichnam des Hektor, rechts Schleifung der Leiche; dann ein Centaur, der ein junges Mädchen im Arme hält; ein Satyr, welcher ein Mädchen beschleicht. Ein anderes stellt vielleicht Polyphem und die Gefährten des Odysseus humoristisch dar.

Schluss der Sitzung 7 Uhr 40 Minuten.

Digitized by Google

III. Germanisch-romanische Section.

I. Vorsitzender: 1. Prof. Dr. E. Sievers. Jena.
II. „ 2. Prof. Dr. Sachs. Brandenburg.

Mitglieder:

3. Bech, Fedor, Dr., Professor. Zeitz.
4. Beneeke, Alb., Director. Berlin.
5. Denicke, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
6. Döring, Bernh., Dr., Gymnasiallehrer. Leipzig.
7. Dunger, H., Dr. Dresden.
8. Düntzer, H., Dr., Professor. Cöln.
9. Eckleben, Selmar, stud. phil. Halle a/S.
10. Fischer, Heinr., Dr. Greifswald.
11. Grube, Dr., Oberlehrer. Berlin.
12. Hobbing, J., Lehrer an der höheren Bürgerschule. Nienburg a/W.
13. Hoefer, Dr., Gymnasiallehrer. Seehausen.
14. Hofmeister, Adolf, Dr., Custos der Universitätsbibliothek. Rostock.
15. Holfeld, Dr., Oberlehrer. Guben.
16. Hummel, Dr., Reallehrer. Weimar.
17. Kluge, H., Dr., Professor. Altenburg.
18. Koch, Dr., Professor. Grimma.
19. Köhler, Reinh., Dr, Bibliothekar. Weimar.
20. Mahn, Dr., Professor. Steglitz.
21. Neumann, Fritz, Dr., Privatdocent. Heidelberg.
22. Opitz, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Naumburg a/S.
23. Osthoff, Hermann, Dr., Professor. Heidelberg.
24. Paul, Hermann, Dr., Professor. Freiburg i/Br.
25. Pfundheller, Dr., Oberlehrer. Tarnowitz.
26. Regel, E., Dr., Reallehrer. Gera.
27. Schmager, Dr., Reallehrer. Gera.
28. Schneider, Robert, Reallehrer. Halberstadt.
29. Sprenger, R., Dr., Reallehrer. Northeim.
30. Stier, G., Dr., Gymnasial-Director. Zerbst.
31. Stratmann, F. H. Krefeld.
32. Weber, Hugo, Dr., Professor. Weimar.
33. Wegener, Philipp, Dr., Gymn.-L. Magdeburg.
34. Weissenborn, Herm., Dr., Professor. Erfurt.
35. Wentrup, H., Dr., Rector. Rossleben.
36. Wülcker, E., Dr., Archivar. Weimar.

Erste Sitzung.

Montag, den 30. September, 12 Uhr.

Der erste Vorsitzende eröffnet die Verhandlungen der Section durch eine kurze Ansprache. Alsdann erfolgt Einzeichnung der einzelnen Anwesenden ins Album der Section.

An Stelle des in der vorjährigen Versammlung zu Wiesbaden zum Vicepräsidenten ernannten, aber behinderten Prof. Fedor Bech wird Prof. Sachs erwählt. Nachdem noch die Wahl der Schriftführer — Dr. Ph. Wegener-Magdeburg und Dr. Fr. Neumann-Heidelberg — vollzogen, wurde die Sitzung geschlossen.

Zweite Sitzung.

Dienstag, den 1. October, Morgens 8 Uhr.

Der Vorsitzende gedenkt zunächst mit warmen Worten der im letzten Jahre aus dem Leben geschiedenen germanistischen Fachgenossen: Creizenach, Woeste, H. Leo, K. Weigand, K. Tomaschek und des Orientalisten N. Westergaard. Daran schliessen

Digitized by Google

sich ein Paar geschäftliche Bemerkungen. Zur Einsicht für die Mitglieder der Section werden im Versammlungslocal zwei Schriften niedergelegt: Von Realschullehrer R. Schneider-Halberstadt ein Exemplar seiner Schrift: Spervogels Lieder für die Schule erklärt und mit einem Glossar versehen (Abdr. aus dem Progr. der Realschule zu H., o. J., 4°. [1876.]); ferner von Gymnasial-Director Stier-Zerbst ein Facsimile-Druck einer Wycliffe-Bibel (ohne Titelblatt), nach Herrn Stratmann's Ansicht ein Exemplar der Pickering-Ausgabe.

Der Vorsitzende verliest ein Schreiben des Reichskanzlers, worin das Gesuch der vorjährigen Versammlung, die bisher dem Schiller-Lübben'schen mnd. Wörterbuche gewährte Reichsunterstützung nach Abschluss desselben Frommanns Zs. für Deutsche Mundarten zu Gute kommen zu lassen, abschlägig beschieden wird. Auf eine abermalige Petition wird auf Vorschlag des Vorsitzenden durch die Versammlung verzichtet und die Angelegenheit somit erledigt.

Hierauf wird Herrn Prof. Paul das Wort ertheilt zu einem Vortrage über das Vocalsystem des Germanischen auf Grundlage der neuesten Forschungen. Redner betont in seinen einleitenden Worten zwei Momente lautlicher Veränderungen: 1) den Accent, 2) die Analogie oder Formassociation. Mit Zuhülfenahme dieser zwei Factoren sei der ganze indogermanische Vocalismus von Neuem wieder aufzubauen. Die Forschung auf diesem Gebiet sei durchaus noch nicht als abgeschlossen zu betrachten, sondern das Arbeitsfeld sei erst eröffnet. Doch seien immerhin bereits die Grundlagen geschaffen, auf denen weiter gebaut werden könne, und auf die sich vor allen die Spezialforschung zu stellen hat. Von diesem neuen Boden aus, der für die Forschung über den indogermanischen Vocalismus geschaffen sei, müsse man jetzt versuchen, die Consequenzen für den germanischen Vocalismus zu ziehen. Redner kritisiert die früheren Versuche, besonders J. Grimm's, fürs Germanische ein Vocalsystem aufzustellen und kommt zu dem Schluss, dass alles Bisherige ungenügend, und eine Reform dringend nothwendig sei. Versuche in dieser Richtung seien auch bereits gemacht. Viel Gutes findet sich schon bei Amelung. Dem Richtigen aber am nächsten kommen Brugman (in seinen Untersuchungen über Nasalis sonans und Stammabstufung) und weiterhin Osthoff. Auf Grund dieser neuesten Arbeiten sei es möglich, ein neues System aufzustellen, in dem sämmtliche Vocale und Ablautreihen ihre richtige Stellung finden. Redner will den Versuch machen, das bis jetzt nur zerstreut Aufgestellte zusammenzufassen, zu erweitern und zu ergänzen und so wenigstens die Grundlinien eines neuen germanischen Vocalsystems zu skizzieren.

Redner geht aus von der Entstehung des indogermanischen Vocalismus. Die Vocale *i* und *u* sind durchaus constant: nur sind sie entweder Sonanten (*i*, *u*) oder Consonanten (*j*, *w*). Dem gegenüber gab es aber zwei *a*-Reihen, vielleicht noch mehr, die deutlich von einander geschieden waren. Diesen zwei *a* entspricht die ganze Reihe von Nüancen *e—a—o*. Redner bezeichnet die zwei *a* mit *a* und *A*. Von diesen zwei Grundvocalen ist ursprünglich einer in jedem Worte enthalten gewesen, und zwar selbständig. Dagegen waren *i* und *u* nie selbständig, sondern sie traten anfänglich nur auf entweder als Theile von Diphthongen oder als Consonanten. Eine dreifache Spaltung der Grundvocale hat dann stattgefunden entsprechend einer dreifachen Abstufung des Accents: Hochton, Tief- oder Nebenton, Unbetontheit. Der jeweilige Abstand vom Hauptton des Wortes ist der Hauptmassstab für die Accentabstufung. Darnach werden im Indogermanischen drei

Digitized by Google

Vocalstufen der zwei Grundvocale unterschieden: eine starke, eine mittlere und eine schwache. Redner wählt hiefür folgende Bezeichnungen:

a) Starke Stufe: a_x. A_x.

b) Mittlere Stufe: a_1. A_1.

c) Schwache Stufe: in beiden Reihen = 0, d. h. Ausstossung des Vocals.

a_2 = gr. o = europ. *o*, a_1 = gr. ε = europ. *e*,

A_2 = gr. ū in offener Silbe, A_1 = gr. ă.

Im Indogermanischen ist die mittlere Stufe als die mit der eigentlich normalen Betonung versehene zu betrachten. Bei der weitern Entwicklung machen sich verschiedene Factoren: Verschiebung des Accents in den Einzelsprachen, Ausgleichung innerhalb des Systems u. dergl. geltend. Den Anfang dieser Entwicklung setzt Redner schon in die indogermanische Zeit zurück. Nirgends sei die Analogiebildung in solcher Thätigkeit, wie gerade in diesem Punkte. Redner weist alsdann darauf hin, wie bereits im Indogermanischen eine Dehnung der Kürzen statthatte: $ă_2$ = gr. ω, $ă_1$ = gr. η. Was die schwache Stufe anbetrifft, so muss man zwei Fälle unterscheiden: einmal, der Vocal schwindet ganz, vergl. gr. πτερόν: πέτομαι, *ypet*; das andere Mal entstehen beim Ausfall des Vocals Lautgruppen, wie *rp*, *lp* u. s. w. (d. h. Sonorlaut + Consonant), die sich nicht zum Silbenanlaut eignen, wie andrerseits durch Vocalausfall entstandene *pr*, *pl* u. s. w. (d. h. Consonant + Sonorlaut) sich nicht zum Auslaut schicken. Wo durch Vocalausfall solche Verbindungen entstehen, übernimmt jeweils der sonore Laut (*r*, *l*, *m*, *n*, *j*, *v*) die Function des Vocals. In besagter Stellung werden also die Consonanten *r*, *l*, *m*, *n*, *j*, *v* zu sonantischem *r*, *l*, *m*, *n* und den Vocalen *i* und *u*; z. B. *ai* wird auf schwacher Stufe bei folgendem Vocal zu *j*, bei folgendem Consonanten zu *i*, ebenso *au* zu *v* resp. *u*, *ja* zu *j* resp. *i*, *ar* oder *ra* zu *r* resp. sonantischem *r*. Diese sonoren *i*, *u*, *r* u. s. w. können sich nun sowol mit der starken als der mittlern Stufe der zwei Grundvocale verbinden; wir haben somit völligen Parallelismus:

Starke Stufe:	$a_x i$ (*j*).	ja_x.	$a_x u$.	$a_x r$. $A_x i$.
Mittlere Stufe:	$a_1 i$ (*j*).	ja_1.	$a_1 u$.	$a_1 r$. $A_1 i$.
Schwache Stufe:	*i*, *j*.	*j*, *i*.	*u*, *v*.	*r* *i*, *j*

u. s. w. So würden die sonst als *i*- und *u*-Reihen bezeichneten Vocalreihen untergebracht werden: *i* und *u* an sich werden also nicht gesteigert, sondern nur der Grundvocal, mit dem sich jene verbinden, modificiert sich je nach der Tonabstufung. Von einer selbständigen *i*- und *u*-Reihe kann demgemäss nicht die Rede sein, ebensowenig wie von einer *r*-, *l*- u. s. w. Reihe.

Nach diesen Bemerkungen über den indogermanischen Vocalismus gieng Redner zur Betrachtung des germanischen Vocalismus über. Hier muss zunächst wiederum Rücksicht auf die Betonung genommen werden. Im Germanischen fand nämlich in Bezug auf den Accent eine Revolution statt. Der Hauptton trat auf die Wurzelsilbe; die Stelle des Nebentons, das Verhältniss von mittlerer und schwacher Stufe, alles dies gestaltete sich anders. Auch die Vocalqualität wurde dadurch beeinflusst. Die Erörterungen des Redners lassen sich kurz so darstellen:

1) Starke und mittlere Stufe:

a_x (gr. o) = german. *a*.

a_1 (gr. ε) = „ *e* (bisw. *i*).

Digitized by Google

$\bar{a}_2$ (gr. ω) = german. *ō*.

$\bar{a}_1$ (gr. η) = „ : got. *ê*, ahd. *á*.

A_2 (gr. ᾰ in offener Silbe) entspricht im German.:

1) *ô* (*fôr*) in offener Silbe,

2) aus *ă* gekürzt *ă* in geschlossener Silbe vor Doppelcons. und im Diphthong: *halda, haihald; haita, haihait.*

A_1 (gr. ᾰ) = german. *ă*.

a_1 vor Nasal und Liquide wird german. in ursprünglich unbetonter Silbe zu *u* (*numans*), in betonter Silbe zu *i* (*nima*).

2) Schwache Stufe:

In Wörtern wie *kniu, triu* mit *kn, tr*, welche als Anlaute zu fungieren fähig sind, treten keine Modificationen weiter ein. Anders, wo die Gruppe Cons. + Sonorl. + Cons. auf schwacher Stufe entsteht. Dort entwickelt sich überall ein *u* aus dem sonantischen *r, l, m, n*; es entstehen also die Lautgruppen *ur, ul* u. s. w. oder *ru, lu* u. s. w. Die Stelle des *u*, ob vor oder nach der Liquide, richtet sich nach der Stelle des Vocals in denjenigen Formen, in denen er nicht ausgefallen ist. Doch hält Redner die Stellung *ur, ul, un, um* mit dem Stimmlaute vor der Liquide für die ursprüngliche, lautgesetzliche, die Stellung zu *ru* u. s. w. mit dem Stimmlaute nach der Liquide für die durch Analogie hervorgerufene. Vgl. *bundans* (aus *bud-*) mit *bindan*, aber *brukans* (aus *brk-*) mit *brikan.*

Redner zeigt hierauf noch an einigen Beispielen, wie bei der angedeuteten germanischen Weiterentwicklung des Vocalismus ursprünglich getrennte Laute zusammengefallen sind — vgl. a_2 (= germ. *a*) und A_1 (= germ. *a*) — und versucht dann darzulegen, wie die germanischen Ablautreihen bei dieser neuen Auffassung des Vocalismus aus den urgermanischen entstehen und sich erklären.

Die im germ. zur normalen gewordene Verbalclasse hat im Präs. idg. durchgängig mittlere Stufe. Im Perf. fanden sich noch 3 Stufen, als die Trennung in die einzelnen Sprachgruppen eintrat: der Singular, der den Hauptaccent auf der Stamm- (Wurzel-) Silbe hat, repräsentiert die starke Stufe, der Plural und Optativ mit dem Ton auf der Endsilbe repräsentieren die schwache und mittlere Stufe der Wurzel. (Die Frage freilich, wo im letztern Falle ursprünglich schwache, wo ursprünglich mittlere Stufe, und von welcher Form aus sich die eine oder andere Stufe verallgemeinert hat, lässt Redner einstweilen noch offen; er beschränkt sich auf Vermuthungen.) Beispiele: skr. *dadára*, 3. p. Plur. *dadrúś* = schwache Stufe; aber *çaçáda*, 3. p. Plur. *çaçadúś* = mittlere Stufe; gr. πλεκ-: πέπλεχα = mittlere Stufe; aber τεν-: τέτατα = schwache Stufe. (α ist aus *n* sonans entstanden.) Beim Verbaladjectiv (Part.), das ebenfalls den Accent auf der Endsilbe hatte, ist auch entweder die schwache oder die mittlere Stufe verallgemeinert. — Redner geht jetzt auf Einzelheiten im Germanischen ein:

a-Reihe: Präs. *e, i*, z. B. *nima, giba.* Im Perf. Sg. haben wir die starke Stufe mit a_2 = germ. *a* in *nam, gaf.* Im Plural findet sich sicher schwache Stufe bei folgender einfacher Consonans: *gêbum* = **geybum* (Wurzelform schwach *gb*), sicher mittlere Stufe liegt vor im Particip *numans, borans, gibans.* In der Klasse, die durch (*binda, band*) *bundum, bundans* repräsentiert wird, fällt mittlere und schwache Stufe zusammen: beidemal musste sich *u* entwickeln. Einer Form wie *thrusk-* kann nur die schwache Stufe

Digitized by Google

thrsk- zu Grunde liegen (*u* hat sich aus *r* entwickelt, und zwar *thrusk*, nicht *thursk* wegen *thriskan*, s. o.). Ebenso kann das Particip *brukans* wiederum nur auf der schwachen Stufe *brk-* basieren, gegenüber *numans* auf mittlerer Stufe. Zur *a*-Reihe rechnet Redner dann auch *steiga*, *biuga* mit den Formen *staig*, *baug* der starken Stufe und *stigum*, *bugum* der schwachen Stufe.

A-Reihe: Hierher gehört *fara*, *fôr*. Präs. *fara* = mittlere Stufe von *A* (A_1) prät. *fôr* (urspr. *ô*) = starke Stufe; *faronș* = mittlere Stufe. In *fôrum* ist das *ó* aus dem Sg. durch Analogie in den Plural übertragen, der eigentlich *fêrum* lauten sollte. Hierher rangieren ferner reduplicierende Verba wie *têka*, *taitôk* (= *fôr*); in *taitôkum* liegt dieselbe Analogie nach dem Sg. vor wie in *fôrum*. In *slêpa*, *saizlêp* haben wir jüngere Ausgleichung des Präteritum an das Präsens, weil der Ablaut durch die Reduplication überflüssig gemacht erscheint. Vergl. ferner *hvôpa*, *hvaihvôp*, wo umgekehrt das *ó* des Präteritums das *ó* des Präs. hervorrief; ferner *saia* (eine Präsensbildung wie *skapja*), *saisô* u. s. w. Scheinbar giebt es noch eine dritte Klasse: *halda*, *haihald*; *skaida*, *skaiskaid*; *auka*, *aiauk*; doch in der That nur scheinbar: hier ist der Ablaut gewissermassen „latent" (*haihald* aus **haihâld* gekürzt, s. o.).*) — Neben der mittlern Stufe fehlt übrigens auch bei *A* die schwache Stufe nicht ganz; vgl. zu *skaida* ahd. *skidunga* mit schwacher Stufe (*skaid-*: *skîd* = *sk(a)id*), zu *stauta* unser *stützen*, zu *faran furt* (= *frt*), zu *graban grubîlôn* (= *grb-*), zu *salta* ahd. *sulza* (= *slt-*). Redner will auch *an* zur Reihe *A* rechnen und in *unnum* (vgl. *gunst*) einen Rest schwacher Stufe erblicken.

Redner ging dann noch auf die Behandlung und Entwicklung der beiden Grundvocale in Ableitungs- und Flexionssilben ein, musste sich aber leider wegen schon sehr vorgeschrittener Zeit auf einige wenige, sehr summarische Andeutungen beschränken. Aus demselben Grunde konnte auch nur eine kurze Debatte stattfinden, an der sich Prof. Osthoff und Sievers betheiligten. Darauf Schluss der Sitzung um 10 Uhr.

Dritte Sitzung.

Mittwoch, den 2. October, 8 Uhr Morgens.

Nach einigen Besprechungen über die Tagesordnung theilt der Vorsitzende Prof. Sievers mit, dass die nächste Philologenversammlung zu Trier stattfinden wird. Zum Vorsitzenden der germanistisch-romanistischen Section wird Prof. W. Wilmanns in Bonn gewählt; zum zweiten Vorsitzenden wird Prof. W. Förster in Bonn vorgeschlagen. Darauf hält Prof. Sachs den folgenden Vortrag über Grandgagnage:

Als ich im vorigen Jahre meinen inzwischen bei Lebzeiten veröffentlichten Vortrag über den Altmeister der romanischen Wissenschaft Friedrich Diez hielt, präsidierte mit dem ihm eigenen feinen Takt und echt liebenswürdiger Gewandtheit und Ruhe, welche einen Hauptzug seines Wesens ausmachten, und welche Professor Holland im Schlussworte so rühmend anerkannte, der leider inzwischen uns und der Wissenschaft allzu früh entrissene Theodor Creizenach. Wie er in der letzten Sitzung der zwei im Vorjahre geschiedenen Veteranen der germanistischen Philologie gedachte, der Greise

*) S. Osthoff und Brugman, morphologische Untersuchungen, Bd. 1, S. 238 ff. Anm.

Digitized by Google

Philipp Wackernagel und Ludwig Ettmüller, dachte er wol nicht, dass das heimtückische Leiden, dessen traurige Spuren sich an seiner schwarzverbundenen Hand zeigten, ihn so bald aus der Mitte seiner Studien fortreissen würde, und dass er sein uns im heiteren Kreise gegebenes Versprechen, hier in Gera wieder mit uns zusammenzuwirken, nicht würde erfüllen können. Inzwischen hat einer der berufensten Vertreter der zwei Richtungen, welche in unserer Section seit Jahren so glücklich vereint sind, der leider auch heute nicht unter uns anwesende Hofrath Professor Dr. Bartsch, der es sicher lebhaft bedauerte, dass unter der Zahl der ihm zu seinem Doctorjubiläum am 12. März dieses Jahres Gratulierenden gerade Creizenach fehlen musste, dem Verewigten einen warm geschriebenen Nachruf in der Gegenwart (Nr. 5) gewidmet, der die wesentlichsten Momente seines Lebens und seiner literarischen Thätigkeit liebevoll besprach und die kurze Notiz der Kurz'schen Literaturgeschichte (IV, 247) und der Frankfurter Didaskalia ergänzte. Creizenach starb am 6. December 1877; ihm war, noch ehe das Jahr 1877 abschloss, in England ein bedeutender Forscher auf dem Gebiete englischer Philologie vorangegangen, Thomas Wright, der, an der Grenze von Wales um 1810 geboren, in Cambridge studierte und schon früh in Fraser's Magazine, wie in der Foreign Quarterly Review antiquarische Gegenstände behandelte. Er war einer der Gründer der Camden Society und der British Archaeological Institution und wurde 1842 korrespondierendes Mitglied des Institut de France. Während er nur ein Originalwerk geschrieben hat, das, in französischer Sprache verfasst, den Titel: „Coup d'oeil sur les progrès de la littérature anglo-saxonne en Angleterre, Paris 1836" trägt, sind seine Ausgaben alter Autoren sehr zahlreich und zum Theil werthvoll, so Chaucer, Piers Ploughman, Early English poetry 1836, Early mysteries 1838, Queen Elisabeth and her times, vor Allem Reliquiae antiquae (1839—43), Treatises of science und Political songs.

England verlor in demselben Jahre auch einen vielgenannten Romanschriftsteller, Samuel Warren, geb. 1807 in Racre, Denbigh, welchen seine seit 1828 in London betriebene juristische Praxis nicht gehindert hatte, eine grosse Anzahl Romane zu schreiben, von denen The Passages from a diary of a late physician 1830, und Ten thousand a year (1839—41) die bekanntesten sind, — während jenseits des Oceans John Lothrop Motley (geb. 1814 in Dorchester in Massachusetts), besonders bekannt durch seine 1856 in London veröffentlichte History of the rise of the Dutch Republic, 1861 Gesandter in Wien, im 63. Jahre starb.

Auch Frankreich sah seinem Thiers († 5. Sept. 1877) einen nicht unbedeutenden Historiker bald in das Grab nachfolgen, den Verfasser der seit 1868 in 5 Bänden veröffentlichten Histoire de Napoléon I., Pierre Lanfrey, welcher, 1828 in Chambéry geboren, Jura studierte, sich aber seit 1857 durch philosophische und historische Studien bekannt gemacht hatte, unter denen l'Église et les philosophes du XVIII. siècle, un Essai sur la Révolution française 1858, l'Histoire politique des papes 1860 und Études et portraits politiques seinem Hauptwerke vorangingen.

Unter seinen literarisch bedeutenderen Landsleuten, welche noch im gleichen Jahre ihrer Thätigkeit entrissen wurden, ist hier noch zu nennen: François Buloz, in Vulbens bei Genf 1803 geboren, der 1831 die Revue des Deux Mondes gründete, welcher er seit 1850 das Annuaire des Deux Mondes anhängte. Er verstand es, als langjähriger Leiter dieser Zeitschrift sie auf die Höhe zu bringen, welche ihr als einer der ersten unter

Digitized by Google

allen lange allgemein und unbestritten zuerkannt wurde. Ihm folgte ferner Henri Bonaventure Monnier, welcher 1799 in Paris geboren, erst Schreiber, dann Maler war, 1830 aber mit einem Schlage seinen Ruf durch das Buch: Scènes populaires dessinées à la plume begründete, dessen Hauptfiguren Joseph Prudhomme und Madame Gibou als echte Vertreter des französischen Spiessbürgers typisch geworden sind. Andere Scènes populaires, les Bourgeois de Paris 1854, la Religion des Imbéciles und vor Allem les Mémoires de Joseph Prudhomme 1857, erweiterten das Ansehen des populären Autors, der auch sprachlich wegen der Fixierung des Pariser Volksdialektes von Wichtigkeit ist.

Wie er ein echtes Pariser Kind, starb auch Theodore Barrière (geb. 1823) in demselben Jahre, nachdem er seit 1842 allein oder im Vereine mit Lambert Thiboust u. A. über 50 Theaterstücke geschrieben hatte, welche mehr oder weniger bedeutenden Erfolg erzielten und lange das Repertoir beherrschten, — so z. B. die Filles de Marbre 1853, la vie de Bohème, le Piano de Berthe, les Faux Bonshommes u. A.

Spanien verlor in derselben Zeit seine begabteste Romanschriftstellerin, die gleich Hartzenbusch deutschem Blute entstammte, Fernan Caballero. Cecilia Böhl de Arron (geb. 1797 in Morges in der Schweiz), die Tochter des um die spanische Literatur hochverdienten Böhl de Faber († 1836), veröffentlichte eine grosse Zahl Romane, welche gleich den Relaciones y Cuadros de costumbres überaus lebenswahre und anmuthige Schilderungen des spanischen Volkslebens sind und weit über die Grenze ihres Vaterlandes hinaus ihren Namen berühmt gemacht haben. (Vergl. Europa 1877, 52 und Magazin für die Litteratur des Auslandes 1877, 38; Ebert, Jahrbuch 1859, 258 ff. und P. Heyse, Böhl und seine Tochter, im Litteraturblatt des deutschen Kunstblattes, Mai 1859.)

Das neue Jahr sah vierzehn Tage, bevor am 16. Januar Bernhard Schmitz in Greifswald den Tag feierte, an welchem er im Jahre 1852 als Lector der neuern Sprachen an der Universität angestellt war, den Mann in das Grab sinken, dessen Biographie ich Ihnen in kurzen Zügen vorzuführen denke, den Belgier Charles Grandgagnage. Ihm folgten von bedeutenderen Vertretern der Wissenschaft im April der streitbare Hallenser Leu, der alte Professor Heinrich Leo (geb. zu Rudolstadt am 19. März 1799), welchem die Gegenwart im Mai einen höchst unparteiisch gehaltenen Artikel widmete — und leider am 30. Juni nach längerer Krankheit, einem seit 1876 eingetretenen Herzleiden mit Wassersucht, welche keine Aussicht auf Besserung zuliess (vergl. Illustrirte Zeitung 1411 und 1837 über sein Leben und seine Schriften), Friedrich Diezens hervorragender Landsmann, Friedrich Ludwig Carl Weigand, dessen Tod die so sehnlich erstrebte Vollendung des Grimm'schen Wörterbuches wol wieder in weitere Ferne hinausrücken wird. Geboren am 18. Nov. 1804 in Unterflorstedt bei Friedberg, studirte er erst Theologie in Giessen (1830), wurde Lehrer an der Realschule in Michelstedt im Odenwald, 1837 an der zu Giessen, begann 1849 daselbst Vorlesungen als Privatdocent, wurde 1851 Professor extraordinarius und 1855 Director der Realschule. Seit 1865 wurde er auf Antrag der germanistischen Section ordentlicher Professor unter Belassung seines Directorgehaltes als Zuschuss zu seinem Gehalte an der Universität; von 1857 bis 1870 edierte er sein vorzügliches deutsches Wörterbuch in 2 Bänden als dritte völlig umgearbeitete Bearbeitung des Schmitthenner'schen Werkes, in dessen Vorrede er 1857 schrieb: „Im Angesichte des emporsteigenden Domes (des Grimm'schen Wörterbuches) an dem von Grund auf neu erstehenden Gebäude mein Zelt aufzuschlagen, gebricht mir weder Muth noch Lust, wenn

Digitized by Google

jene grossen Meister freundlich auf dasselbe blicken und beifällig zuwinken.“ Vor Allem zeichnet dieses Werk die stete Berücksichtigung der Sprachgeschichte und die sorgfältige Prüfung und Verwerthung der Angaben älterer Grammatiker und Lexicographen aus. Eine 4. Bearbeitung war 1876 vollendet, und eine 5., die, wenn sie auch noch den Namen einer solchen trug, doch in Wahrheit Weigands eigenes, ganz vom ursprünglichen abweichendes selbständiges Werk war, folgte 1877 in ihrem ersten Bande, dessen Fortsetzung er leider nicht mehr liefern sollte.

Dazu dass jenes Werk seines grossen Landsmannes Jakob Grimm seit 1852 „mit stolzer Sicherheit und Festigkeit fortschritt“, half auch er energisch, indem er, nachdem Band 1 bis Biermolke, 2 bis Dwatsch, 3 bis Forsche von den ursprünglichen Begründern vollendet war, neben dem die 2. Abtheilung des 4. Bandes und den 6. seit 1867 bearbeitenden Moritz Heyne, und dem K im 5. Bande seit 1873 bewältigenden Hildebrand, die erste Hälfte der ersten Abtheilung des 4. Bandes, in deren Anfang Jakob Grimm beim Artikel Frucht abgerufen war, in 4 Heften weiter förderte, während Hildebrand diesen Abschnitt bis Gefolgsmann zu Ende führte. Auch sein seit 1825 vorbereitetes „Wetterauisches Idiotikon“ hat er leider nicht vollenden können; nur die Besprecbung von 61 wetterauischen Wörtern im Intelligenzblatt für die Provinz Oberhessen (1844, Nr. 95—1846, Nr. 61) und der Aufsatz über Judenwörter in der Wetterau (in derselben Zeitung 1846, 73 u. 74) sind davon veröffentlicht und lassen auf das tiefste bedauern, dass der gelehrte Verfasser nicht die letzte Hand hat an das Werk legen können. Aus seinen vielen neuern Arbeiten sei hier noch erwähnt: die kleine Stillehre, welche er für die 14. Auflage des Schlez'schen Denkfreundes lieferte; die Vorrede zur 2. Auflage des Schmeller'schen Wörterbuches mit der gemüthlichen Schilderung des Verkehrs beider Gelehrten; das 1840—43 in Mainz erschienene Wörterbuch der deutschen Synonymen; das 1853 publizierte Werk über die Oberhessischen Ortsnamen; zahlreiche Aufsätze in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum und in anderen ähnlichen Blättern. Sein letztes Werk war der Abschnitt über Voss' deutsche Studien in der Herbst'schen Biographie des Dichters. Auch Gedichte in Wetterauischer Mundart existieren von ihm, deren eines vom Volke häufig gesungen wird.

Eine in den Zeitungen verbreitete Nachricht, wonach die germanistische Wissenschaft schon am 6. März durch einen andern harten Schlag betroffen sein sollte, beruhte auf einem Missverständnisse, da der an jenem Tage in Baden-Baden verstorbene Professor Willmanns nicht der jugendliche Germanist, sondern der Strassburger Jurist G. Willmanns gewesen war.

Ein tüchtiger Spezialforscher und Kenner auf dem Gebiete des Niederdeutschen aber, der seit der Begründung der Niederdeutschen Gesellschaft für ihre Zwecke äusserst thätig gewesen war und seit 30 Jahren an einem Lexicon des westfälischen Dialektes arbeitete, zu welchem Kuhn ihn 1850 und J. Grimm 1857 speziell angeregt hatten, Friedrich Woeste in Iserlohn, geboren am 15. Februar 1807 zu Hemer in der Grafschaft Mark, wurde am 7. Januar 1878 abberufen. Das Correspondenzblatt des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung vom 5. Juli, wie die Jahresversammlung des Vereins zu Göttingen am 11. Juni gedachten ehrend seiner nicht unbedeutenden Verdienste um die Studien dieses beschränktern Kreises, welche ein aus der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins entnommener Nekrolog von W. Crecelius (Düsseldorf 1878. 18 S. 8.) des Weiteren bespricht.

Digitized by Google

Auf der Schule zu Barmen, Elberfeld und Halle vorgebildet, studirte er am letztern Orte seit 1826 Theologie, wurde aber 1838 in Iserlohn Privatlehrer, welche Stellung er bis an sein Ende beibehielt. Er lehrte Französisch, Englisch, Italienisch, später Holländisch, Dänisch, Schwedisch und auch Spanisch. 1848 edirte er „Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark", später auf Kuhns Anregung „Westphälische Sagen", wie er auch viele Beiträge zur Germania, zur Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, zu Mannhardts, Frommanns, Höpfners und Wagners Zeitschriften lieferte. 1871 erschien von ihm „Iserlohn und Umgegend, Beiträge zur Ortsnamendeutung, Ortsgeschichte und Sagenkunde"; und auch in niederdeutscher Dichtung versuchte er sich nicht ohne Erfolg.

Mit ihm berührte sich in der Liebe zur niederdeutschen Sprache, welcher besonders seine 1878 in Braunschweig erschienenen „Plattdütsche Vertelln un Rimels" zu danken sind, ein Mann, der mit dem feinsten Verständnisse in seinem langen Leben die verschiedenartigsten Erzeugnisse ausländischer Literaturen durch vorzügliche Uebertragungen den Deutschen näher gebracht hat — der am 4. April in Dresden verstorbene Graf Wolf Baudissin, der als ältester Sohn eines höhern sächsischen Offiziers am 30. Januar 1789 in Kopenhagen geboren, seit seinem zwölften Jahre in Berlin besonders durch Ancillon mit französischer Literatur vertraut wurde, in Kiel und Göttingen Philologie studierte und nach kurzer Unterbrechung seiner Lieblingsbeschäftigungen durch die ihm wider Willen aufgezwungene diplomatische Laufbahn, seit dem Beginne des Wiener Congresses sich dauernd, und seit 1827 in Dresden wohnhaft, literarischer Thätigkeit hingab. Sein bedeutender Antheil an der sog. Schlegel-Tieck'schen Shakespeare-Uebersetzung, den ein von Lindau verfasster Artikel der Gegenwart Nr. 16 (1878, pg. 248) in das rechte Licht zu stellen bemüht ist, und der sich auf 13 von ihm übersetzte Dramen erstreckt, seine Verdeutschung von „Ben Jonson und seine Schule", seine Bearbeitung von Hartmanns Iwein, von Wirnt von Grafenbergs Wigalois, die Uebertragung von José Quintana's Lebensbeschreibungen berühmter Spanier und vor allem seine im Alter von 76 Jahren begonnene und meisterhaft ausgeführte Molière-Uebersetzung in 3 Bänden (1865—66) sicherten ihm schon einen bedeutenden Platz in der Geschichte der neuern Philologie, und in seinem 86sten Jahre hat der jugendliche Greis, der inzwischen das originelle Dichtertalent von François Coppée zuerst in Deutschland weiter bekannt gemacht hatte, noch 2 starke Bände dramatischer Sprichwörter von Carmontel und Leclercq und 2 Jahre darauf 6 ältere und neuere italienische Dramen in vorzüglicher Uebertragung veröffentlicht. Näheres über ihn als Schriftsteller und als Mensch geben der oben erwähnte Aufsatz von Lindau und ein Nekrolog von Hermann Hettner in der deutschen Rundschau vom Juni.

Weiter sei in dieser kurzen nekrologischen Uebersicht noch erwähnt, dass der besonders für französische Literatur und Stylistik tüchtige Professor Dr. A. Peschier in Tübingen, der Verfasser der Causeries, des Esprit de la Conversation und besonders des Dictionnaire des langues française et allemande (Stuttgart 1862) und des Supplément au Dictionnaire de Mozin (Stuttgart 1859) — in Tübingen, dem Orte langjähriger Thätigkeit starb, und am 9. Juni 72jährig zu Berlin der Dr. Wollheim da Fonseca aus Hamburg, Sohn einer Portugiesin und eines jüdischen Handelsmannes, lange im Orient, vor 25 Jahren Privatdozent in Berlin, auch eine Zeit lang Theaterdirektor in Hamburg,

Digitized by Google

der auf den verschiedensten Gebieten durch Herausgabe von Grammatiken der holländischen, dänischen, neugriechischen, schwedischen, portugiesischen und spanischen Sprache, von Wörterbüchern, Werken über Literatur und Mythologie und andern Hülfsmitteln zum Studium neuerer Sprachen, zuletzt noch durch die Nationalliteratur der Scandinavier (Berlin 1875) sich einen Namen gemacht hat.

Drei Tage nach ihm starb einer der bedeutendsten amerikanischen Dichter, welcher neben Longfellow eine lange literarische Laufbahn ehrenvoll abgeschlossen hat, William Cullen Bryant in Newyork, der, wie Wenige, ein Sänger der Natur war und die von ihr erhaltenen Eindrücke in den lebhaftesten Farben schilderte. Geboren am 3. Nov. 1794 in Cummington (Massachusetts), schrieb er schon 1808 eine politische Satire, The Embargo, welche Aufsehen erregte, wurde 1815 Anwalt, 1825 aber in Newyork Redakteur, seit 1826 von der Evening Post, der er seitdem seine Hauptthätigkeit widmete. Seine Gedichte, unter welchen das 1816 veröffentlichte Thanatopsis das bedeutendste ist, und sich auch ein grösseres Werk „The Ages" im Versmasse von Childe Harold befindet, erschienen zuerst 1832, nachdem er gleich Longfellow u. A. grössere Reisen in Europa gemacht hatte. Bei der Einweihung eines Mazzini-Denkmals am 29. Mai im Centralpark erkrankt, starb er am 12. Juni. Seine im Buchhandel vorhandenen Werke sind: Letters of a Traveller; Orations and Addresses; Among the Trees; Poetical works; Letters from Spain; Song of the Lower; Story of the Fountain; Little People of the Snow; Letters from the East; Translation of the Iliad of Homer; Translation of the Odyssey of Homer; Voices of Nature.

Ihm folgte schliesslich ein anderer Dichter in das Grab, der bei seinem Volke unter den Ersten der neuern Zeit genannt wurde, Aleardo Aleardi, welcher am 17. Juli in seiner Vaterstadt Verona, wo er am 4. Nov. 1812 geboren war, im besten Mannesalter starb, neben Zendrini und Carducci gefeiert und auch im Auslande besonders durch sein Meisterwerk I sette soldati berühmt — (vgl. D. Guoli, in morte di Al. Aleardi, canto, in Nuova Antologia XIII. 2. vol. X. 75. 1878) — und einer der begabtesten Beförderer seines lange zurückgesetzten Dialektes, der gleich dem Provenzalischen in Südfrankreich jetzt in Belgien gewaltige Anstrengungen macht, sich neben dem Französischen zu staatlich anerkannter Stellung aufzuschwingen, der vlämische Dichter Frans de Cort, geboren am 21. Juni 1834 in Brüssel, längere Zeit Journalist und zuletzt Sekretär des Militärgerichtshofes in Antwerpen, der 1848, 57 und 59 Lieder herausgab, welchen 1866 Zingzang, 1868 eine andere Sammlung von vlämischen Liedern folgte, während er 1862 eine vorzügliche Uebertragung der Burns'schen Lieder veröffentlicht hatte. Er starb am 18. Januar dieses Jahres, auf das Innigste betrauert von den fast 3 Millionen Vlamen seines Vaterlandes.

Wir kommen nun endlich zu dem Landsmann des letzterwähnten Dichters, dessen Bestrebungen freilich, so sehr sie in allgemein menschlichen Dingen harmoniren mochten, auf sprachlichem Gebiete weit von denen de Cort's abwichen, ob auch der das Wallonische mit Vorliebe studirende Gelehrte sich zur vlämischen Bewegung niemals feindlich gestellt hat. Am 7. Januar 1878 starb in Lüttich Charles Grandgagnage an einer Lungenentzündung, welche ihn wenige Tage vorher auf das Krankenlager geworfen hatte. In derselben Stadt am 9. Juni 1812 geboren als Neffe des Präsidenten des Lütticher Appellationsgerichtshofes Joseph Grandgagnage, der 1797 in Namur geboren, sich beson-

Digitized by Google

ders durch seine pikanten „Voyages et aventures de Mr. Alfred Nicolas au royaume de Belgique, Bruxelles 1835, 2 vol.“ einen Ruf als humoristischer Schriftsteller erworben hatte, während er auch durch mehrere bedeutende juristische Schriften sich einen geachteten Namen auf diesem Gebiete errang, setzte er seine Studien nach absolvirter Schulzeit auf der Lütticher Universität fort und zeigte stets, wie sein College im belgischen Senate, Graf Looz-Corswarem, in der ersten der drei im Trauerhause gehaltenen Reden von ihm rühmt, Geschick, Fleiss und Intelligenz, die ihn für seine selbstgestellten Aufgaben ganz besonders befähigten. Dies waren eingehende Untersuchungen über die Sprache und Archäologie seines speziellen Vaterlandes, zu deren gründlicher Behandlung er 1856 mit einigen Genossen die Société liégeoise de littérature wallonne stiftete, deren Präsident er von 1857 bis zu seinem Tode blieb, für die er mehrere Preise zur Anfeuerung jüngerer Gelehrter aussetzte, und in der er die mannichfachsten Anregungen zu weiteren Studien gab, wie der Vicepräsident der Gesellschaft Dejardin in seiner im Namen derselben gehaltenen Rede anerkennend hervorhob. Ebenso war er längere Zeit und noch in seinem Todesjahre einstimmig wiedererwählter Präsident des von seinem Onkel und Albert d'Oltreppe de Bouvette gegründeten Archäologischen Instituts von Lüttich, dem er gleichfalls seine wärmste Theilnahme widmete, soweit seine politische Thätigkeit es ihm gestattete; er war nämlich von 1859—64 Deputirter der Stadt Lüttich und von 1871 bis zu seinem Tode ihr Vertreter im Senate und zeigte in beiden Körperschaften stets eine entschieden liberale Gesinnung. Sein Haus war für die französischen Réfugiés eine stets willkommene Stätte, wo sie bei dem Manne sich wohl und heimisch fühlten, der unter einer etwas schroffen Aussenseite das liebenswürdigste gesellige Talent verbarg und die wahre französische Causerie mit allen ihren geselligen Vorzügen zur Geltung zu bringen wusste und von seiner Gattin, einer gebornen de Schiewel, welche mit 2 Söhnen Maurice und Alexis zurückgeblieben ist, auf das Wärmste dabei unterstützt wurde. Aber auch in weiteren Kreisen fand er Anerkennung, und seine bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen trugen ihm den ungetheiltesten Beifall von Diez, Littré, Pott, Diefenbach, Gaston Paris u. A. ein, wie er von verschiedenen Fürsten ausgezeichnet wurde; so vom Herzoge von Coburg-Gotha, der ihn zum Ritter des Ernestinischen Hausordens ernannte, und vom Könige der Belgier, der ihm ausser dem Orden des Albert le Valeureux das Kreuz des Leopoldordens verlieh und in einem eigenen Schreiben der Wittwe sein Beileid über den Verlust des Gatten aussprach.

Seine Werke sind: 1) die 1845 erschienenen Wallonades, die mir leider nicht näher bekannt geworden sind; 2) de l'origine des Wallons (Lüttich 1852); 3) Vocabulaire des noms wallons d'animaux, de plantes et de minéraux (2. éd. Lüttich 1857), worin er auf 36 p. Lexikonformat die Hausthiere, Jagdthiere, Vögel, Fische, Reptilien und Insekten, Bäume, Pflanzen und Mineralien nach einander mit ihren wallonischen Namen durchging und sich im Anschlusse über eine alte wallonische Urkunde „die lettre des Venalz v. J. 1317“ des Weitern ausliess, in welcher weitere derartige Namen vorkommen; 4) Extraits d'un dictionnaire wallon-français composé en 1783 par Augustin François Villers de Malmédy, Liége 1865, 71 Seiten, mit vielen Zusätzen und Verweisungen auf G.'s grösseres Werk; 5) Vocabulaire des noms des lieux de la Belgique orientale (1859); 6) Versions wallonnes de la parabole de l'Enfant prodigue, Lüttich 1870, ein Auszug aus dem Bulletin der Lütticher Gesellschaft, worin auf 155 Seiten diese Parabel in 57 verschiedenen Patois

Digitized by Google

Belgiens mitgetheilt wird; endlich 7) sein Hauptwerk: Dictionnaire étymologique de la langue wallonne (Liége 1845—50), welches nach kurzer Einleitung über die angewandte Orthographie den Wortschatz der wallonischen Sprache mit etymologischen und sprachvergleichenden Notizen zusammenstellen sollte und im I. Theile auf 320 Seiten bis zum Schluss von H kam, an den sich noch 38 Zusätze anschlossen. Der II. im Jahre 1850 begonnene Theil gab erst auf 38 Seiten neue Zusätze zum ersten und dann auf 178 Seiten die Fortsetzung desselben bis zum Worte *oûteleû*.

Leider liess ihn seine allzugrosse Bescheidenheit, welche auch ihn oft in seinen Stellungen als Vorsitzender der obengenannten Gesellschaften veranlasste, seine berechtigte Kritik in die mildeste Form zu kleiden, an den für die Vollendung des Werkes vollständig gesammelten Materialien stets noch weiter feilen, bis ihn der Tod überraschte; doch hat er für die Drucklegung, wie mir seine Wittwe am 11. Februar schrieb, ein ansehnliches Vermächtniss ausgesetzt, und der von ihm zur Herausgabe ersehene und wie Wenige dazu berufene Gelehrte, der Bibliothekar Scheler, hat die Uebernahme dieser theuern Pflicht zugesagt. Hoffen wir, dass er seine Zusage recht bald erfüllen und damit dem um die philologische Behandlung seines heimischen Dialektes so hochverdienten Manne ein Denkmal setzen wird aere perennius!"

Der Archivar E. Wülcker macht darauf eine kurze Mittheilung über das von ihm nun allein herausgegebene hoch- und niederdeutsche Wörterbuch, das in kürzerer Fassung weiter erscheinen soll, da die entsprechenden Partien des Grimm'schen Wörterbuches viel vollständiger gearbeitet seien als die ersten. Die Fortsetzung wird ungefähr denselben Umfang haben als die schon erschienene Abtheilung.

Dann beginnt er seinen Vortrag „über die Entstehung der kursächsischen Kanzleisprache". Er geht aus von den Worten Luthers: „Ich rede nach der sechsischen cantzlei, welcher nachfolgen alle fürsten und könige in Deutschland; alle reichsstedte, fürstenhöfe schreiben nach der sechsischen vnd vnsers fürsten cantzeley. Darumb ists auch die gemeinste deutsche sprache. Kaiser Maximilian vnd churfürst Friderich, hertzog von Sachsen, haben im römischen reiche die deutschen sprache also in eine gewisse sprach zusammengezogen." Er glaubt, diese Worte aus dem von ihm benutzten archivalischen Material erklären und als zutreffend erweisen zu können. Er charakterisirt darauf die von ihm in Frankfurt a. M. und in Weimar benutzten Quellen, definirt den Begriff Kanzleisprache als eine neben der Volksmundart von den Schreibern traditionirte Sprache, deren Charakteristik sich nicht aus der Syntax und dem Wortschatze, sondern nur aus der Laut- und Flexionslehre geben lasse. Zunächst gibt er einen Ueberblick über die Entwicklung des Deutschen in der kaiserlichen Kanzlei. Mit Ludwig dem Baier fangen die Urkunden an, in grösserer Zahl deutsch zu werden, der kaiserlichen Kanzlei folgen schnell die übrigen, 1330 ist in Binnendeutschland durchaus die deutsche Sprache an die Stelle der lateinischen getreten. Die kaiserliche Kanzlei Ludwigs schloss sich in der Wahl des Deutschen wie der sprachlichen Gestalt an die herzoglich bairische Kanzlei an. Ludwigs Kanzlei schreibt oberbairisch, also es ist noch keine über den Mundarten stehende Sprache im Gebrauch, ebenso wenig bei den Luxemburgern, die österreichisch schreiben, und bei Ruprecht, der den pfälzer Dialekt beibehält. Dagegen bildet sich unter Karl IV. in Prag eine conventionelle Schreibweise auf Grund des hier herrschenden österreichischen

Digitized by Google

Dialekts, die man eine Schriftsprache nennen darf. Sie ist geeignet, die Grundlage zu einer allgemeinen deutschen Schriftsprache zu bilden, da sie die dem mittlern Deutschland unverständlichen Eigenthümlichkeiten des Oberdeutschen abgestossen hat, wie das *ch* oder *kch*. Dagegen ist *d* regelmässig zu *t* verschoben, *a*, *i*, *u* ist festgehalten, *i* und *ú* meist zu *ei* und *au*, *iu* (*ú*) meist zu *eu* geworden, *uo* zu *ú*, *ie* schwankt mit *i*. Der Umlaut ist nur bei *á* und *a* durchgeführt. Die alten Mediae *g* und *b* sind meist unverschoben. Die Sprache war somit für Mitteldeutschland gleich verständlich als für Oberdeutschland. Es bildete sich schon unter Karls IV. Regierung das Bewusstsein in Deutschland, dass die Sprache der kaiserlichen Kanzlei die eigentliche Sprache der Kaiserurkunden sei, es finden sich daher Versuche, z. B. eines Rheinländers, diese Sprache nachzuahmen, wenngleich bei der geringen Kenntniss jener Sprache höchst unglückliche. Daneben finden sich jedoch noch Kaiserurkunden im Heimathdialekte des Gebietes, wo sie abgefasst sind.

Ebenso steht es unter Wenzel, der seines Vaters Kanzlei übernimmt. Die Absetzung Wenzels und die Hussitenkriege stellen diese Errungenschaft wieder in Frage, und Ruprecht schreibt pfälzisch. Aber es folgt wieder ein Luxemburger, und Sigmunds Dialekt steht dem der Prager Kanzlei sehr nahe. Dem Dialekte Sigmunds nah verwandt ist der Albrechts. Mit Friedrich III. treten zunächst Eigenthümlichkeiten des steirischen Dialekts auf, doch bald bequemt sich seine Kanzlei der als hergebracht geltenden Mundart des Kaisers, was bei der nahen Verwandtschaft des Steirischen und Oesterreichischen nicht schwer war. Während seiner Regierung dringt auch das Bewusstsein durch, dass diese Kanzleisprache die kaiserliche, höfische sei, es finden sich daher nur noch Kaiserurkunden in dieser Sprache. Man musste sich also eine genaue Kenntniss derselben angeeignet haben.

Diese Sprache hat Maximilian übernommen, er hat sie auch in die Niederlande eingeführt, und sie ist stehend für alle Urkunden und Erlasse des Königs, mögen sie in Deutschland oder den Niederlanden ausgestellt sein.

Der Vortrag wendet sich nun zur sächsischen Kanzlei. In den Ländern der Albertinischen und Ernestinischen Linie herrscht das Mitteldeutsche, nur die Nordgrenze greift in das niederdeutsche Gebiet bei Belzig. Die Mundart in den meissnischen und thüringischen Urkunden ist wenig verschieden, das Abwerfen des infinitivischen *n* scheint dem meissner Hofe unbekannt zu sein.

Als Friedrich der Sanftmüthige sich von Wilhelm trennte, herrschte das Mitteldeutsche in den Urkunden, das Thüringische hält sich in Wilhelms Kanzlei bis 1482. Dagegen unter Ernst und Albrecht zeigt die in Dresden residirende Nebenlinie um dieselbe Zeit vollkommen andere Lautverhältnisse: *i* und *u* sind festgehalten, statt *í* und *ú* steht *ei* und *au*, für *û* = *iu*, *eu* oder *au*, der Umlaut findet sich bei *a*, *á* und *au*; *ie* tritt wieder ein, *ei*, *au* bleiben diphthongisch; die Media *d* ist regelmässig verschoben und oft *b* bes. im Anlaute. Es sind also c. 1470 die mitteldeutschen Formen verdrängt und ersetzt durch solche, die mittel- und oberdeutsches Gemeingut waren. Natürlich zeigen zunächst die Urkunden noch Schwanken, das in der kursächsischen Kanzlei nach dem gleichzeitigen Sprachgebrauche der kaiserlichen Kanzlei geregelt wurde. So wurde die kursächsische Kanzleisprache der kaiserlichen ähnlich, jedoch nicht gleich. Es fand dasselbe Verhältniss statt als heute bei der mundartlich gefärbten Rede gegenüber der Schrift. Diese

Digitized by Google

Sprache wurde zunächst nur im officiellen Verkehr, nicht für private Verhältnisse angewandt.

Nach der Theilung des Landes im Jahre 1485 wurde Torgau die Hauptstadt der Ernestiner, und 1486 folgten die Herzöge Friedrich und Johann, welche die väterliche Kanzlei übernahmen. Die Schreibung derselben blieb nun massgebend für Thüringen, Kursachsen und Osterland. In Thüringen ist der Wechsel der Sprache ein sehr plötzlicher. Friedrichs des Weisen Nachfolger haben Nichts mehr an dieser Sprache geändert. Durch Luther wurde sie auch in den Privatverkehr eingeführt.

Luthers Urtheil ist somit richtig, die Kanzleisprache vereinigt Ober- und Niederländer, die Erfinder sind allerdings andere als Maximilian und Friedrich der Weise, aber beide sind die Hauptvertreter derselben.

In der sich anschliessenden Debatte spricht sich Dir. Stier dahin aus, dass Brück nördlicher läge als Belzig, in Wittenberg sei 1416 noch niederdeutsch geschrieben. Vermuthlich sei das Mitteldeutsche durch die Ascanier in diese Gegenden eingedrungen. — Prof. Sievers meint, es habe im Verkehr eine Mischung der Dialekte stattgefunden, so seien in Halle die Schöffenbücher, worauf Winter hinweise, niederdeutsch abgefasst mit Anlehnung an die Sprache des Magdeburger Schöppenstuhls. — Dr. Wegener weist darauf hin, dass Winter jene Thatsache aus der Niederlassung Magdeburger Patricierfamilien in Halle erklärt, was ihm ohne Beispiel in der Sprachgeschichte zu sein scheine. Er glaubt vielmehr, dass Halle ursprünglich dem niederdeutschen Sprachgebiete angehört habe. — Prof. Paul theilt diese Ansicht und fügt hinzu, dass Mansfeld nachweislich niederdeutsch gewesen sei.

Nach einigen weiteren Bemerkungen über diesen Punkt wird die Tagesordnung dahin geändert, dass zunächst dem Dr. Wegener das Wort ertheilt wird. Dieser stellt bezüglich des Antwortschreibens des Reichskanzleramtes betreffs Unterstützung der Zeitschrift für deutsche Dialekte den Antrag: da das Reichskanzleramt nur abgelehnt habe, die Frommann'sche Zeitschrift zu unterstützen, weil es jene Art von Publicationen nicht für geeignet halte, zur wissenschaftlichen Erforschung der Dialekte zu führen, so möge die Section eine Commission unter Vorsitz des Prof. Sievers ernennen, welche der nächsten Philologenversammlung den Plan einer Reihe streng wissenschaftlich und einheitlich gearbeiteter Dialektgrammatiken zur Befürwortung an das Reichskanzleramt vorlegen sollte. Der Antrag wird angenommen, in die Commission werden Prof. H. Paul in Freiburg, Prof. W. Braune in Leipzig, Dr. J. Winteler in Burgdorf und Dr. Ph. Wegener in Magdeburg gewählt.

Darauf folgt der Vortrag des Prof. Mahn über Erklärung dunkler deutscher Wörter aus dem Celtischen. Dass die Celten den Germanen vorausgegangen seien, beweisen die Völkerschichtung und die geographischen Namen. Aber auch andere Wörter des deutschen Wortschatzes seien dem Celtischen entlehnt, wie schon vom Vortragenden an 7 Wörtern zu Rostock gezeigt sei. So seien eine Reihe von Thiernamen aus dem Celtischen zu erklären: *Habicht* bedeute „der nette, saubere Vogel“ (altir. *cobal*); *Bock* sei aus dem Romanischen und hier aus dem Celtischen entlehnt und bedeute „Stoss“; *Grille* vom cymr. *gril* zirpen; *Hahn* vom celt. *can* — sei der singende Vogel, es stamme nicht vom lat. *can-o*, das Celtische liege viel näher. — Pflanzen: *Tanne* aus brit. *tan* Eiche; *Binse* eig. Sumpfpflanze; *Roggen* eig. das Röthliche, cym. *rhyg-e*; *Besen* eig. Birke. —

Digitized by Google

Andere Worte: *Rock* aus cymr. *croc* = Haut, Fell, die ersten Röcke seien Thierfelle gewesen; *Krug* eig. Eimer, Gefäss; *Bruk*, cymr. *brug* = Wald, Gebüsch, daher Ortsnamen wie Düsternbrok; *brödil* st. *brugil*, Brühle in den Städten sind alte Wiesen; *Wiese*, celt. *uis* = Wasser; *alb* aus celt. *alb* = Berg, eig. der Berggeist, von diesem Stamme auch lat. *albus*, *Alba-Longa* die Stadt auf langem Berge. — Es seien also besonders concrete Wörter entlehnt, kein Zeitwort, kein Adjectivum finde sich.

Hierzu bemerkt Prof. Steinthal, die Möglichkeit solcher Entlehnungen sei entschieden zuzugestehen auf einem occupirten Boden wie Deutschland, doch sei es sehr schwer, im einzelnen Falle zu entscheiden, ob das Wort Lehnwort sei, oder ob nur der Stamm im Deutschen verloren gegangen sei, wie bei Hahn, Rock. — Dass der Begriff „weiss" entlehnt sei, scheine ihm vollkommen undenkbar, die Farbenbezeichnungen seien ja allerdings ursprünglich sehr wenig differencirt, aber schwarz und weiss seien so elementare Vorstellungen, nämlich als dunkel und hell, dass eine jede Sprache ihr Wort dafür gehabt haben müsste; ausserdem sei die Ableitung der weissen Farbe vom Schnee der Berge doch gar zu unwahrscheinlich. Alb lasse sich richtiger und besser mit dem ind. Ribhu in Verbindung bringen. — Hierauf entspinnt sich eine Debatte zwischen den Professoren Mahn, Steinthal, Sievers und Dir. Stier.

Darauf wird die diesjährige germanistisch-romanistische Section vom Vorsitzenden für geschlossen erklärt.

Digitized by Google

IV. Kritisch-exegetische Section.

1. Dr. C. Prien, Professor aus Lübeck, Vorsitzender.
2. Dr. W. Studemund, Universitäts-Professor aus Strassburg, Schriftführer.

Mitglieder:

3. Schnippel, Dr., Oberlehrer. Oldenburg.
4. Zacher, Dr., Privatdoc. Halle.
5. Kohlmann, Dr. Eisleben.
6. Ascherson, F., Dr. Berlin.
7. Buchholtz, H., Dr., Oberlehrer. Berlin.
8. Conradt, Dr., Oberlehrer. Stettin.
9. Hornung, Dr., Oberlehrer. Brandenburg.
10. Prinz, K., Dr. Breslau.
11. Kvíčala, Joh., Dr., Professor. Prag.
12. Meister, Richard, Dr. Leipzig.
13. Linker, Gustav, Dr., Professor. Prag.
14. Siegfried, Ernst, Dr. Berlin.
15. Jaehkel, Georg, Dr. Zeitz.
16. Ziemer, Hermann, Dr. Colberg.
17. Müller, K. K., Dr. Würzburg.
18. Schweuke, P., Dr. Greifswald.
19. Heydenreich, Eduard, Dr. Freiberg i. S.
20. Preuss, Emil, Dr. Leipzig.
21. Bechert, Malwin, Dr. Leipzig.
22. Brugman, Oscar, Dr. Leipzig.
23. Bosse, Hilmar, Dr. Leipzig.
24. Müller, H. J., Dr. Berlin.
25. Schaefer, H. Hannover.
26. Jordan, Dr. Wernigerode.
27. Bernardakis, Gregorius N., Dr. Griechenland.
28. Klussmann, Ernst, Dr., Prof. Rudolstadt.
29. Stier, Gymn.-Director. Zerbst.
30. Bursian, C., Dr., Professor. München.
31. Blass, Dr., Professor. Kiel.
32. Votsch, Dr. Gera.
33. Blümner, Dr., Professor. Zürich.
34. Peter, Dr., Professor. Meissen.
35. Redslob, E., Dr. Weimar.
36. Grahl, W. Greiz.
37. Wolff, Dr. Gera.
38. Gropius, Gymn.-Lehrer. Weilburg.
39. Tschiersch, Dr., Oberlehrer. Luckau.
40. Francke, Dr. Treptow a. Rega.
41. Lothholz, Director. Stargard i. P.
42. Richter, E. A., Dr., Gymn.-Dir. Altenburg.
43. Frohwein, Dr., Professor. Gera.
44. Nitzsche, R., Dr., Professor. Altenburg.
45. Hachtmann, Dr., Oberlehrer. Seehausen i. A.
46. Büttner, Dr. Gera.
47. Hirschfelder, Dr., Professor. Berlin.
48. Klein, Dr. Brandenburg a. H.
49. Többst. Hameln.
50. Westphal, Dr. Freienwalde a. O.
51. Witten, Dr. Erfurt.
52. Genther. Wittenberg.
53. Klussmann, R., Dr. Gera.
54. Menge, Dr. Sangerhausen.
55. Rudolph, Dr. Berlin.
56. Heller, Dr. Berlin.
57. Schneider, Dr., Professor. Gera.
58. Dinter, Dr., Professor. Grimma.
59. Klussmann, Max, stud. phil. Strassburg.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 1. October, Morgens 8—10 Uhr.

Herr Bernardakis stellt folgende Conjecturen auf:

1) Sophocles Oed. Col. 362 soll statt des schon von Anderen beanstandeten τροφήν geschrieben werden κρυφήν (vgl. Oed. Col. 218 κατακρυφάν) = „Zufluchtsort". Die Verderbtheit von τροφήν erkennen die Herren Prinz, Kvíčala und Prien an; ersterer aber trägt Bedenken, ein neues Wort in die verderbte Stelle hineinzuconjiciren; der zweite hält die Stelle für schwerer corrumpirt, zumal da τροφή sich in der Nachbarschaft des

Digitized by Google

Verses auffallend häufig finde, auch müsse κρυφή wol aktivisch „das Verbergen“ bedeuten (vgl. 218 das aktivische κατακρυφά); der dritte verlangt eine Emendation nach Buchstabenähnlichkeit, unter Bezugnahme auf eine Fülle solcher Verderbnisse im Codex Laurentianus des Sophocles.

2) Sophocles Oed. Col. 380. 381 soll geschrieben werden:

ὡς αὐτὶκ' Ἄργος οἱ τὸ Καδμείων πέδον
τιμῇ καθέξον ἢ (oder καὶ oder κεἰς) πατρὸς θρόνον βιβῶν

(vgl. Oed. Col. 375 f.). Herr Kvíčala bemerkt, dass die Schreibung οἱ (380) statt ἢ schon Bergk empfohlen hat und bezweifelt die durch die Bernardakis'sche Aenderung herbeigeführte Construction in V. 381; Herr Blass hält die Metapher πρὸς οὐρανὸν βιβῶν für haltbar und aus der Analogie der Ausdrucksweise in Aeschylos' fragm. Niob. 154 (Nauck) erklärbar.

3) Sophocles Oed. Col. 813 soll geschrieben werden:

μαρτύρομαι τοῦσδ', οὐ σέ, προσθέτους φίλους.

Herr Kvíčala nimmt Anstoss an dem Zwischentreten des den Gegensatz bezeichnenden οὐ σέ zwischen die zusammengehörenden Worte τοὺσδε und προσθέτους φίλους.

4) Thucyd. 5, 111 soll geschrieben werden: περὶ πατρίδος βουλεύεσθε ἀσφαλείας πέρι, καὶ ἐς μίαν βουλὴν τυχοῦσάν τε καὶ μὴ κατορθώσασάν ἐστε (= „dass eure Existenz auf einem einzigen . . . . Beschluss beruht“), obwol schon der Scholiast ἢν μιᾶς πέρι gelesen hat. Herr Kvíčala weist εἰμὶ εἰς τί in dieser Bedeutung als unmöglich zurück.

5) Plutarch. Conviv. sept. sap. c. 2 pag. 147d soll geschrieben werden: γεωργοῦ γὰρ κνίδας (statt ἀκρίδας) καὶ ὀνωνίδας (so schon Döhner statt ὄρνιθας) ἀντὶ πυρῶν καὶ κριθῶν συγκομίζειν ἐθέλοντος. Dieser Conjectur wird nicht widersprochen.

6) Diog. Laert. vita Xenoph. soll geschrieben werden:

Ἀθηνική τε λόγων δυάς ἡ τριάς ἡ ἔτι πόρρω,
οἵους Ξεινοφῶν δεῖτ' Αἰσχίνου οὐκ ἐπὶ μισθῷ
γράψαι.

Herr Blass weist diese Conjectur zurück, zumal da bei Diogenes in der Vita des Aeschines der Schluss dieser Worte allein (ohne οἵους [resp. οἷος] Ξεινοφῶν), und in der Lesart mit der Ueberlieferung in der Vita Xenoph. übereinstimmend wiederholt sei; dieses Stück allein würde nach der Bernardakis'schen Emendation dem Diogenes den erforderlichen Beleg nicht geliefert haben, im Gegentheil ganz unverständlich gewesen sein.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 2. October, Nachmittags 4—6½ Uhr.

Herr Ernst Klussmann conjicirt bei Cicero de Oratore I § 86 quaerebat cur prooemiis et epilogis et DC huiusmodi nugis — sic enim appellabat — referti essent eorum libri (die Hss. haben: cur *de* prooemiis et *de* epilogis et *de* huiusmodi etc.). An der Ueberlieferung festzuhalten rathen die Herren Sorof (welcher die Construction refertum esse *de* aliqua re für möglich hält), Bursian (welcher die Ueberlieferung als in freierer Ausdrucksweise dasselbe, wie wenn etwa ein *praeceptis* vor dem ersten *de* stände, bedeutend ansieht), Dinter (welcher auf den Parallelismus mit dem § 85 extr. und auch hinter der in Frage stehenden Stelle vorkommenden gehäuften *de* aufmerksam macht). Herr Kvíčala

Digitized by Google

dagegen will entweder die Klussmann'sche Conjectur annehmen oder vor dem ersten *de* den Ausfall eines Wortes annehmen; Herr Linker endlich schlägt vor zu schreiben: cur de prooemiis et de epilogis et DC huiusmodi etc.

Herr Gropius behandelt darauf in ausführlicher Erörterung Apollonius Rhodius IV 1031. 1032. Seine Auseinandersetzung war etwa folgende:

Apoll. Rh. Δ 1031 sq. lauten nach den Handschriften im Wesentlichen so:

ὑμέων ὦ περὶ δὴ μέτα φέρτατοι ἀμφὶ τ' ἀέθλοις
οὕνεκεν ὑμετέροιϲιν ἀτύζομαι κτλ.

Die bisherigen Erklärungsversuche von Brunck, Wellauer u. a. genügen in keiner Weise: daher hat Merkel in seiner Ausgabe den Text durch eine Conjectur zu heilen versucht, indem er für οὕνεκεν einsetzte: ὧν κάμον. Aber auch dieser Versuch der Schwierigkeit abzuhelfen hat das Richtige kaum getroffen: man weiss nicht, wovon der Genitiv ὑμέων abhängen und was eigentlich durch τὲ mit einander verbunden werden soll; denn dass ἀτύζομαι zuerst mit ὑμέων und dann auch noch mit ἀμφὶ ἀέθλοις zu verbinden sei, ist unwahrscheinlich. Vielmehr scheint es nöthig hier eine Lücke anzunehmen, durch deren Ausfüllung wir einen Ausdruck erhalten müssten, von welchem der Genitiv ὑμέων abhängen könnte, und dann ein Satzglied, welches dem nachfolgenden ἀμφὶ ἀέθλοις οὕνεκεν ὑμετέροιϲιν ἀτύζομαι coordinirt wäre, so dass es mit diesem durch τὲ verbunden werden könnte. Den Gedankenzusammenhang denke ich mir so: Medea bittet die Geführten Jasons um Hilfe, indem sie sagt: „Euch, meine Theuersten, bitte ich mir beizustehen, weil ihr mich an diesen Ort geführt und weil ich um eurer Kämpfe willen in Sorge bin."

Um die Statuirung einer Lücke wahrscheinlich zu machen, betrachten wir die Ueberlieferung der ganzen Stelle Apoll. Rhod. IV, 852—1729.

Die wichtigste Handschrift für die Kritik des Apoll. Rhod. ist bekanntlich der Cod. Laur. XXXII, 9. Derselbe besteht aus Quaternionen. Von diesen enthält der 9. die Verse IV, 1058—1729, und zwar ist die Vertheilung derselben auf die einzelnen Blätter eine derartige, dass durchschnittlich 42 Verse auf jede Seite kommen: nämlich

pag.	1.	adv.	enthält	IV,	1058—1098 = 41	Verse.
„		av.	„	„	1099—1115 = 17	„
„	2.	adv.	„	„	1116—1147 = 32	„
„		av.	„	„	1148—1175 = 28	„
„	3.	adv.	„	„	1176—1217 = 42	„
„		av.	„	„	1218—1259 = 42	„
„	4.	adv.	„	„	1260—1301 = 42	„
„		av.	„	„	1302—1343 = 42	„
„	5.	adv.	„	„	1344—1385 = 42	„
„		av.	„	„	1386—1427 = 42	„
„	6.	adv.	„	„	1428—1497 = 70	„
„		av.	„	„	1498—1559 = 62	„
„	7.	adv.	„	„	1560—1603 = 44	„
„		av.	„	„	1604—1645 = 42	„
„	8.	adv.	„	„	1646—1687 = 42	„
„		av.	„	„	1688—1729 = 42	„

Digitized by Google

Die auffallend kleine Zahl von 17 Versen auf der Rückseite des 1. Blattes erklärt sich dadurch, dass auf derselben zwischen 1099 und 1100 noch 25 durchstrichene Verse stehen, nämlich Vers 1125—1149, die durch ein Versehen des Abschreibers zu früh abgeschrieben worden waren. Rechnet man diese 25 Verse zu jenen 17 hinzu, so erhält man die Summe von 42 Versen, also dieselbe Zahl, die wir fast auf allen übrigen Seiten vorfinden.

Anders ist das Verhältniss bei Blatt 2 und Blatt 6, von denen das erstgenannte im ganzen nur 60 Verse enthält, während sich auf dem zuletzt genannten die merkwürdig hohe Zahl von 132 Versen vorfindet.

Was zunächst Blatt 6 anlangt, so finden wir in der Merkel'schen Ausgabe die Bemerkung von Keil „Schedae 6 adv. et av. versus eam manum, quam secundam dixi, prae se ferunt", d. h. anders ausgedrückt: das ganze Blatt 6 ist von der 2. Hand beschrieben oder: das von der 1. Hand beschriebene Blatt ist von der 2. Hand entfernt und durch ein neues ersetzt, doch wol, weil die Fehler, die der Schreiber der 1. Hand begangen, zu erheblich waren, als dass sie auf demselben Blatte hätten verbessert werden können.

Dadurch erfahren wir zugleich, weshalb Blatt 3 und Blatt 6 nicht, wie man erwarten sollte, zusammenhängen, sondern, wie Keil sagt, „simplices" sind.

Auf gleiche Weise erklärt sich der Mangel des Zusammenhangs zwischen Blatt 2 und Blatt 7, die Keil ebenfalls als simplices bezeichnet und die eigentlich auch mit einander zusammenhängen müssten. Von Blatt 2 nämlich sagt Keil: „nova scheda inserta iustus ordo restitutus est": d. h. das alte, von der 1. Hand beschriebene Blatt 2 ist wegen einer darauf vorgekommenen Unordnung von der 2. Hand entfernt und durch ein neues ersetzt, auf dem die Unordnung verbessert wurde.

Welcher Art muss wol diese Unordnung gewesen sein, dass die 2. Hand durch sie veranlasst werden konnte, jene zwei Blätter ganz zu entfernen und durch neue zu ersetzen? Ich vermuthe, es hat auf Blatt 2 eine Anzahl von Versen gestanden, die erst zwischen Blatt 5 und Blatt 7 ihren richtigen Platz gehabt hätten, und umgekehrt haben auf Blatt 6 dieselben Verse gefehlt. Ich möchte nämlich behaupten, dass auf dem alten Blatt 2 und ebenso auf dem alten Blatt 6 (wie auch sonst auf jeder Seite) 41 bis 44 Verse gestanden haben: das wären in Summa 164 bis 176 Verse; 167 aber erhalten wir, wenn wir von den 192 Versen, die auf den neuen Blättern 2 und 6 enthalten sind ($32 + 28 + 70 + 62$), die 25 abziehen, welche, wie wir oben sahen, von der 1. Hand irrthümlich bereits auf Blatt 1 niedergeschrieben worden waren. Rechnen wir danach 82 bis 88 Verse auf Blatt 2, so müssten dort 47 bis 53 Verse mehr gestanden haben, als wir auf dem neuen Blatt 2 finden; denn hier haben wir ausser den 25 Versen (1125—1149), welche auf dem alten Blatt 2 nicht standen, weil sie schon auf Blatt 1 niedergeschrieben waren, nur noch $1116—1124 = 9$ und $1150—1175 = 26$ $\Big\} = 35$ (+ 47 bis 53 = 82 bis 88 Verse). Auf Blatt 6 würde dann dieselbe Summe von Versen weniger gestanden haben, das gäbe 132 — 47 bis 53 = 79 bis 85. Nun sollte aber jede Seite mindestens 41 Verse enthalten, also würde das Minus auf Blatt 6 und das Plus auf Blatt 2 höchstens 50 Verse betragen dürfen. Es müsste also 47 bis 50 betragen.

Um zu ermitteln, welche Verse es waren, die auf Blatt 6 fehlten und auf Blatt 2 an falscher Stelle waren, und wie es gekommen, dass dieselben an die verkehrte Stelle gerathen sind, müssen wir Folgendes beachten:

Digitized by Google

1) Der Schreiber der 1. Hand hat Vers 1125—1149 vor Vers 1100—1124 abgeschrieben, d. h. er hat 25 Verse zu früh und 25 zu spät abgeschrieben.

2) Zu Blatt 7 des vorhergehenden Quaternio finden wir die Keil'sche Bemerkung: „In scheda VIII 7 av. post v. 851 errore vv. 952 ad 975 posita, postea autem deleta sunt et in nova scheda inserta ea, quae omissa erant simul cum eis, quae praemature usque ad extremam illam paginam scripta erant, suum locum occupant ..... omnia autem ea manu, quam secundam dixi, scripta sunt". — Also auch hier waren von der 1. Hand Verse ausgelassen worden, die nachher von der 2. Hand mit Zuhilfenahme eines neuen Blattes zugefügt worden sind: nur ist hier das von der 1. Hand beschriebene Blatt nicht entfernt worden, sondern einfach ein neues eingelegt, so dass der 8. Quaternio jetzt nicht aus 8, sondern aus 9 Blättern besteht. Die Zahl der ausgelassenen Verse beträgt 100, d. h. 4×25.

3) Vorhin hatten wir berechnet, dass auf dem ursprünglichen Blatt 2 47 bis 50 Verse zu viel und auf dem ursprünglichen Blatt 6 dieselben 47 bis 50 Verse zu wenig gestanden haben müssten: d. h. die Zahl der an falsche Stelle gerathenen Verse betrug ungefähr 2×25.

Dieses wiederholte Auftreten der Zahl 25 hat mich auf die Vermuthung geführt, dass in derjenigen Handschrift, welche dem Schreiber der 1. Hand vorgelegen hat, jede Seite 25 Verse enthalten habe. War dies der Fall, dann lassen sich die besprochenen Correcturen im Cod. Laur. ohne besondere Mühe erklären. Man braucht nämlich nur anzunehmen, dass in 2 Quaternionen jenes Cod. prototypus sich die Blattlagen zum Theil aufgelöst hatten. Dann hat vielleicht die 1. Hand jene 100 Verse (852—951) nur deshalb nicht aufgenommen, weil sie dieselben in der ihr vorliegenden Handschrift, in welcher sie ehemals vier aufeinanderfolgende Seiten eingenommen, nicht mehr an ihrer Stelle vorgefunden. Dann hat sie vielleicht jene 25 Verse 1125—1149 deshalb vor 1100—1124 niedergeschrieben, weil das Blatt, dessen Vorderseite 1100—1124 enthielt, während auf der Rückseite 1125—1149 standen, von dem Blatt, mit dem es früher zusammengehangen, losgerissen war, so dass man Rückseite und Vorderseite leicht miteinander verwechseln konnte. Dann lässt sich auch ermitteln, welches die Verse waren, die von ihrer richtigen Stelle fort sich auf Blatt 2 verirrt hatten.

Wenn es nämlich wahr ist, was ich behauptet, dass irgend ein Blatt des Prototypus Vers 1100—1149 zum Inhalt gehabt habe und alle übrigen Blätter derselben Handschrift je 50 Verse, so müssen auf dem 1. der nächsten Blätter gestanden haben: Vers 1150—1199

2. „ „ „ „ „ „ 1200—1249
3. „ „ „ „ „ „ 1250—1299
4. „ „ „ „ „ „ 1300—1349
5. „ „ „ „ „ „ 1350—1399
6. „ „ „ „ „ „ 1400—1449
7. „ „ „ „ „ „ 1450—1499
8. „ „ „ „ „ „ 1500—1549.

Nun begann aber das ursprüngliche Blatt 2 mit Vers 1116, denn Blatt 1 schliesst mit 1115. Darauf folgten 1117—1124, denn diese füllten in Gemeinschaft mit 1100—1116 die Vorderseite jenes einen losgerissenen Blattes des Prototypus. Ferner endigte Blatt 2 mit Vers 1175, denn Blatt 3 beginnt mit 1176, und die Verse 1175—1199 füllten die

Digitized by Google

Rückseite eines Blattes des Prototypus. Zwischen Vers 1124 und 1175 aber war noch Raum für 82 bis 85 − (9 + 1) = 72 bis 75 Verse. Da nun Vers 1125—1149 bereits auf der Rückseite des 1. Blattes standen, also für Blatt 2 nur Vers 1150—1174 übrig waren, so fehlen uns noch 47 bis 50 Verse, d. h. ungefähr 2 Seiten des Prototypus. — Diese müssen hergenommen werden von dem, was auf dem neuen Blatt 6 steht, d. h. aus den Versen 1428—1559. Nun stand aber am Anfange des alten Blattes 6 Vers 1428—1449, denn Blatt 5 schliesst mit 1427 und Vers 1425—1449 fanden sich auf einer Seite des Prototypus zusammen. Am Ende des alten Blattes 6 aber standen Vers 1550—1559, denn Blatt 7 beginnt mit Vers 1560 und auf der Seite des Prototypus, auf welcher 1559 stand, standen ausserdem auch noch Vers 1550—1558. Demnach müssen wir die fehlenden Verse für unser altes Blatt 2 suchen zwischen Vers 1449 und 1550. Diese 100 Verse nun füllten, wie wir vorhin gesehen, grade 2 Blätter des Prototypus. Ist es da nicht erlaubt anzunehmen, dass 50 von ihnen auf Blatt 2, die andern 50 auf Blatt 6 gestanden haben?

Wenn ich nun annehme, es seien die ersten 50 gewesen, die auf Blatt 2 standen, also 1450—1499, so müsste die 1. Hand beim Abschreiben die 300 Verse zwischen 1149 und 1450 übersprungen haben; das wären grade 6 Blätter des Prototypus. Daraus möchte ich schliessen, dass das vielerwähnte Blatt, dessen Rückseite von der 1. Hand vor der Vorderseite abgeschrieben worden, im Prototypus das 1. Blatt eines Quaternio gewesen sei, dessen 8. Blatt die Verse 1450—1499 enthalten habe. Wie leicht konnte es dann geschehen, wenigstens wenn sich Blatt 8 im Laufe der Zeit von Blatt 1 losgelöst hatte, dass der Abschreiber zuerst die Rückseite des 1. Blattes, dann dessen Vorderseite, hierauf sogleich Blatt 8 und dann erst Blatt 2, 3, 4 u. s. w. abschrieb.

War aber das Verhältniss ein solches, dann lagen zwischen dem letzten der von der 1. Hand ausgelassenen Verse 852—951 und dem 1. Blatte des nachfolgenden Quaternio die Verse 952—1099, d. h. 148 Verse oder 6 Seiten weniger 2 Verse. Fehlten diese 2 Verse nicht, so würden die Verse 852—951 grade die mittelsten beiden Blätter eines Quaternio gebildet haben, welche bei dem Zustande, in welchem sich der Cod. Prototypus befunden haben muss, wenn meine Ausführungen richtig sind, leicht verloren gehen konnten. Darum stehe ich nicht an, anzunehmen, dass im Prototypus der 1. Hand des Laurentianus zwischen 951 und 1100 zwei Verse gestanden haben, welche der Abschreiber bei seiner Arbeit übersehen. Diese zwei verlorenen Verse kann man um IV, 1031. 1032 herum vermuthen.

Herr Linker schlägt vor Verg. Aen. II, 274 fg. statt

Ei mihi, qualis erat, quantum mutatus ab illo
Hectore qui redit exuvias indutus Achilli

zur Vermeidung des unerträglichen Praesens redit und zugleich zur Besserung des Rhythmus des zweiten Hexameters zu schreiben:

Ei mihi, qualis erat, quantum mutatus ab illo,
qui rediit ⟨magni⟩ exuvias indutus Achilli.

Dem widersprechen die Herren Kvíčala, Studemund, Stier und E. Klussmann.

Herr Linker schlägt vor, Horaz satir. I 6, 13 statt

unde Superbus
Tarquinius regno pulsus fugit, unius assis
non umquam pretio pluris licuisse

Digitized by Google

mit Entfernung des Glossems *Tarquinius* zu schreiben:

Rex regno pulsus fugit, *non* unius assis
Hinc umquam pretio etc.

Dem widersprechen die Herren Cauer, Blass, Stier.

Herr Kvíčala macht den Herrn Zacher im Anschluss an dessen Vortrag in der allgemeinen Sitzung darauf aufmerksam, dass er zweckmässig die neuesten Forschungen Christ's auf verwandtem Gebiete berücksichtigt haben würde.

Herr Conradt entwickelt seine Ansicht über die zahlenmässige Grundlage im Plane des Prometheus des Aeschylus etwa in folgender Weise:

Ueber die zahlenmässige Grundlage im Plane des Aeschyleischen Prometheus.*)

Ich weiss wohl, meine Herren, dass eine gewiss nicht kleine Anzahl von Ihnen mir mit Misstrauen oder gar Widerstreben auf ein Gebiet folgt, auf dem mehrfach haltlose und sich von der Ueberlieferung fast loslösende Combinationen versucht worden sind. Ich will deshalb vorausschicken, dass ich erstens dem überlieferten Texte gegenüber eine conservative Stellung einnehme und zweitens zu einer Lösung der hierhergehörigen Fragen auf einem neuen, eigenen Wege gekommen zu sein glaube, von dem es mir ausser Frage scheint, dass er eine ernstliche Prüfung verdient.

Ich bedaure aber, dass es mir unmöglich geblieben ist, an Sie eine grössere Anzahl von Texten zu vertheilen: die bestellten Exemplare sind ausgeblieben. Dieser Umstand und die Kürze der Zeit, die ich für meinen Vortrag übrig behalten habe, werden mich nöthigen, vielfach Begründungen, namentlich in Bezug auf die Verstheilung lyrischer Partieen, fortzulassen.**)

Nachdem Prometheus allein auf der Bühne zurückgeblieben ist, beginnt er einen Bühnengesang (V. 88—127 bei Dindorf, dessen Recension ich durchgehends zu Grunde lege), dessen merkwürdige metrische Bildung nicht mir zuerst aufgefallen ist. Er besteht nämlich aus drei Strophen, bis V. 100, dann bis V. 113, dann bis V. 127, die zwar nicht nach demselben metrischen Schema gebildet sind, aber doch in so bedeutenden Beziehungen übereinstimmen, dass diese Aehnlichkeit einer bewussten Absicht des Dichters zuzuschreiben unumgänglich scheint. Die erste Gruppe besteht aus 13 Zeilen, von denen die ersten 5 Trimeter, die folgenden 8 die Glieder eines anapästischen Hypermetrons, der eine ein Monometer, die übrigen Dimeter sind. Die zweite Gruppe besteht ebenso aus 13 Zeilen, aber lauter iambischen Trimetern; doch diese sind in ganz unzweideutiger Art durch das Abbrechen der Rede nach V. 105 mit den Worten: ἀλλ' οὔτε σιγᾶν etc. in zwei Gruppen von 5 und 8 Zeilen zerlegt, so dass die nahe Verwandtschaft der Bildung dieser Gruppe mit der der ersten kaum zweifelhaft bleibt. Die dritte Gruppe endlich scheint die Sicherheit der angestellten Betrachtung aufs beste zu vervollständigen. Denn

*) Der Vortrag, der weder angemeldet noch vorbereitet war, wurde durch eine freundliche Anregung veranlasst und ist erst nach Monaten aufgeschrieben worden, so dass auf wörtliche Genauigkeit kein Anspruch gemacht werden kann.

**) Eine eingehendere Untersuchung des metrischen Planes des Prometheus und der Perser des Aeschylus und der Electra des Sophocles wird in der nächsten Zeit bei Weidmann in Berlin erscheinen.

Digitized by Google

lassen wir die einleitenden Interjectionen bei Seite, so haben wir abermals 13 Zeilen, die abermals zu 5 und 8 gegliedert sind. Dass die letzten 8 Zeilen diesmal wieder von den Gliedern eines anapästischen Hypermetrons wie in der ersten Gruppe gebildet sind, macht die Aehnlichkeit mit dieser unverkennbar, und doch sind die ersten 5 Verse nicht alle Trimeter wie dort, sondern der erste ist hier baccheisch:

τίς ἀχώ, τίς ὀδμὰ προσέπτα μ' ἀφεγγὴς,

und der dritte, von Dindorf ohne Grund geändert, ist dochmisch-päonisch:

ἵκετο τερμόνιον ἐπὶ πάγον.

Wenn also hier zwei lyrische Verse in die Stelle von Trimetern eingerückt sind, so werden wir uns auch wohl damit zufrieden geben können, dass in der zweiten Gruppe 8 Trimeter in die Stelle von 8 anapästischen Zeilen getreten sind.

Dass alles dies dem Dichter, als er sich das metrische Schema entwarf, in das er hineincomponiren wollte, bewusst gewesen ist, scheint mir sicher. Doch mag man auch nur einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zugestehen, immer wird dies eine Stelle sein, auf die eine Untersuchung fussen kann und der es alle Consequenzen abzugewinnen lohnt. Das sind nun folgende. Zunächst steht fest, dass der Dichter jedes Glied eines anapästischen Hypermetrons, selbst den Monometer, als eine volle Zeile in Rechnung stellt. Zweitens, dass er eine lyrische Zeile so gut wie einen Trimeter eben als eine Zeile rechnet. Drittens, dass Interjectionen wie hier V. 114 ἀ, ἄ, wie Dindorf, oder ἀ ἀ ἔα ἔα, wie der Mediceus hat, ausserhalb des Verses stehen und dann nicht mitzählen können. Viertens, dass für gewisse Verhältnisse der antiken Compositionsweise der Begriff der Responsion nicht ausreicht, sondern auch, wenn wir z. B. an die Ersetzung von 8 anapästischen Zeilen durch 8 Trimeter denken, von Versgruppen die Rede sein muss, die, an Reihenzahl übereinstimmend, als ähnliche, aber nicht gleiche Glieder im Plane des Gedichtes auftreten. Ich meine, besonders das Wort Responsion für diese Verhältnisse sei schädlich: es fordert uns nur auf die beiden Sätze unter einander zu betrachten und lässt unberücksichtigt, wie sie zum Ganzen stehen.

Bis hierher glaube ich nichts gesagt zu haben, was die Sache in einen neuen Gesichtspunkt stellte. Jetzt aber möchte ich einen wichtigen Schritt weiter thun. Die Okeaniden, deren Erscheinen in der dritten vorher besprochenen Gruppe schon angekündigt wird, begrüssen Prometheus. Sie singen eine lyrische Strophe, Prometheus ein anapästisches Hypermetron von 8 Zeilen, wenn wir auch hier von dem einleitenden αἰαῖ αἰαῖ (so Dindorf; αἰ, αἰ, αἰ M) absehen. Dann singt der Chor die Gegenstrophe, Prometheus wieder 8 anapästische Zeilen, diesmal ohne Interjection. Wie wäre es, wenn sich hier dieselbe Gruppirung wie vorher wiederholte, die lyrische Strophe jedesmal 5 Zeilen enthielte und sich mit den angehängten Anapästen zu einer Gruppe von 13 Zeilen ergänzte? Nun bedaure ich lebhaft, dass es mir hier nicht verstattet ist, den Nachweis zu führen, dass diese ionisch-choriambische Strophe in der That 5 Zeilen enthält; es liegen der metrischen Bildung die auch sonst auftretenden choriambischen Vier- und Fünfzeilen zu Grunde.*)

Gehen wir weiter. Der Chor singt eine neue lyrische Strophe, Prometheus 12 ana-

*) Es sei mir erlaubt, nachträglich wenigstens das kurz hinzuzusetzen, dass nach meiner Ansicht die erste Zeile bis πτερύγων, die 2. bis πατρῴας, die 3. bis αὔραι, die 4. bis μου, die 5. bis zum Schlusse reicht.

Digitized by Google

pästische Zeilen*), der Chor die Gegenstrophe, dann Prometheus 7 anapästische Zeilen. Dass die Sätze des Prometheus hier an Ausdehnung nicht übereinstimmen, hat zu vielen Bedenken und Aenderungsversuchen Veranlassung gegeben; ich glaube, völlig mit Unrecht. Die letzten 7 Zeilen gehören gar nicht mehr unserm Chorgesange an, sondern leiten die folgende Trimeterscene ein, wie oft klarer an andern Stellen, wo keine eingestreuten Anapäste voraufgehen, die Verwirrung in die metrische Auffassung hätten bringen können.

Die lyrische Strophe β enthält 8 Zeilen nach Dindorfs Messung; doch ich halte diese in den letzten 3 Zeilen für unrichtig, deshalb weil Aeschylus logaödische Kola von 4 und noch weniger solche von 3 Tacten nie als selbständige Zeilen verwendet. Zeit und Ort zwingen mich auch hier, den Nachweis schuldig zu bleiben; aber die Richtigkeit dieser Behauptung angenommen ist die drittletzte und die letzte Zeile Dindorfs unmöglich, die Theilung anders vorzunehmen, und zwar so, dass aus den letzten 3 Versen Dindorfs zwei werden und die ganze Strophe so 7 Zeilen bekommt. Dann besteht die zweite Hälfte des ganzen Chorgesanges (Strophe β, anap. Mesodos, Antistr. β) aus 7, 12, 7 = 2 × 13 Zeilen.

Auf die vorher schon erwähnten, die nächsten Trimeter einleitenden 7 anapästischen Zeilen folgt die Aufforderung des Chors: πάντ' ἐκκάλυψον — λόγον, dann in zwei Trimetern (197 und 198) die Zustimmung des Prometheus. Die 7 anapästischen Zeilen und diese 6 einleitenden Trimeter machen zusammen wieder 13 Zeilen.

Es ist augenscheinlich, dass mit V. 199 die zusammenhängende Erzählung des Prometheus beginnt, an die sich von V. 242 an ein Gespräch zwischen den Okeaniden und Prometheus schliesst. Mit V. 276 schliesst dies; weiterhin folgen anapästische Hypermeter. Hier haben wir also einen Punkt, von dem wir mit Sicherheit behaupten können, dass er einen Abschnitt abschliesst. Also zählen wir bis hierher: von V. 199—276 sind 78 Trimeter, d. h. 6 × 13 Zeilen.**)

Ich bitte Sie jetzt, die folgenden Verse überzuschlagen und mir zu gestatten, zunächst über den auf den Eintritt der Io (V. 561) folgenden Abschnitt einige Bemerkungen zu machen. Io tritt auf mit einem anapästischen Hypermetron von 6 Zeilen, auf das ein responsionsloser Satz folgt, der bei Dindorf, abgesehen von den einleitenden Interjectionen ἆ ἆ, 8 Zeilen bildet; aber nach meiner vorher schon ausgesprochenen Behauptung kann V. 572 ἀλλ' ἐμὲ τὰν τάλαιναν nicht selbständig sein; ich kann daher dieser Gruppe nur 7 Zeilen, d. h. mit den einleitenden Anapästen zusammen nur 13 Zeilen zuerkennen.

Es folgt eine lyrische Strophe der Io, dann 4 Trimeter des Prometheus, dann

*) Man rechne es mir nicht zum Vorwurfe, dass ich auszuführen unterlassen habe, mit welchem Rechte man die Abtheilung in M zu 11 Zeilen verlassen hat.

**) Ueber diese 6 × 13 Zeilen lachten einige meiner Zuhörer. Es sei mir gestattet, den Stoff dazu durch eine Ergänzung zu vermehren. Das ganze Stück beginnt mit Ia) 35, b) 52 (= 4 × 13) Trimetern; dann folgen IIa) die drei besprochenen Gruppen zu 13 Zeilen bis V. 127, d. h. 39 Verse. Dann b) der Chor bis V. 185, wie gezeigt = 52, d. h. 4 × 13 Zeilen. c) überleitend V. 186—198 13 Zeilen, d) V. 199—276 78 Trimeter, d. h. 6 ✕ 13. Dann folgen weiter, um in Bausch und Bogen alles bis zum nächsten Chor zusammenzufassen, IIIa) V. 277—396 121 Zeilen (mit Dindorf das Hypermetron V. 277—283 zu 8 Zeilen gerechnet); wenn wir hierzu die unter Ia ausser Beziehung zur Gliederung nach der Grundzahl 13 gelassenen 35 Zeilen hinzuzählen, kommen heraus 156, d. h. 12 × 13 Zeilen. IIIb) Chor, V. 397—435 bei Dindorf 25 Zeilen, nach meiner Ansicht 26.

Zusammen V. 1—435 erster Haupttheil des Drama, 4 × 104 Verse.

Digitized by Google

die Antistrophe. Auch für die Zeilenabtheilung dieser lyrischen Abschnitte bin ich gezwungen, es bei Behauptungen zu lassen: nämlich dass Aeschylus weder einzelne Dochmien noch dreitactige iambische oder trochäische Kola als selbständige Zeilen ausser in Klageanapästen auftreten lässt. So komme ich dazu, anzusetzen: Strophe 11 Zeilen, 4 Trimeter, Gegenstr. 11 Zeilen, zusammen 26.

Ich würde diese Behauptungen hier nicht vorgebracht haben, wenn sie mich nicht zu der Trimeterpartie hinleiten sollten, die jetzt folgt. Man hat schon längst bemerkt, dass die folgende Dialogpartie sehr merkwürdig ebenmässig gegliedert ist. Prometheus hat zuerst 4 Trimeter, dann folgt eine von 2 Trimetern der Io eingeleitete Stichomythie von 7 Trimetern, dann eine gleiche wieder von 2 Trimetern der Io eingeleitete Stichomythie von 7 Trimetern, schliesslich 4 Trimeter des Chors. Also folgende künstliche Dialogform, bei der Gedanke an Zufall doch ausgeschlossen ist: 4, 2 + 7, 2 + 7, 4.

Ist es nun an sich befremdend, dass einige Kritiker in dem Bestreben, möglichst lange und ununterbrochene Stichomythieen herzustellen, diesen symmetrischen Bau durch Tilgung des ganz unverdächtigen Verses 623 haben beseitigen wollen, so darf ich hoffen, dass auch mein Widerspruch dagegen schon einige Bedeutung durch die unbestreitbare Thatsache erlangt hat, dass jede der beiden Gruppen 13 Trimeter enthält.

Von V. 635 an folgt die Aufforderung des Prometheus an die Io, die Ursache ihres Irrsinns zu erzählen und die Erzählung selbst. Man wird nicht bestreiten, dass diese mit V. 686 schliesst und dass wir hier ohne Furcht, eine Willkürlichkeit zu begehen, einen Abschnitt machen können. Von V. 635—686 sind 52, d. h. 4 × 13 Verse.

Weiterhin hat der Chor einen lyrischen Satz, von 8 Zeilen bei Dindorf; doch ἔα, ἔα in der ersten Zeile wird ausser dem Verse stehen und dann V. 1 und 2 zusammen päonisch-dochmisch als eine Zeile gemessen werden müssen:

ω ∪ – , – ∪ – , ∪ – – ∪ –.*)

Die Messung und Schreibung der 5. und 6. Zeile bei Dindorf, πήματα etc., ist viel besprochen und viel bestritten. Ueberliefert ist ἐμάν erst am Ende des Satzes hinter ψυχάν, so dass schon die Ueberlieferung mit Nachdruck darauf hinweist, beide Zeilen zu einer zu verbinden; ohne weiter auf meine metrische Auffassung der Stelle einzugehen, glaube ich also mit Grund schon jetzt als wahrscheinlich behaupten zu können, dass der ganze lyrische Satz 6 Zeilen enthält. Die folgende Trimetergruppe bis zum Verse 741, wo wir wieder unbestreitbar das Recht haben, einzuschneiden, umfasst 46 Zeilen, mit jenen 6 lyrischen zusammen wieder 52. Ich bemerke hier, zugleich nachträglich für alle übrigen grösseren Trimeterpartieen, dass diese in sich in regelmässiger Weise gegliedert sind; ich lasse den Nachweis nur der drängenden Zeit wegen und um die Hauptsache desto unverhüllter verfolgen zu können fort.

Was von V. 742 weiter folgt, lässt sich nur bis V. 781 mit Sicherheit verfolgen, bis wohin wir 39 Verse haben; das folgende bis zum Abgang der Io verliert für uns die Beweiskraft durch die grosse Lücke nach V. 791 und sonstige Textstörungen.

Da ich zum Schluss gedrängt werde, so sei es mir nur noch verstattet, über die interessanten anapästischen Hypermeter, welche das Stück abschliessen, einige Bemer-

*) Ich hörte, wie in meiner Nähe ein Bedenken wegen des hinter φεῦ entstehenden Hiats laut wurde; es genügt aber auf Christ, Metrik S. 32 zu verweisen.

Digitized by Google

kungen zu machen. Die Systeme respondiren in der Form ΑΒΓΒΑ. Betrachten wir zunächst die Mittelgruppen ΒΓΒ; es sind 9 + 8 + 9, zusammen 2 × 13 Verse. Nun wäre es sehr erwünscht, wenn die erste und die letzte Gruppe ohne Weiteres je 13 Verse aufwiese, sie enthalten aber je 14. Jetzt steht aber die Sache so, dass nicht ich erst gegen das letzte Hypermetron gewichtige Bedenken zu erheben habe. In dem Verse 1087 στάσιν ἀντίπνουν ἀποδεικνύμενα widerspricht sowohl die contrahirte Form ἀντίπνουν im anapästischen Rhythmus als auch die Verlängerung des ι in demselben Worte vor πν im schwachen Tacttheile dem sonstigen Gebrauch der Tragiker; deshalb ist das Participium ἀποδεικνύμενα, das die Construction ohne Noth verwässert, von Dindorf gestrichen worden, so dass στάσιν ἀντίπνοον unmittelbar von σκιρτᾷ in echt äschyleischer Verbindung abhängt. Ich glaube, er hat Recht daran gethan, nur hätte er auch noch das vollständig überflüssige prosaische εἰς ἄλληλα*) streichen sollen, das mit ἀποδεικνύμενα zusammen wohl als eine Erklärung der Construction σκιρτᾷ στάσιν beigeschrieben ist.

Bilden jetzt die Worte

πνεύματα πάντων στάσιν ἀντίπνοον

eine Zeile, so umfasst das letzte System 13 Zeilen.

Nun respondirte zu ihm das erste schon von vornherein nicht genau. Dem Monometer V. 1081 müsste der Dimeter 1041 entsprechen, und die Meinungen der Gelehrten sind bisher völlig darüber auseinandergegangen, ob diese Störung der Responsion statthaft sei oder nicht. Ich glaube, dass sie bei Sätzen, die wirklich respondiren, wie die hier es offenbar sollen, die nicht bloss wie die im ersten Bühnengesange V. 93 und V. 120 auftretenden an Ausdehnung gleiche Glieder sein sollen, nicht statthaft ist. Kurz ich meine, dass die Worte V. 1041 f.

πάσχειν δὲ κακὼς
ἐχθρὸν ὑπ' ἐχθρῶν οὐδὲν ἀεικές

als ein späterer Zusatz auszuscheiden sind.

Als der Vortragende hiermit nothgedrungen wegen der vorgerückten Zeit abbrach, forderte ihn Herr Prof. Studemund auf, sich kurz noch darüber zu erklären, was nach seiner Ansicht der Dichter für eine Absicht bei dieser zahlenmässig genauen Gliederung seines Dramas gehabt habe, und was sich ihm für ein Resultat für die Haupteintheilung des Dramas nach seinen grössern Abschnitten ergeben habe.

Auf die erste Frage erklärt der Vortragende, dass er den Grund der Erscheinung darin sehe, dass das Drama völlig mit Musikbegleitung aufgeführt und deshalb auch den arithmetischen Gesetzen dieser Kunst unterworfen sei; auf die zweite, dass sich ihm das Stück aus 3 Hauptabschnitten zusammensetzt, deren erster bis zum Abgange des Okeanos reiche und 4 × 104 Verse umfasse, deren zweiter die Io-Scenen enthalte und ebenso 4 × 104 Verse ergebe, deren letzter vom Abgange der Io bis zum Schluss 2 × 104 Verse enthalte.

*) Diese Worte streicht neuerdings auch van Herwerden, Jahrb. f. cl. Phil. Suppl.-Bd. X, S. 123.

Digitized by Google

V. Orientalische Section.

Die orientalische Section, bei welcher sich 33 Mitglieder eingeschrieben hatten, hielt drei Sitzungen, welche zum Theil durch die Erledigung der Jahresgeschäfte der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, deren Generalversammlung sie bildet, ausgefüllt wurden. Von Vorträgen, die gewöhnlich in der Zeitschrift der D. Morg. Gesellschaft vollständig abgedruckt werden, sind die folgenden gehalten.

Prof. August Müller aus Halle machte Mittheilungen „über die von ihm beabsichtigte Herausgabe von biographischen Quellen zur Geschichte arabischer Philosophie, Naturwissenschaft und Medicin", d. h. der zwei dem dreizehnten Jahrhundert angehörigen Gelehrtenlexica des Ibn alkifṭī und Ibn Abi Uçaibiah, die zwar bisher mehrfach benutzt, aber nur in Excerpten gedruckt sind und deren Herausgabe ein dringendes Bedürfniss ist. Er berichtete über den kritischen Apparat, den er sich in möglichster Vollständigkeit zu beschaffen gesucht, speciell über die Handschriften, deren grössere oder geringere Unvollkommenheit dem Herausgeber viele Schwierigkeiten entgegengesetzt und das sonst in Betracht kommende kritische Material, beschrieb, wie weit er in der Arbeit vorgerückt sei und gab eine Charakteristik der Autoren. Er setzte auseinander, wie er sie zu behandeln gedenke, um den für die buchhändlerischen Verhältnisse der orientalischen Literatur zu grossen Umfang (seine Abschriften füllen 2000 Seiten) zweckmässig und mit Vermeidung der Wiederholungen zu reduciren. Ueber griechische Personen findet sich manches meist Anekdotenhafte, zum Theil auf spätere griechische Quellen zurückgehende; die Discussion drehte sich vornämlich darum, ob die beabsichtigte Ausschliessung dieses Elementes nicht zu widerrathen sei.

Privatdocent Leopold Schroeder aus Dorpat sprach „über die Maitrāyaṇī-Saṇhitā", die in einer bestimmten Schule gültige Recension des dritten Veda, die, bisher nur aus einzelnen Citaten bekannt, nunmehr in drei von ihm benutzten Handschriften in Europa vorhanden ist. Sie zeigt mancherlei Eigenthümlichkeiten in den grammatischen Formen und eine eigne Accentbezeichnung. Die Sprache macht den Eindruck der Alterthümlichkeit und entspricht etwa dem Kāṭhakam, so weit dies bekannt ist. Es finden sich ungefähr 300 in den Lexicis noch nicht verzeichnete Worte und Belege für bis jetzt Unbelegtes, namentlich kommen hier viele von Panini angeführte Formen vor, die bisher nicht nachzuweisen waren, wodurch für die Treue und Glaubwürdigkeit der indischen grammatischen Tradition ein neues Zeugniss gewonnen wird. Die Schule fällt mit der Kālāpa nahe zusammen und ist wohl mit ihr identisch; nur so erklärt sich, dass früher nur diese, später nur jene erwähnt wird, während diese verschwindet. Es zeigen sich gewisse Beziehungen der Maitrāyaṇīya zum Buddhismus; auch die Maitrāyaṇī-upanishad enthält ja buddhistische Lehren. Der Vortragende knüpfte daran, wie für

Digitized by Google

diese geschichtlich dunklen Zeiten vorläufig fast allein möglich ist, Vermuthungen über die historische Stellung der Schule: er denkt sich, dass sie dem siegreich vordringenden Buddhismus sich scheinbar accommodirt habe und eine Art Compromiss mit ihm eingegangen sei, um sich zu behaupten und von verwandter Grundlage aus ihn wirksamer bekämpfen zu können. An den Vortrag schloss sich eine Discussion, namentlich über grammatische Fragen an; es ward bemerkt, dass sich die neuen Wörter und Formen auch wohl im Kâthakam zeigen würden, sobald dies erst näher bekannt sei.

Prof. Schlottmann aus Halle sprach über die aegyptisch-aramaeische Inschrift von Carpentras, die schon auf der vorjährigen Versammlung Gegenstand der Verhandlung gewesen war, vertheidigte seine damalige Erklärung, suchte Metrum und Reim in der Inschrift aufzuzeigen, und verbreitete sich über die metrischen Principien, die in den verschiedenen semitischen Sprachen herrschen. Die Kürze der noch übrigen Zeit verbot eine Discussion, die vermuthlich grössere Dimensionen angenommen hätte.

Zum Schluss berichtete Lic. Hermann Guthe aus Leipzig über den Fortgang des bei der Wiesbadener Versammlung gegründeten Vereins zur Erforschung Palaestina's, welcher, soweit unsere engeren Verhältnisse es erlauben, durch Localuntersuchungen, Ausgrabungen u. dergl. mit den Bemühungen anderer Nationen wetteifern und eine wissenschaftlichere Behandlung der Forschungsergebnisse anstreben soll. Durch den Beitritt von c. 200 Mitgliedern und mehrere grössere Zuwendungen, z. B. von der österreichischen Regierung, ist ein den Fortgang sichernder Grund gelegt. Von der Zeitschrift ist ein Heft erschienen, drei andere werden noch im Laufe des Jahres ausgegeben werden. Der Verein bedarf allerdings weiterer Theilnahme und einer Vermehrung seiner Mitgliederzahl, und allen sich für den Gegenstand Interessirenden ward der Beitritt dringend empfohlen.

Digitized by Google

VI. Mathematisch-naturwissenschaftliche Section.

Die constituirende Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section fand Montag, den 30. September, in der Aula der Realschule I. O. statt. Nach einer kurzen Begrüssung durch Herrn Prof. Dr. Schneider (Gera) wird Herr Realschuldirector Dr. Kiessler (Gera) zum ersten Vorsitzenden, zum zweiten Herr Prof. Dr. Liebe (Gera) gewählt, zu Schriftführern die Herren Realschullehrer Dr. Schafft und Braune (Gera). Sodann wird die Tagesordnung für die erste ordentliche Sitzung festgestellt.

Als Mitglieder der Section hatten sich eingezeichnet die Herren:

1. Dr. Bandke, Realschullehrer in Salfeld.
2. Dr. Bindseil, Oberlehrer in Schneidemühl.
3. A. Bode, Oberlehrer in Greifswald.
4. Dr. Böttcher, Realschuloberlehrer in Leipzig.
5. Braune, Realschullehrer in Gera.
6. Buchbinder, Professor in Pforta.
7. Dr. Endemann, Oberlehrer in Celle.
8. Dr. Erler, Professor in Zöllichau.
9. Dr. Fleck, Gymnasiallehrer in Eisenberg.
10. Dr. Gehring, Gymnasiallehrer in Gera.
11. Dr. Gooss, Realschullehrer in Northeim.
12. Dr. Heyland, Postdirector a. D. in Gera.
13. Dr. Kiessler, Director d. Realschule I. O. in Gera.
14. Dr. Kruse, Prov.-Schulrath in Danzig.
15. Prof. Dr. Köhler, Director des König Wilhelms-Gymnasiums in Berlin.
16. Dr. Much, Gymnasiallehrer in Freienwalde a/O.
17. Dr. Nehring, Oberlehrer in Wolfenbüttel.
18. Dr. Fr. Regel in Jena.
19. Dr. Richter, Oberlehrer in Wandsbeck.
20. Dr. Schafft, Realschullehrer in Gera.
21. Dr. Schlundt, Oberlehrer in Greiz.
22. Dr. Schrader, Geh. Reg.-Rath in Königsberg.
23. G. Schubring, Realschullehrer in Erfurt.
24. Dr. Seelmann-Eggebert, Oberl. in Colberg.
25. A. Sonntag, Realschullehrer in Bockenheim.
26. Schulrath Dr. Stoy, Professor in Jena.
27. Prof. Dr. Tröbst in Weimar.
28. Paul Weinmeister, Oberlehrer in Leipzig (Gymn. Thom.).
29. Dr. Philipp Weinmeister, Oberl. in Leipzig (Realschule I. O.).
30. Dr. Westphal, Oberlehrer in Schleiz.
31. Dr. Worpitzky, Professor an d. Kriegs-Akademie u. Fr. Werder'schen Gymnasium in Berlin.
32. Dr. Zelle, Gymnasiallehrer in Berlin.
33. Dr. Zimmer, Professor an d. Realschule I. O. in Gera.

Eine grosse Anzahl von Herren haben unterlassen sich einzuzeichnen; doch ist constatirt, dass die Sitzungen der Section von 90—100 Theilnehmern besucht worden sind.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 1. October, Morgens 8 Uhr in demselben Locale.

Erster Vortrag von Herrn Realschullehrer Schubring (Erfurt):

Ein Anschauungsmittel für die Lehre von der Tonleiter.

Seine Vorführung graphischer Darstellungen zur Erläuterung der Lehre von den Intervallen und der Tonleiter beruht auf den bereits von Leonhard Euler in seinem tentamen novae theoriae musicae (Petropol. 1793) benutzten Logarithmen der Schwingungszahlen. Während man nämlich bei der Berechnung der Intervalle etc. die Schwingungszahlen multipliciren oder dividiren muss, braucht man bei Anwendung ihrer Logarithmen

Digitized by Google

nur zu addiren oder zu subtrahiren, je nachdem man zwei Intervalle vereinigen oder die Differenz zweier Intervalle (resp. das Intervall zwischen zwei Tönen) bestimmen will. Man kann demnach die Logarithmen der Schwingungszahlen als Maass für die Grösse der Intervalle benutzen. Es ist dabei gleichgültig, ob man absolute oder relative Schwingungszahlen verwendet, und es kommt auch nicht darauf an, welches Logarithmensystem man benutzt.

Zur graphischen Darstellung der Tonleiter zeichnet man nun eine Leiter, deren Sprossen die einzelnen Töne repräsentiren; die unterste Sprosse ist der Grundton, dessen Schwingungszahl am bequemsten = 1, dessen Logarithmus also = 0 gesetzt wird. Die Entfernungen der anderen Töne vom Grundtone sind jedesmal den Logarithmen ihrer Schwingungszahlen proportional zu machen; die Abstände der einzelnen Töne unter einander werden dann von selbst proportional den Logarithmen der Schwingungsverhältnisse für die betreffenden Intervalle.

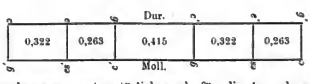
Der Vortragende legte nun zunächst als einfachste derartige Darstellung den von Opelt angegebenen Accordmesser vor (s. dessen Schriften: Natur der Musik, 1834, und Allgemeine Theorie der Musik, 1852); in dieser Scala ist das Intervall der Octave nur durch die Quinte und die Terz getheilt. Macht man die Octave von c bis c' gerade 1 Meter lang, so ergeben sich durch 2 einfache Proportionen folgende Werthe:

die grosse Terz von c bis e = 0,3219281 Meter,
und die Quinte von c bis g = 0,5849625 Meter.

Von diesen beiden Werthen braucht man für die Zeichnungen nur 3 Stellen; die Länge der andern Intervalle am Accordmesser aber findet man durch einfache Additionen und Subtractionen, nämlich

$$\begin{aligned}
\text{die Quarte} &= \text{Octave} - \text{Quinte} &&= 0{,}415,\\
\text{die kl. Terz} &= \text{Quinte} - \text{gr. Terz} &&= 0{,}263,\\
\text{die kleine Sexte} &= \begin{cases}\text{Quarte} + \text{kl. Terz}\\ \text{Octave} - \text{gr. Terz}\end{cases} &&= 0{,}678,\\
\text{die grosse Sexte} &= \begin{cases}\text{Quarte} + \text{gr. Terz}\\ \text{Octave} - \text{kl. Terz}\end{cases} &&= 0{,}737.
\end{aligned}$$

Alle diese Zahlen sind offenbar Logarithmen im System der Basis 2; denn in diesem Systeme hat man ja für die Octave den Log. 2 = 1,000. Da der Opelt'sche Accordmesser ausser den Tönen c, e, g auch noch die Octaven derselben c', e', g'' (in denselben Abständen) enthält, so kann man die genannten Intervalle sämmtlich übersehen. Stellt man ihn aber auf den Kopf und betrachtet die Marke, die vorher g' bedeutete, als Grundton, so kommt zuerst das Intervall der kl. Terz und dann erst die grosse: der Accordmesser stellt also jetzt den Mollaccord dar, wie folgende Skizze verdeutlicht:



Dieser Accordmesser passt natürlich auch für die Accorde aller anderen Töne: nimmt man z. B. die Quinte g als Grundton und baut darauf einen neuen Dur-Accord g, h, d' auf, so erhält man

Digitized by Google

für h den Werth Quinte + gr. Terz = 0,907,
für d' den Werth Quinte + Quinte = 1,170,
also für d offenbar = 0,170.

Macht man aber den Ton c' zur Quinte, so erhält man den Dur-Accord f, a, c', in welchem:

f = Octave — Quinte = 0,415,
a = Octave — kl. Terz = 0,737.

So sind die Marken für sämmtliche Töne der Durtonleiter berechnet; man hätte sie aber auch ohne weitere Rechnung durch einfache Verschiebungen des Accordmessers finden können.

In ähnlicher Weise ergeben sich die Töne der c-Molltonleiter; von dieser fehlen nämlich nur noch

es, das ist die kl. Terz von c; also = 0,263,
as, „ „ „ „ „ „ f; „ = 0,678,
b, „ „ „ „ „ „ g; „ = 0,848.

Aber auch die kleinen Intervalle, welche in der elementaren Darstellung der Lehre von der Tonleiter meist nicht beachtet werden, lassen sich durch das Prinzip der Logarithmen leicht zur Anschauung bringen. Construirt man z. B. den sogen. Quintenzirkel c, g, d, a, e, h u. s. w., so gelangt man schliesslich zu einem Tone his, welcher nur um 0,01955 ... höher ist als das c der nächsten Octave: dieses Intervall, das sogen. „pythagoreische Komma", kommt bei dem gewählten Maassstabe noch vollkommen deutlich zur Darstellung.

Ein der Grösse nach sehr ähnliches, in der Theorie aber wichtigeres Intervall ist das sogen. „syntonische Komma"; dasselbe hat den Werth 0,01792 ... und wird auf folgendem Wege graphisch construirt: man zeichnet die Quinte des vorher gefundenen Tones d, also ein a = 0,755 (0,170 + 0,585); davon nimmt man wieder die Quinte c' = 1,340 und dessen tiefere Octave c = 0,340. Zum Ueberfluss kann man davon noch einmal die Quinte nehmen, also h = 0,925. Diese 3 Töne sind sämmtlich um das genannte Intervall höher, als die gleichnamigen Intervalle der Durtonleiter.

Wie wichtig die Unterscheidung dieser gleichnamigen Töne ist, haben in neuerer Zeit die Untersuchungen von Helmholtz gezeigt: die vorliegende graphische Darstellung unterstützt die Auffassung dieses Unterschiedes bedeutend.

In der Molltonleiter zeigt sich etwas Aehnliches: bestimmt man nämlich die Töne b, es, as nicht durch kleine Terzen, sondern durch die absteigende Quintenreihe c, f, b, es, as, so erhält man Töne, welche sich von den vorigen ebenfalls um 0,01792 unterscheiden. Während aber in der Durtonleiter die durch grosse Terzen gefundenen Töne um ein syntonisches Komma tiefer sind als die gleichnamigen durch Quinten gefundenen Töne, findet sich, dass die durch kleine Terzen gefundenen Töne der Molltonleiter um dasselbe Intervall höher sind als die gleichnamigen durch Quinten gefundenen Töne. Helmholtz unterscheidet daher die durch grosse Terzen gefundenen Töne durch unterstrichene, die mit Hilfe kleiner Terzen gefundenen durch überstrichene Buchstaben von den gleichnamigen Tönen der Quintenreihe. Zu bemerken ist, dass die Töne $\underline{a}$, $\underline{c}$, $\underline{h}$ etc., ebenso wie die Töne $\overline{as}$, $\overline{es}$, $\overline{b}$ etc. untereinander wieder jedesmal eine Quintenreihe bilden. — Auf der vorgelegten Tafel waren die Töne der drei verschiedenen Reihen auch noch durch verschiedene Farben kenntlich gemacht. Zwischen der Dur- und der Molltonleiter befand sich zum Vergleich eine Darstellung der gewöhnlichen zwölfstufigen gleichschwebend tem-

Digitized by Google

perirten Scala, bei welcher jeder halbe Ton $= \frac{1}{12} = 0{,}08333\ldots$ ist. Man sieht da z. B., dass das e der gleichschwebend temperirten Scala dem durch Quinten erreichten e näher steht, als der natürlichen grossen Terz $\underline{e}$.

Weitere Beziehungen zwischen den Tönen der verschiedenen Reihen, z. B. die fast vollständige Uebereinstimmung der Töne $\underline{his}$ und c', deutete der Vortragende nur an und zeigte dafür, wie man alle vorigen Intervalle auch auf einem Kreise zur Anschauung bringen könne, indem man die Peripherie desselben als Octavintervall betrachtet; es füllt dann allerdings die Octave c' mit dem Grundton c zusammen; das Quintenintervall beträgt dann 210° 35′, das der grossen Terz 115° 54′.

Die beiden letzten graphischen Darstellungen, die der Redner vorlegte, bezogen sich auf die Ober- oder Partialtöne; die eine zeigte dieselben in dem vorigen Maassstabe (die Octave = 1 m) nach den verschiedenen Octaven in übereinanderstehende Reihen geordnet, wie das folgende Schema zeigt:

Octave I:	1								2
Octave II:	2				3				4
Octave III:	4		5		6		7		8
Octave IV:	8	9	10	11	12	13	14	15	16
Entfernungen vom Grundton:	0 c	0,170 d	0,322 $\underline{e}$	0,459	0,585 g	0,700	0,807 (i)	0,907 h	1,000 c'

Den Schluss des Vortrags bildete die Vorführung des von Mach angegebenen Modells zur Erläuterung der Theorie von Con- und Dissonanz etc. (s. Zeitschrift für Mathematik und Physik von Schlömilch 1865, S. 425, sowie die populäre Schrift: Einleitung in die Helmholtz'sche Musiktheorie von Ernst Mach, Graz 1866). Dasselbe ist vom Vortragenden durch Verlängerung um eine Octave und durch die facultative Hinzufügung der Obertöne 9 bis 16 noch brauchbarer gemacht worden.

Auf besondere Anfrage wird noch hinzugefügt, dass das Modell in der vorliegenden Form vom Mechaniker Wesselhöft zu Halle a/S. billig zu beziehen ist.

Während dieses Vortrages waren die Mitglieder der pädagogischen Section in grosser Anzahl eingetreten und führten sich durch eine Ansprache des Herrn Prof. Dr. Stoy (Jena) ein. Redner führt aus, die pädagogische, wie die mathematisch-naturwissenschaftliche Section seien zwei nachgeborene Kinder der allgemeinen Versammlung der Philologen und Schulmänner Deutschlands. Sie seien weder zu gleicher Zeit, noch durch die gleichen constituirenden Personen ins Leben gerufen worden. Daraus erkläre sich, dass das Gebiet bei den Sectionen nicht scharf abgegrenzt sei. Logisch betrachtet sei die naturwissenschaftliche Section offenbar sowie die orientalische oder die germanistisch-romanistische aufzufassen als eine Section, welche Fragen der Wissenschaft behandelt. Es habe sich auf den grossen Versammlungen eine mathematisch-naturwissenschaftliche Section gebildet, bald aber auch ein pädagogisches Bedürfniss geltend gemacht, und es habe daher die mathematisch-naturwissenschaftliche Section der allgemeinen Versammlung der Schulmänner dieses zweite Element nicht eigentlich infolge eines besonderen Beschlusses, sondern vielmehr infolge eines naturgemäss sich einstellenden Bedürfnisses mit aufgenommen. Die pädagogische Section treibe etwas, woran die Mitglieder der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section in einer Menge von Fällen gleichmässig berührt würden; denn die Prinzipien, welche hier in Frage kämen, seien ja dieselben, von

Digitized by Google

denen auch die pädagogische Section getragen werde. Möchten nun Aenderungen in Bezug auf die Lehrpläne oder in Bezug auf Lehrfächer besprochen werden, so könne dies nicht anders geschehen, als nach allgemeinen Sätzen und nach Auseinandersetzung mit denjenigen, welche Vertreter der anderen Disziplinen der Schule sind.

Darum habe er mit Freuden den Gedanken eines Zusammentagens der mathematisch-naturwissenschaftlichen und der pädagogischen Section aufgegriffen, und er sei mit den Mitgliedern der pädagogischen Section gekommen, um diejenigen der mathematisch-naturwissenschaftlichen um die Erlaubniss zu bitten, an der Sitzung derselben theilnehmen zu dürfen. Es werde ihm eine ausserordentliche Freude sein, wenn bei den mancherlei Zerklüftungen, welche in den Lehrercollegien bestehen und bei der immer noch nicht ganz überwundenen Scheu, pädagogisch-didaktische Erörterungen allgemein anzustellen, diese gemeinschaftliche Berathung ein erster Anfang sein sollte zur Ausgleichung vorhandener Missstände und Anbahnung einer grösseren Innigkeit und Einträchtigkeit bei den Arbeiten an dem grossen Culturwerk und den Aufgaben unseres Lebens.

Von diesem Gesichtspunkte aus bitte er das Erscheinen der pädagogischen Section anzusehen; er könne versichern, dass von ihrer Seite das freundlichste Interesse für diese grosse Frage vorhanden sei.

Der Vorsitzende, Herr Realschuldirector Dr. Kiessler (Gera) bemerkt hierauf: Was den vom Herrn Schulrath Stoy zuletzt ausgesprochenen Wunsch betreffe, so dürfe er im Namen sämmtlicher Mathematiker aussprechen, dass sie gern bereit seien, mit den Collegen an dem grossen Werke gemeinsam zu arbeiten. Was das Andere betreffe, so habe er schon gestern gegen den Herrn Vorsitzenden der pädagogischen Section und andere Herren es ausgesprochen, dass die Mitglieder der pädagogischen Section hier in der mathematischen Section herzlich willkommen sein würden. Er glaube ganz im Sinne der Herren Specialcollegen zu sprechen, wenn er diese seine Worte von gestern hier wiederhole.

Zweiter Vortrag von Herrn Professor Buchbinder aus Pforta:

Ueber die synthetische Behandlung der Kegelschnitte auf Gymnasien.

Anknüpfend an die Worte des Herrn Schulrath Prof. Stoy bittet der Redner ihm als einem der Gründung der mathematischen Section nahe Stehenden zu gestatten, ganz kurz angeben zu dürfen, in welcher Weise die mathematische Section bisher thätig gewesen sei. Er bestätigt, dass die mathematische Section von vornherein nur eine Zweigsection der pädagogischen gewesen, dass es ausdrücklich ausgesprochen worden sei, man wolle mit der pädagogischen Section im Zusammenhange bleiben. Es seien deshalb auch häufig, wenn allgemein interessirende Fragen zur Besprechung gekommen seien, die Sitzungen der mathematischen Section so eingerichtet worden, dass die Zeit derselben nicht mit der der pädagogischen collidirt habe. Er sehe es als ein erfreuliches Zeichen an, dass die Herren aus der pädagogischen Section heute hierhergekommen seien; dass die Mitglieder der mathematischen Section nicht die Sitzung der pädagogischen aufgesucht, habe nur einen äusseren Grund gehabt.

Was nun die Gründung der mathematischen Section anlange, so sei dieselbe schon 1864 in Hannover von der pädagogischen abgezweigt worden, um Fragen, welche den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht betreffen, selbständig berathen zu können, mit der Massgabe jedoch, dass die Behandlung rein wissenschaftlicher Fragen auszuschliessen sei. Die Section sei auf der folgenden Versammlung 1865 in Heidelberg

Digitized by Google

nicht zu Stande gekommen; dagegen 1867 in Halle, 1868 in Würzburg und 1869 in Kiel sei die Betheiligung eine zahlreiche gewesen, und von letzterer Versammlung ab gehöre die mathematisch-naturwissenschaftliche Section zu den ständigen Sectionen der Versammlung. 1872 in Leipzig habe man sehr eingehend berathen, 1874 aber in Innsbruck sei die Section ausgefallen. Nachdem sie alsdann 1875 in Rostock, 1876 in Tübingen und 1877 in Wiesbaden mit Erfolg getagt habe, begrüsse es Redner mit Freuden, dass sie auch in Gera so zahlreiche Theilnahme finde.

Wie natürlich, habe man auf der Versammlung in Hannover die Frage nach dem Umfange des mathematischen Unterrichts auf Schulen, speciell auf Gymnasien, eingehend behandelt. Die Beschlüsse der damaligen Versammlung nähmen nur das Gebiet der Elementar-Mathematik für Gymnasien in Anspruch mit Ausschluss der analytischen Geometrie und Differentialrechnung; dieselben lauten wie folgt (S. 206 des Berichtes, Leipzig, Teubner 1865):

„In der mathematischen Section hat sich allseitig die Ueberzeugung ausgesprochen, dass der mathematische Unterricht der Gymnasien sich auf das Gebiet der niederen Mathematik zu beschränken und den auf dem Begriff des Veränderlichen beruhenden Theil der Wissenschaft (die höhere Mathematik) gänzlich auszuschliessen habe; dass ferner die Geometrie mit Einschluss der ebenen Trigonometrie und Stereometrie vorherrschend Gegenstand jenes Unterrichts sein müsse. Eine Verschiedenheit der Ansichten gab sich nur kund in Beziehung auf die Combinationslehre und den binomischen Lehrsatz, deren Aufnahme jedoch der überwiegende Theil der Versammlung für nothwendig erklärte, sowie in Bezug auf eine elementare Behandlung der Kegelschnitte, welche die grössere Hälfte der Versammlung als nothwendig, ein Theil derselben als wünschenswerth bezeichnete, während 2 Stimmen sich gegen ihre Aufnahme aussprachen."

Soviel dem Redner bekannt, seien diese Beschlüsse auf keiner der folgenden Versammlungen mit Erfolg bekämpft worden, wobei über einzelne Theile der Mathematik, welche in den jetzigen preussischen Normalplan nicht aufgenommen sind, wohl aber eine elementare Behandlung vertragen, wie Kegelschnitte und sphärische Trigonometrie, verschiedene Ansichten zu Tage getreten seien. Er wisse wohl, dass in unserer Zeit, namentlich von praktischen Gesichtspunkten aus, analytische Geometrie und Differentialrechnung für den Gymnasialunterricht als nothwendig oder wenigstens als wünschenswerth bezeichnet würden. Diesen Wünschen habe auf der Conferenz preussischer Directoren, welche im October 1873 im preussischen Cultusministerium abgehalten wurde, Director Gallenkamp lebhaften Ausdruck gegeben, indem er die Einführung beider mathematischen Disciplinen in den Lehrplan der Gymnasien für nothwendig erklärte und ihre Möglichkeit nachwies; aber derselbe sei mit diesen Vorschlägen in der Versammlung auf lebhaften Widerspruch gestossen, und auch der jetzige Geheimrath Dr. Bonitz habe es ausgesprochen, dass er meine, man solle das Lehrziel den Gymnasien nicht höher stecken, als jetzt üblich sei; so werthvoll auch die Aufnahme jener beiden Disciplinen sein würde, so besorge er doch, dass die beschränkte Zeit ein wirkliches Verständniss und ein Einleben in diese Gebiete nicht ermöglichen werde.*)

Redner spricht es aus, dass er bezüglich der beiden genannten Theile der Mathematik auf dem Standpunkte der Versammlung von Hannover stehe. Er fährt alsdann in seinem Berichte über die von der mathematischen Section behandelten Fragen fort, indem

*) Vgl. die Protokolle der Conferenz, Berlin 1874, Hertz; S. 67 und 81.

Digitized by Google

er hervorhebt, dass vorzugsweise die Geometrie den Gegenstand der Verhandlungen gebildet habe, so in Halle, Kiel und namentlich in Leipzig, ferner weist er auf den gründlichen Vortrag von Professor Hauck in Tübingen hin über die Stellung der neueren Geometrie zur alten Euklidischen und über die Aufnahme der ersteren in die Realschulen. So sehr es auch Hauck in diesem Vortrage verwerfe*), einzelne Sätze aus der neueren Geometrie der Euklidischen als Anhang hinzuzufügen, wie z. B. die Sätze über harmonische Theilung, von den Transversalen, vom Aehnlichkeitspunkt etc., so halte derselbe es doch auch für nöthig, diese Sätze in das System einzustreuen und fasse seine Ausführungen am Schluss dahin zusammen**), dass es sich a) um eine Reformirung der Euklidischen im Sinne der neueren Geometrie, oder b) um die Aufnahme der neueren Geometrie als solcher in die Schulen handle; ersteres Verfahren passe für das Gymnasium, letzteres für die Realschule.

Diese Ausführungen habe in Wiesbaden Professor Günther in seinem Vortrage über die pädagogisch verwerthbaren Errungenschaften der Neuzeit, welcher sich über alle Theile der Mathematik erstreckte, namentlich aber auch die Bestrebungen berührte, den geometrischen Unterricht nach der Methode und den Ergebnissen der neueren Geometrie umzugestalten†), auf das richtige Maass zurückgeführt, indem er darauf hingewiesen habe, dass bereits in den Anfang des geometrischen Unterrichtes gewisse Begriffe aus der neueren Geometrie herüber zu nehmen seien und dass sich auf diese Weise ein modus vivendi mit der Euklidischen Geometrie herstellen lasse, welche aus vielen Gründen doch auch manches für sich habe, insbesondere seien die planimetrischen Constructions-Aufgaben älterer Ordnung doch wohl nicht von so geringem pädagogischen Werth, als ihnen Hauck zugestehen möchte.

Soviel sei gewiss, fährt Redner fort, obgleich in dieser Frage viel geschrieben worden, obgleich wir in der neuesten Zeit auch eine Anzahl geometrischer Lehrbücher erhalten hätten, welche der neueren Richtung Rechnung tragen, ein Normal-Lehrbuch der Geometrie sei noch nicht vorhanden, und so sei der Lehrer noch immer darauf angewiesen, nach seiner Individualität und nach dem jeweiligen Standpunkte seiner Schüler den geometrischen Lehrstoff sich zurechtzulegen und dabei, was von Neuem erwähnt werden müsse, passend einzufügen; dabei sei immer Gelegenheit, auf den Unterschied der alten und neuen Methode den Schülern einen Ausblick zu eröffnen.

Hierzu sei vorzüglich geeignet die Behandlung der Kegelschnitte nach der synthetischen Methode Steiner's.

Von jeher habe Redner die Ansicht gehabt, die Kegelschnitte sollten auf keinem Gymnasium fehlen; ihnen zu Liebe würde er, wenn nöthig, gern auf den einen oder anderen Theil des üblichen arithmetischen Pensums verzichten, so auf die Kettenbrüche und die höheren Reihen, wenn die Classeneinrichtung es nicht gestattete, für sie ein Semester frei zu machen; dies letztere scheine ihm überall da möglich zu sein, wo die Classen mindestens von Tertia an getheilt sind.

Redner hält die Behandlung der Kegelschnitte auf Gymnasien für nöthig zunächst wegen ihrer Anwendung in der Physik, dann aber erscheinen sie ihm vorzüglich geeignet, das geometrische Anschauungsvermögen der Schüler zu üben und die Hauptsätze der Geometrie an ihnen zu wiederholen, wodurch geistlose und ermüdende Repetitionen ver-

*) S. 91 ff. der Hoffmann'schen Zeitschrift für mathematischen u. s. w. Unterricht, Jahrgang VIII.
**) Ebenda, Jahrgang VII, S. 512. †) Jahrgang IX der Hoffmann'schen Zeitschrift, S. 84.

Digitized by Google

mieden werden; endlich weist er darauf hin, dass sie ein Gegengewicht bilden gegen die nach dem jetzigen Gebrauche gerade in Prima überwiegende Arithmetik.

Alsdann geht er zur Beantwortung der Frage nach der Art über, wie die Kegelschnitte auf dem Gymnasium zu behandeln sein werden.

Die analytische Behandlung schliesse er, wie schon vorhin bemerkt, aus; es handle sich also um eine blos geometrische Darstellung.

Da habe man denn in Hannover die Art der Alten empfohlen, und wer im Kreise der Euklidischen Geometrie bleiben wolle, möge diese benutzen, daneben sei von Director Tellkampf auf die Darstellung der Kegelschnitte als geometrische Oerter hingewiesen worden, ferner in Halle auf die Methode von Heilermann. Redner selbst habe erst privatim und alsdann seit 1870 mit Genehmigung der hohen Behörden öffentlich die Kegelschnitte gelehrt und habe sich anfangs an die Darstellung von Schlömilch in seiner Geometrie des Maasses angeschlossen, welche von der Entstehung am Kegel ausgeht; die Schwierigkeit liege nur bei der Uebertragung in die Ebene in der mangelhaften Fertigkeit im Zeichnen. In Pforta allerdings werde bis nach Prima hinauf viel gezeichnet, indem dort der Zeichenunterricht zwar nur für III^b obligatorisch, jedoch auch für die übrigen Classen öffentlich sei und rege Theilnahme finde. Zweitens erwähnt Redner den Aufsatz des anwesenden Professors Dr. Erler im 8. Jahrgang der Zeitschrift für mathematischen u. s. w. Unterricht und weist darauf hin, dass derselbe, im Allgemeinen sich an Steiner anschliessend, einen auf etwa 19—20 Stunden — vom Verfasser sofort auf 27—28 verbessert — berechneten Abriss gibt, den er für alle die empfehlen möchte, welche nur etwa $^1/_4$ Jahr für die Kegelschnitte erübrigen könnten.

Redner fährt fort, dass er, wie schon bemerkt, seit 1870 die Kegelschnitte öffentlich vortrage. Die Eintheilung der Pensa von III^a bis I^a sei so geordnet, dass das Sommerhalbjahr in I^a zur Repetition frei bleibe, und dieses Semester benutze er seit einer Anzahl von Jahren zum Vortrage der Kegelschnitte in synthetischer Form nach der elementaren Weise Steiner's, wie sie Geiser bekannt gemacht habe. Er legt das diesjährige Schulprogramm von Pforta in einer Anzahl von Exemplaren vor, dessen Abhandlung den ersten Theil dieser Behandlung in ausführlicher Darstellung enthält, und eine Anzahl Exemplare der gedruckten Uebersicht, welche die Schüler in die Hände bekommen, und bemerkt nun, dass der Unterricht nicht in der Form ertheilt wird, wie die Abhandlung zu zeigen scheint, nämlich dass der Satz gelesen und dann bewiesen wird, sondern dass die Eigenschaften der Kegelschnitte in natürlicher Weise entwickelt werden und dann jedesmal der sich ergebende Satz erst fixirt wird, dass die Zusammenstellung der Sätze den Schülern nur zur leichteren Uebersicht bei der Wiederholung dienen soll. Gleichzeitig legt er ein Exemplar der sogenannten Schemata vor, welche für die einzelnen Klassen und Semester den gesammten mathematischen Lehrstoff übersichtlich geordnet ohne Beweise enthalten und statt des Lehrbuchs benutzt werden, und bemerkt dazu, dass die Schüler sich diese Schemata vom Buchbinder mit weissem Papier durchschiessen lassen, um sofort im Unterricht die erforderlichen Notizen eintragen zu können.

Nach der Erfahrung des Vortragenden bietet die synthetische Behandlung der Kegelschnitte nach Steiner den Vortheil, dass der Zusammenhang und die Verwandtschaft der Kegelschnitte unter sich den Schülern recht klar wird, indem man fast immer bei Hyperbel und Parabel auf die entsprechenden Sätze der Ellipse hinweisen kann, dann aber auch den, dass sehr häufig aus Sätzen der Kegelschnitte gewisse Sätze der Plani-

Digitized by Google

metrie sich als blosse Folgerungen und besondere Fälle ergeben und dadurch die Schüler früher Gelerntes von allgemeineren Gesichtspunkten aus aufzufassen Gelegenheit haben; der Behandlung der Alten gegenüber den Gewinn, dass die Gebilde nicht als fertige erscheinen, sondern ihre Entstehung durch stetige Bewegung klar hervortritt.

Hierauf zeigt Redner in ausführlicher Darlegung nach Aufstellung der Definitionen von Ellipse, Hyperbel und Parabel, wie die Aufgabe, den geometrischen Ort eines Punktes zu finden, welcher von einem Kreise und einem Punkte einen constanten Abstand hat, eine Ellipse oder Hyperbel ergibt, je nachdem der Punkt innerhalb oder ausserhalb des Kreises liegt, und dass dieser Ort auch die Parabel umfasst, wenn der Kreis in die Gerade übergeht, und erläutert diesen Uebergang von der Hyperbel durch die Parabel zur Ellipse näher; ferner stellt er die Haupteigenschaften der Tangenten einer Ellipse und Hyperbel in ihrer gegenseitigen Uebereinstimmung dar und die gleichmässige Erzeugung beider Curven aus ihren Tangenten, und endlich zeigt er an den Eigenschaften des Tangentendreieks der Ellipse, besonders desjenigen, in welchem ein Brennpunkt mit dem Höhendurchschnittspunkte des Dreiecks zusammenfällt, wie sich aus den Beziehungen an der Ellipse elementare geometrische Sätze bequem als Folgerungen ergeben.

Hieran schloss sich eine längere Discussion. Herr Dr. Zelle (Berlin) bemerkt, dass die Kegelschnitte auch aus dem Grunde als Unterrichtsgegenstand nothwendig seien, damit die Geographie in den oberen Classen der Gymnasien wissenschaftlicher betrieben werden könne.

Herr Geheimer Regierungs- und Provinzial-Schulrath Dr. Schrader (Königsberg) spricht vom pädagogischen Standpunkte seinen Dank für den Vortrag aus, hält ebenfalls die Erweiterung des geometrischen Unterrichts für wünschenswerth, zu welchem Zwecke ausser der Lehre von den Kegelschnitten auch die sphärische Trigonometrie erforderlich sei. Dieselbe werde auch bereits auf den meisten Gymnasien Ost- und Westpreussens gelehrt.

Herr Dr. Westphal (Schleiz) vertheidigt die analytische Behandlung der Kegelschnitte im Gegensatze zu der synthetischen. Der Schüler müsse sich an die Benutzung des Coordinaten-Systems gewöhnen; ferner fehle zu der synthetischen Behandlung die Zeit, während die analytische nur ein Vierteljahr in Anspruch zu nehmen brauche.

Was den geographischen Unterricht betreffe, so habe er aus vielen Programmen ersehen, dass die Behandlung der Geographie auf Gymnasien nicht genüge. Besonders halte er auch Einführung in die Astronomie für ausserordentlich wichtig: Astronomie sei gewissermaassen Religionsunterricht. Die nöthigen Vorkenntnisse aus der sphärischen Trigonometrie könnten den Schülern in einer Stunde zugeführt werden durch die eine Fundamental-Aufgabe, aus den Seiten eines sphärischen Dreiecks die Winkel zu bestimmen.

Herr Geh. Regierungs- und Provinzialschul-Rath Dr. Krnse (Danzig) weist darauf hin, dass an vielen Gymnasien die Kegelschnitte bereits Gegenstand des Unterrichts seien, bisweilen nur unter anderem Namen wie: „Anwendung der Arithmetik in der Geometrie“. Die Behandlung der Kegelschnitte sei gern gestattet, wie auch die der sphärischen Trigonometrie, es komme nur darauf an, dass der Lehrer den Stoff beherrsche und das vorhandene Schülermaterial nicht mangelhaft sei. Er wirft die Frage auf, ob es nicht zweckmässig sei, von den Kettenbrüchen etwas abzusehen, sowie den drei Jahre lang andauernden, von Quarta bis Obertertia betriebenen Unterricht in der Buchstabenrechnung zu beschränken.

Herr Professor Dr. Erler (Züllichau) spricht zuerst seine Freude über die liberale Auffassung der gesetzlichen Bestimmungen seitens der Herren Provinzial-Schulräthe aus,

Digitized by Google

sowol betreffs der sphärischen Trigonometrie, die er in 10—12 Stunden zu absolviren pflege, als auch der Kegelschnitte, auf die er allerdings geringere Zeit (20—24 Stunden) verwende, als Professor Buchbinder. Er glaube nämlich nicht, ein volles Semester in Prima dafür in Anspruch nehmen zu dürfen, weil er daselbst die Lösung einer anderen Aufgabe für die besondere Pflicht des Mathematikers halte. Die Mathematik gewähre nämlich die Möglichkeit, wie keine andere Wissenschaft des Gymnasialunterrichts, an ihrem kunstvollen und festgeschlossenen Aufbau das Wesen einer Wissenschaft, die Systematik, zu zeigen. Eine Ahnung davon habe ja der gesammte mathematische Unterricht dem Schüler bereits geben müssen; es komme aber nun darauf an, nachdem der Bau aufgeführt sei, auch einen Ueberblick über das Ganze, einen Einblick in seine schöne systematische Form zu geben. Daher verwende er 6—8 Wochen am Schlusse des Sommersemesters zu einem Ueberblick (nicht etwa zu einer Repetition für das Abiturientenexamen) über die gesammte Arithmetik und Algebra, und ebensoviel im Wintersemester zu einem über die gesammte Geometrie, und daher bleibe ihm weniger Zeit übrig.

Wegen vorgerückter Zeit wurde die Discussion abgebrochen und die Fortsetzung derselben auf die folgende Sitzung verschoben.

Ausgestellt waren eine Reihe sehr instructiver Anschauungsmittel für den Unterricht in der Mathematik und Physik von den Herren Dr. Paul und Dr. Philipp Weinmeister (Leipzig), sowie für Astronomie von Herrn Kaufmann Remy (Gera).

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 2. October, Morgens 8 Uhr.

Dieselbe wurde ebenfalls in der Aula der Realschule I. O. abgehalten. Es wurde die am vorhergehenden Tage angefangene Debatte fortgeführt, und es erhielt sogleich Herr Prof. Dr. Erler das Wort zur Fortsetzung seiner Erörterungen.

Redner erklärt sich gegen die analytische Behandlung der Kegelschnitte auf dem Gymnasium. Er habe sie vor ca. 12 Jahren einige Male versucht, auch einen kleinen Leitfaden dazu geschrieben, aber er sei mit dem Erfolge wenig zufrieden gewesen. Wenn Du Bois-Reymond sich für die analytische Geometrie erklärt habe, damit der Physiker und Mediciner ein Verständniss für die Curven habe, welche auf Grund der Coordinaten die Veränderungen physikalischer Erscheinungen darstellten, so bedürfe es, um diese zu begreifen, wirklich keiner analytischen Geometrie; das Verständniss dieser steigenden und fallenden Curven könne mit leichtester Mühe erreicht werden. Zu einer erfolgreichen analytischen Behandlung der Kegelschnitte bedürfe es einer umfangreicheren Zeit, als das Gymnasium zugestehen könne, da ihr nothwendig die analytische Behandlung der Geraden und des Kreises vorangehen müsse. Zudem beschäftige man sich hierbei mit einem Zweige der höheren Mathematik, der ganz und gar auf dem Begriffe des Veränderlichen beruhe. Er sei aber völlig mit dem früher von der mathematischen Section in Hannover gefassten Beschlusse einverstanden, dass die Theile der Wissenschaft, die es wesentlich mit dem Veränderlichen zu thun hätten, von der Elementar-Mathematik der Gymnasien auszuschliessen seien.

Wenn am vorigen Tage der Wegfall der Kettenbrüche gewünscht worden sei, so lege auch er keinen besonderen Werth auf dieselben; er betrachte sie als ein interessantes

Digitized by Google

Spiel für den Schüler, das dem Primaner wohl zu gönnen sei. In der Woche der schriftlichen Abiturientenarbeiten unterbreche er den laufenden Unterricht und nehme in jedem der 4 Semester ein kleines abgeschlossenes Gebiet durch; ein solches bilden in einem derselben die Kettenbrüche, auf welche er also im Laufe zweier Jahre nur 3 Stunden verwende und hierin bis zur Verwandlung der Quadratwurzel in einen periodischen Kettenbruch komme. Es errege gerade dies ein lebhaftes Interesse, und den geringen Zeitaufwand glaube er sich wohl gestatten zu können.

Herr Oberlehrer Dr. Weinmeister (Leipzig) plaidirt für Beibehaltung des „Veränderlichen" auf höheren Schulen, da der Begriff desselben schon bei der Definition der Ellipse hervortrete. Dafür will er lieber die cubischen und biquadratischen Gleichungen möglichst beschränkt wissen. Was die Behandlung der Kegelschnitte betreffe, so möchte er sich nicht für eine Unterrichts-Methode entscheiden, da jede derselben ihre Vortheile und Nachtheile besitze. Die äusseren Schwierigkeiten für die Schüler, Kegelschnitte auf dem Papier wirklich darzustellen, beseitige er durch Anwendung von Pappschablonen.

Herr Realschullehrer Schubring (Erfurt) wünscht die Beibehaltung des „Veränderlichen" im besonderen Hinblick auf die Unentbehrlichkeit dieses Begriffs in der Physik.

Herr Professor Buchbinder spricht seine Freude darüber aus, dass Alle sich so einmüthig für die Behandlung der Kegelschnitte an Gymnasien ausgesprochen haben; für diese Anstalten möchte er übrigens an der synthetischen Behandlung festgehalten wissen, während auf der Realschule die Zeit und die längere Uebung im Zeichnen eine mehrseitige Betrachtung des Gegenstandes gestatte.

Sphärische Trigonometrie und den Begriff des „Veränderlichen" könne man ebenfalls nicht ganz auf dem Gymnasium entbehren. Der erstere von beiden Gegenständen könne ja unter dem Namen „mathematische Geographie" behandelt werden oder als Theil der Physik. Auf den Begriff des „Veränderlichen" weise schon die Behandlung der goniometrischen Functionen hin, wie auch die Auflösung von Gleichungen, insofern man dieselben als algebraische Functionen auffassen könne.

Als Ergebniss der Discussion wurde folgende Resolution einstimmig angenommen:

> „Die mathematisch-naturwissenschaftliche Section ist der Ansicht, dass die Lehre von den Kegelschnitten auch auf Gymnasien und zwar in synthetischer Behandlung aufzunehmen sei — eine Methode, welche auch auf den Realschulen mehr als bisher Berücksichtigung verdient."

Dritter Vortrag von Herrn Prof. Dr. Erler:

Ein propädeutischer Unterricht in der Geometrie ist nothwendig.

Den stolzen Namen, den die Mathematik von den Griechen erhalten habe, als ob sie allein eine Wissenschaft sei, habe der Lehrer den Schülern zu rechtfertigen dadurch, dass er das System der Mathematik vor ihnen und mit ihnen auf der festen Grundlage unmittelbar klarer und allgemein anerkannter Axiome durch bindende Schlüsse in strenger Folge, natürlich unter pädagogischer Berücksichtigung des geistigen Standpunktes des Schülers, aufbaue. Stoff und Behandlung seien dem Schüler an sich gleich unbekannt, daher der Anfang des mathematischen Unterrichts von ganz besonderer Schwierigkeit und doch auch von ausserordentlicher Wichtigkeit, wenn nicht der ganze Bau dem Einsturz verfallen oder der Schüler dem Kampfe mit den schwierigen Anforderungen an sein Ver-

Digitized by Google

ständniss unterliegen solle. Denn dem Mathematiker sei es nicht gestattet, wie den Lehrern der anderen Wissenschaften, den Stoff in concentrischen Kreisen je nach der geistigen Befähigung seiner Schüler allmählich zu erweitern; der Aufbau müsse vielmehr in ununterbrochener Folge geschehen. Um nun dem Schüler diese Schwierigkeit möglichst zu erleichtern, ohne den eigentlichen Zweck zu gefährden, sei ein propädeutischer Unterricht in der Geometrie nothwendig, der dem systematischen Unterrichte vorausgehe. In demselben habe er, der Redner, dreierlei Zwecke verfolgt: erstens den Schüler mit den geometrischen Hauptbegriffen, nicht nach scharfen Definitionen, sondern auf anschaulichem Wege, bekannt und vertraut zu machen, dann auch einfache, feste Schlüsse zur logischen Beweisführung anzudeuten, endlich die Benutzung des mathematischen Handwerkzeugs: Zirkel, Lineal, rechtwinkliges Dreieck, zu üben. Er sei von dem Würfel ausgegangen, habe an ihm die Raumbeziehungen: rechts und links, oben und unten, vorn und hinten, in ihren Zusammenstellungen, die Begriffe der senkrechten, parallelen Lage von Ebenen und Geraden, des Quadrats, des rechten Winkels anschaulich gemacht, zur logischen Uebung die Ableitung der Anzahl der Ecken aus derjenigen der Flächen u. a. verlangt, rechte Winkel, Quadrate, parallele Linien zeichnen lassen. In ähnlicher Weise seien dann an andern Körpern die anderen geometrischen Begriffe vorgeführt, die Zeichnung einfacher Figuren gelehrt und verlangt, einfache Schlüsse gezogen worden. In einem zweiten Cursus sei er umgekehrt vom Punkte zur Linie u. s. w. vorgegangen, habe die Bezeichnung der Winkel, die Begriffe Nebenwinkel, Scheitelwinkel, Gegenwinkel u. s. w. geübt, complicirtere Figuren zeichnen, das Quadrat, Rechteck, reguläre Vieleck zerlegen lassen, um an ihnen die verschiedenen Begriffe zu wiederholen u. s. w. Die Zeichnungen seien nun nach bestimmten Maassangaben mittelst eines kleinen Maassstabes ausgeführt, die Winkel ohne Transporteur aus Radius und Sehne gezeichnet worden u. s. w. — So vorbereitet sei der Schüler, der unterdessen ein Jahr älter und daher für den systematischen Unterricht befähigter geworden sei, in Tertia an die eigentliche systematische Geometrie herangetreten und habe diesem Unterrichte ohne grössere Schwierigkeit folgen können. Doch müsse er rathen, auch hier recht langsam vorzuschreiten.

Herr Dr. Westphal (Schleiz) betreibt den propädeutischen Unterricht in der Geometrie auf ähnliche Weise, indem er z. B. ausrechnen lässt, in wie viel Punkten sich 2, 3, 4, 5 gerade Linien schneiden können; er demonstrirt die Methode seines Unterrichts an einem Papier-Modell, mit Hilfe dessen er die Sätze vom gleichschenkligen Dreiecke anschaulich macht.

Herr Professor Buchbinder erklärt seine volle Zustimmung zu den Vorschlägen des Herrn Professor Dr. Erler, da der Mangel eines solchen propädeutischen Unterrichts nach seiner Erfahrung bei Beginn des mathematischen Unterrichts deutlich hervortrete.

Herr Oberlehrer Dr. Richter (Wandsbeck) erkennt zwar die Nothwendigkeit eines propädeutischen Unterrichts an, will denselben jedoch beschränkt wissen, damit nicht dem wissenschaftlichen Theile zu viel Zeit entzogen werde.

Herr Oberlehrer Dr. Weinmeister (Leipzig) empfiehlt aus ähnlichen Gründen die Verbindung dieses Vorbereitungsunterrichts mit dem Zeichenunterricht, besonders weil dadurch der wissenschaftliche Theil der Mathematik von dem propädeutischen mehr auch äusserlich geschieden werden.

Herr Prof. Dr. Zimmer (Gera) macht gegen den propädeutischen Unterricht

Digitized by Google

geltend, dass dadurch leicht bei den Schülern die Ansicht aufkomme, als sei ihnen durch die blosse Anschauung der wissenschaftliche Beweis geliefert.

Zum Schluss erbittet sich Herr Prof. Dr. Erler nochmals das Wort. Er freue sich, dass auch in dieser Versammlung die Punkte, welche von den Gegnern des propädeutischen Unterrichts aufgestellt würden, zur Sprache gekommen seien. Er erkläre sich entschieden dagegen, dass der propädeutische Unterricht mit dem systematischen verschmolzen werde, dass ein unmerklicher Uebergang aus dem einen in den andern stattfinde. Dies geschehe nur auf Kosten der Gründlichkeit; der Schüler müsse wissen, dass der systematische einen ganz anderen Charakter trage. Er billige Veranschaulichungen; doch warne er, durch das Streben nach äusserer Anschaulichkeit dem Schüler die innere Nothwendigkeit der Schlussfolgerungen zu verhüllen. Daher erkläre er sich auch durchaus gegen die Aufnahme des eigentlichen geometrischen Stoffes in den propädeutischen Unterricht. Aber ebenso sei er dem entgegen, dass der letztere sich bloss mit dem Zeichnen beschäftige. Auch die Körper müssten zur Anschauung und Behandlung kommen, damit der Schüler, ehe er in Prima den stereometrischen Unterricht beginne, wisse, was die Wissenschaft unter einem Prisma, Cylinder, Kegel u. s. w. verstehe, und der Lehrer diese Worte z. B. im physikalischen Unterrichte brauchen könne, ohne Missverständniss befürchten zu dürfen.

Herr Professor Dr. Zimmer erklärt, mit einer derartigen Propädeutik wie sie soeben von Herrn Prof. Dr. Erler dargelegt worden sei, sich mehr befreunden zu können.

Schliesslich gelangt folgende These zur Annahme:

„In der Geometrie ist ein besonderer propädeutischer Unterricht nöthig, welcher jedoch dem Inhalte des systematischen Lehrganges nicht vorgreifen darf."

Hierauf gab Herr Realschullehrer Schubring eine kurze Notiz über die Behandlung der Division zweier Brüche und schloss daran den Antrag:

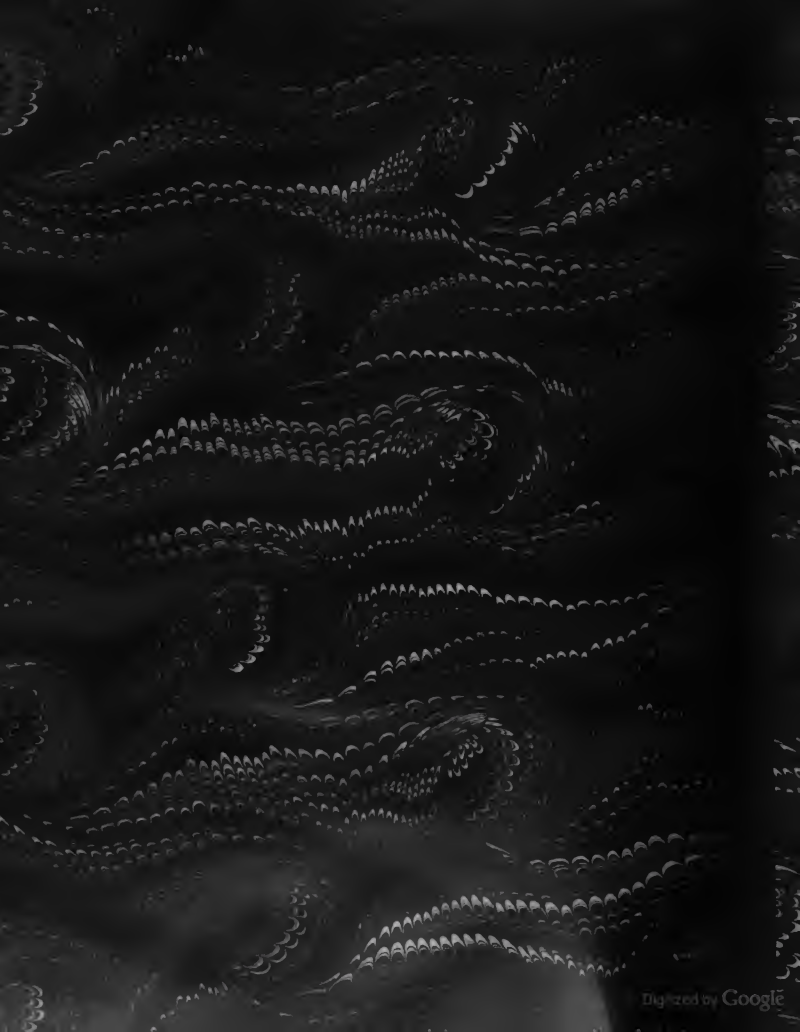
„Es ist darauf hinzuwirken, dass der Gebrauch des Doppelpunktes als Divisionszeichen (:) in der Bedeutung „in" (Divisor : Dividendus) auch aus dem Elementarunterrichte verschwinde."

Zuletzt erhob sich auf den Vorschlag des Vorsitzenden die Versammlung von den Plätzen zum Zeichen des Dankes gegen Herrn Prof. Dr. Liebe (Gera) — welcher die vorbereitende Geschäftsführung für die mathematisch-naturwissenschaftliche Section übernommen habe, aber verhindert worden sei, an ihren Sitzungen theilzunehmen — sowie gegen die Herren, welche durch ihre werthvollen Vorträge nicht nur den Mitgliedern der Section einen hohen Genuss bereitet, sondern auch unleugbar dazu beigetragen haben, dass die Behandlung der von der Section vertretenen Disciplinen und die Erfüllung der hohen gemeinschaftlichen Aufgabe derselben gefördert werde. Nachdem sich sodann die Versammlung auf den Vorschlag des Herrn Prof. Buchbinder auch zu Ehren des Vorsitzenden, des Herrn Realschuldirectors Dr. Kiessler, erhoben hatte, erfolgte der Schluss der Sectionssitzungen.

Gewissermaassen eine Fortsetzung derselben bildete die Besichtigung einiger neuer äusserst instructiver physikalischer Apparate, welche Herr Prof. Dr. Schäffer (Jena) bei dem gemeinschaftlichen Ausfluge nach Jena in zuvorkommendster Weise den noch gegenwärtigen Mitgliedern der Section vorführte.

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

Widener Library
098 631 294

Digitized by Google